



universität
wien

MASTERARBEIT

Titel der Masterarbeit

Interkulturelle Kommunikation –
Spanische Expatriates in Österreich

Verfasserin

Judith Schießbiegl, BA

angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (MA)

Wien, 2015

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 060 342 351

Studienrichtung lt. Studienblatt: Übersetzen

Betreuerin / Betreuer: Univ.-Prof. Dr. Gerhard Budin

Für meine Eltern

Danksagung

Mein Dank gilt in erster Linie meinen lieben Eltern, die es mir ermöglicht haben, an der Universität Wien zu studieren und die während der vergangenen Jahre viel Geduld und Verständnis für meine Entscheidungen aufgebracht haben. Sie haben mich während meiner gesamten Studienzeit sowohl finanziell als auch emotional unterstützt und mir zwei Auslandsaufenthalte ermöglicht, deren Erfahrungen mich sehr bereichert haben und die ich darum nicht missen möchte.

Ich bedanke mich bei meinem Betreuer, Herrn Univ.-Prof. Dr. Gerhard Budin, der mich bei der Themenfindung auf den richtigen Pfad geleitet hat und bei Fragen oder Unklarheiten jederzeit zur Verfügung stand.

Besonderer Dank gilt auch meiner lieben Schwester Lisa, die all die Jahre immer für mich da war und auf die ich mich stets verlassen konnte.

Ich danke meinem Freund Csaba, der mir in den vergangenen beiden Jahren zur Seite stand und auch in schwierigen Momenten an mich geglaubt und mich ermutigt hat.

Zuletzt möchte ich mich ganz herzlich bei meinen Freunden bedanken, die mich während meiner Studienzeit begleitet haben. Allen voran bei meiner lieben Freundin Rita. Danke für all die wunderbaren Gespräche.

Inhalt

0 Einleitung	1
1 Interkulturelle Kommunikation	4
1.1 Kommunikation	4
1.1.1 Kommunikation als zwischenmenschliche Handlung	4
1.1.2 Inhalts- und Beziehungsebene in der Kommunikation	5
1.1.3 Metakommunikation	6
1.2 Kultur	7
1.3 Entstehung des Forschungsgebietes	10
1.4 Wissenschaftliche Definitionen.....	10
1.5 Kulturunterschiede.....	12
1.5.1 Sprache, Denken, Wahrnehmung.....	13
1.5.2 Nonverbale Kommunikation (Mimik, Gestik, Parasprache)	16
1.5.3 Zeitverhalten und Raumverhalten	17
1.5.4 Individualismus vs. Kollektivismus	20
1.6 Verhalten gegenüber dem Fremden	22
1.6.1 Ethnozentrismus.....	22
1.6.2 Stereotype	24
1.6.3 Entstehung von Stereotypen und Vorurteilen	25
1.7 Interkulturelle Kommunikation: Probleme und Lösungsansätze	28
1.7.1 Problematik der interkulturellen Kommunikation	28
1.7.2 Lösungsansätze zur Vermeidung interkultureller Missverständnisse	29
2 Migration und Integration.....	34
2.1 Migration	34
2.1.1 Migrationsforschung	34
2.1.2 Definition des Migrationsbegriffes	35
2.1.2 Migrationstheorien	38
2.1.2.1 Push-Pull-Modell	38
2.1.2.2 Migrationsnetzwerktheorie.....	40
2.1.2.3 Kettenmigration.....	41
2.1.2.4 Warum Menschen nicht migrieren	41
2.1.3 Migrationstypologien	42
2.1.3.1 Saisonmigration.....	43
2.1.3.2 Pendelmigration	44
2.1.3.3 Sekundäre Migration und Familienzusammenführung	44
2.1.3.4 Elite-, ExpertInnen-, Fachkräfte- und StudentInnenmigration.....	45
2.1.3.5 Umweltmigration	46

2.1.3.6 Rückkehrmigration.....	46
2.1.3.7 Illegale Migration.....	47
2.1.6 Globalisierung und Migration.....	48
2.2 Integration.....	51
2.2.1 Zum Integrationsbegriff.....	51
2.2.2 Integrationsmodelle.....	54
2.2.2 Bedeutung der Landessprache für den Integrationsprozess.....	56
2.2.3 Rassismus und Fremdenfeindlichkeit.....	62
3 Leben in der Fremde.....	68
3.1 Expatriates	68
3.2 Kulturschock und kulturelle Anpassung.....	71
3.3 Vorbereitung auf den Auslandsaufenthalt	75
3.4 Auswirkungen von Auslandsaufenthalten.....	76
4 Spanische Expatriates in Österreich	79
4.1 Wirtschaftliche Situation Spaniens	79
4.2 Befragung in Österreich lebender spanischer Expatriates.....	80
4.2.1 Methodik der Datenerhebung.....	80
4.2.2 Aufbau und Gestaltung des Fragebogens.....	80
4.3 Auswertung und Präsentation der Ergebnisse	82
4.4 Zusammenfassung der Ergebnisse.....	127
5 Schlusswort	131
Bibliografie.....	132
Abbildungsverzeichnis.....	138
Fragebogen in spanischer Sprache	140
Abstract.....	147
Lebenslauf	148

0 Einleitung

Durch die wachsende Bedeutung internationaler Beziehungen, den weltweiten Ausbau des Verkehrswesens und die globale Vernetzung, sowohl im Bereich der Technologie als auch dem der Massenmedien, hat sich interkulturelle Kommunikation im Laufe der Zeit von einem seltenen Phänomen zu etwas Alltäglichem entwickelt. Menschen aus unterschiedlichen Kulturen treten heute viel häufiger miteinander in Kontakt, als dies noch vor ein paar Jahrzehnten der Fall war. Obwohl es im Zuge der Globalisierung zwangsläufig zu einer Vermischung der einzelnen Kulturen kommt und heute bereits eine gewisse Homogenisierung bestimmter kultureller Aspekte zu verzeichnen ist, so unterscheiden sich die einzelnen Kulturen hinsichtlich ihrer Denkstrukturen und Wertvorstellungen dennoch erheblich voneinander. Dies wird besonders an den im interkulturellen Kontext häufig auftretenden Missverständnissen deutlich, derer sich die Betroffenen jedoch oftmals gar nicht bewusst sind. Die Ursache jeglicher in der interkulturellen Kommunikation entstehenden Verständigungsschwierigkeiten liegt größtenteils in der starken Prägung eines jeden Menschen durch seine eigene Kultur. Aufgrund dieser neigen wir dazu, die uns vertrauten sozialen Normen und Regeln als selbstverständlich anzusehen und unsere eigene Kultur verglichen mit fremden als hochwertiger zu empfinden. Bei der unbewussten Analyse des Verhaltens Anderer wird automatisch auf die gewohnten Muster zurückgegriffen, was in der Kommunikation mit Menschen anderer Kulturzugehörigkeit nicht selten Fehlinterpretationen beider KommunikationspartnerInnen zur Folge hat.

Mit der Globalisierung kam es auch zu einer Veränderung der Migrationsströme. Der weltweite Ausbau der Infrastruktur und die damit verbundene erhöhte Mobilität der Bevölkerung lassen die Distanzen zwischen Städten verschiedener Länder und Kontinente heute verkürzt erscheinen und ermöglichen Menschen das Zurücklegen weiter Strecken innerhalb kurzer Zeit. Wenn wir heute von MigrantInnen sprechen, so handelt es sich dabei nicht mehr ausschließlich um Flüchtlinge, die aus politischen oder ökologischen Gründen ihr Land verlassen, um sich anderswo eine neue Existenz aufzubauen und ein besseres Leben zu führen. Im Zeitalter der Globalisierung befinden sich unter den Auswandernden vermehrt qualifizierte Fachkräfte, die von ihren Firmen ins Ausland entsandt wurden sowie abenteuerlustige Personen, die fern der Heimat neue Erfahrungen sammeln möchten. In diese Kategorie fallende MigrantInnen, die oftmals nur eine begrenzte Zeit im Ausland verbringen und anschließend wieder in ihre Heimat zurückkehren, werden im Fachjargon auch als Expatriates bezeichnet. Selbstverständlich wird eine Verlagerung des Lebensmittelpunktes oftmals von wirtschaftlichen Faktoren angetrieben.

Sich in eine neue, oftmals unbekannte Gesellschaft zu integrieren, stellt für jegliche Art von MigrantInnen nicht nur aufgrund möglicherweise fehlender Sprachkenntnisse, sondern vor allem angesichts zuvor genannter Kulturunterschiede eine große Herausforderung dar. Nicht selten kommt es, da diese Hürde von den Betroffenen nicht überwunden werden kann, zum frühzeitigen Abbruch von Auslandsaufenthalten bzw. zum Scheitern von Migrationsprozessen.

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit der Thematik der interkulturellen Kommunikation im Zusammenhang mit Migration und Integration am Beispiel in Österreich lebender spanischer Expatriates. Der Aufbau der Arbeit gestaltet sich dabei folgendermaßen:

Kapitel 1 beschäftigt sich ausführlich mit dem Forschungsgegenstand der interkulturellen Kommunikation. Dazu werden zu Beginn die Begriffe Kommunikation und Kultur getrennt voneinander betrachtet und erläutert, bevor im Weiteren auf Kulturunterschiede eingegangen sowie aufgezeigt wird, wo die Problematik der interkulturellen Kommunikation liegt und welche Lösungsansätze es dafür gibt. Es muss an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, dass es nicht Ziel dieser Arbeit ist, einen direkten Vergleich zwischen den Kulturen Spaniens und Österreichs anzustellen. Vielmehr sollen die verschiedenen Aspekte kultureller Unterschiede aufgezeigt werden, um ein allgemeines Verständnis für die Thematik der interkulturellen Kommunikation zu schaffen.

Kapitel 2 ist anschließend der Migration und Integration gewidmet. Nach einer wissenschaftlichen Annäherung an den Begriff Migration sowie einer kurzen Übersicht über die Entstehung des Forschungsgebietes werden die relevantesten Migrationstheorien zur Ergründung der Ursachen von Wanderungsphänomenen sowie die wichtigsten Migrationstypen vorgestellt. Abschließend wird untersucht, inwieweit die Globalisierung das Migrationsverhalten der Menschen verändert hat, bevor im zweiten Teil des Kapitels auf die Thematik der Integration eingegangen wird. Hier sollen die verschiedenen Formen und Stufen des Integrationsprozesses sowie die Bedeutung der Landessprache im Hinblick auf diesen erläutert werden. Das letzte Unterkapitel widmet sich der Problematik der Fremdenfeindlichkeit und geht dabei vor allem auf diesbezüglich vorliegende Daten aus Österreich ein.

In Kapitel 3 wird speziell auf die Situation von Expatriates, einer durch die Globalisierung hervorgerufen Sonderform von MigrantInnen, eingegangen. Im Mittelpunkt stehen dabei das Phänomen des Kulturschocks, die Wichtigkeit der Vorbereitung auf Auslandsaufenthalte sowie die Auswirkungen von Auslandsaufenthalten auf die betreffenden Personen. Dieses Kapitel dient der Darstellung sowohl positiver Aspekte als auch der Schwierigkeiten und Herausforderungen von Auslandsaufenthalten.

Kapitel 4 widmet sich schließlich der Untersuchung der Lebenssituation spanischer Expatriates in Österreich. Im ersten Unterkapitel soll dazu eine kurze Darstellung der aktuellen wirtschaftlichen Lage Spaniens sowie eine Thematisierung der daraus resultierenden Abwanderung hauptsächlich junger, gebildeter Landsleute erfolgen. Im empirischen Teil, der den Großteil des Kapitels ausmacht, werden schließlich die zur Datenerhebung angewandten Methoden vorgestellt und die Resultate der zum Zweck dieser Arbeit durchgeführten Umfrage präsentiert.

Folgende Fragestellungen treten bei der Auseinandersetzung mit dem Phänomen einer verstärkten Zuwanderung von SpanierInnen nach Österreich auf und sollen im weiteren Verlauf dieser Arbeit beantwortet werden:

- Besteht ein Zusammenhang zwischen der schlechten wirtschaftlichen Situation Spaniens und der vermehrten Abwanderung spanischer StaatsbürgerInnen?
- Wie haben sich hierzulande lebende spanische Expatriates auf ihren Aufenthalt in Österreich vorbereitet?
- Wurden jene Expatriates, die vom Unternehmen, bei dem sie in Spanien tätig waren, ins Ausland entsandt wurden, von diesem auf den Auslandsaufenthalt vorbereitet bzw. im Vorbereitungsprozess unterstützt?
- Welche Rolle spielt für die spanischen Expatriates persönlich die Kenntnis der Landessprache des Staates, in dem sie leben?
- Wie viel Kontakt haben die in Österreich lebenden SpanierInnen zu Einheimischen im Vergleich zu Menschen anderer Nationalitäten?
- Wie bewerten in Österreich lebende SpanierInnen die Lebensqualität in Österreich?
- Welcher Bildungsschicht gehören in Österreich lebende spanische Expatriates hauptsächlich an?

Es wird angenommen, dass die schlechte wirtschaftliche Situation des Landes den Hauptgrund für die zunehmende Abwanderung aus Spanien darstellt und der Großteil der spanischen MigrantInnen einen hohen Bildungsstand aufweist. Auch wird die Beherrschung der Landessprache, besonders bei MigrantInnen, die sich dauerhaft an einem anderen Ort niederlassen wollen, jedoch weniger im Falle kurzzeitig in einem fremden Staat verweilender Expatriates, als wichtiges Kriterium für den Integrationsprozess angesehen, da sie den Schlüssel zum Verstehen kultureller Gegebenheiten sowie zum Aufbau von Beziehungen zu Einheimischen und in weiterer Folge zur vollständigen Teilhabe an jeglichen Aspekten des gesellschaftlichen Lebens im Aufnahme- bzw. Gastland, darstellt. Diese Thesen sollen durch eine empirische Untersuchung bestätigt oder widerlegt werden.

1 Interkulturelle Kommunikation

Bevor sich diese Arbeit im weiteren Verlauf dem Thema der interkulturellen Kommunikation widmet und bestimmten Fragestellungen innerhalb dieses Kontextes auf den Grund geht, bedarf es zunächst einer genauen Abgrenzung eben dieses zentralen Begriffes. In diesem Kapitel soll deutlich gemacht werden, dass es sich bei interkultureller Kommunikation keineswegs um einen bloßen sprachlichen Austausch zwischen zwei oder mehreren VertreterInnen verschiedener Kulturen handelt. Sprache ist lediglich einer der wenigen sichtbaren Bestandteile des komplexen Werte- und Normensystems, das wir Kultur nennen. Um die Bedeutung des Begriffes *interkulturelle Kommunikation* in seiner ganzen Tragweite zu erfassen, ist es notwendig, sich zunächst mit den einzelnen Komponenten, die sich dahinter verbergen, auseinanderzusetzen. Konkret beziehe ich mich hierbei auf die beiden Begriffe *Kommunikation* und *Kultur*, welche ich im Folgenden näher beleuchten möchte, bevor ich mich anschließend der interkulturellen Kommunikation mitsamt ihren oftmals negativen Begleiterscheinungen widme und mögliche Lösungsansätze dafür aufzeige.

1.1 Kommunikation

1.1.1 Kommunikation als zwischenmenschliche Handlung

Genau genommen ist Kommunikation nichts anderes als eine zwischenmenschliche Handlung, wobei anzumerken ist, dass eine Handlung einen aktiven Vorgang bezeichnet, der von einer Absicht, also einem Ziel geleitet ist. Ziel der Kommunikation ist es, den GesprächspartnerInnen etwas Bestimmtes zu vermitteln. Dies geschieht jedoch keineswegs ausschließlich durch den Gebrauch von Worten, sondern zu einem großen Teil durch den Einsatz von nonverbalen und parasprachlichen Kommunikationsmitteln (vgl. Watzlawick 2000¹⁰:51, Kadrić et al. 2007²:48). Die nonverbalen Ausdrucksformen umfassen alle nicht-sprachlichen Zeichen, wie z.B. Mimik, Gestik und Körperhaltung, also alles, was unter den Begriff der Körpersprache fällt, aber ebenso unsere Kleidung oder Frisur. Zur Parasprache zählen jene Kommunikationsmittel, die zwar an Laute gebunden sind, jedoch nicht direkt Teil der Sprache sind. Als Beispiele sind hier Tonfall, Sprechtempo, Pausen, Seufzen und Lachen zu nennen. Diese dienen einem besseren Verstehen der sprachlichen Nachricht.

Betrachtet man nun die einzelnen Komponenten, aus denen sich die menschliche Kommunikation zusammensetzt, so wird deutlich, dass es sich dabei im Grunde genommen um unser gesamtes Auftreten oder Verhalten handelt. Wenn wir also davon ausgehen, dass jegliches Verhalten Kommunikation darstellt und wir uns vor Augen führen, dass der Mensch wohl kaum in der Lage ist, sich in einer bestimmten Situation nicht zu verhalten, resultiert

daraus, dass für die menschliche Kommunikation dasselbe gelten muss. Zu diesem Entschluss kam bereits 1969 Paul Watzlawick, der mit seinem ersten metakommunikativen Axiom Folgendes aussagt: „*Man kann nicht nicht kommunizieren.*“ (Watzlawick 2000¹⁰:53; Hervorhebung im Original) Das bedeutet, dass jeder Mensch, selbst wenn er sich nicht verbal ausdrückt, durch sein Verhalten und Aussehen kommuniziert. Wir kommunizieren somit ununterbrochen, sogar, wenn wir nur schweigend dasitzen und unseren Mitmenschen dadurch vermitteln möchten, dass wir keine Lust haben, uns mit ihnen zu unterhalten.

Zur Kommunikation gehört allerdings nicht nur das, was wir aussenden und unseren GesprächspartnerInnen vermitteln wollen, sondern auch das, was von diesen wahrgenommen und interpretiert wird (vgl. Göhring 2003²:113). Erst das Zusammenspiel beider Seiten, also die gegenseitigen Reaktionen aufeinander, lassen eine Kommunikationssituation entstehen. Dabei nehmen die beiden GesprächspartnerInnen abwechselnd die Rolle der aussendenden bzw. empfangenden Person ein. Maletzke (1996:141) zufolge ist Kommunikation erst dann erfolgreich, wenn die empfangende Person die Mitteilung der aussendenden Person genau so versteht, wie diese sie gemeint hat. In der Praxis gelingt Kommunikation weitaus seltener als man annehmen würde. Die Erklärung liegt vermutlich darin, „*daß ein und dieselbe Nachricht stets viele Botschaften gleichzeitig enthält*“ (Schulz von Thun 2006⁴³:26; Hervorhebung im Original). Dadurch kann es leicht passieren, dass beim Interpretieren einer Äußerung eine andere als die intendierte Botschaft in den Vordergrund rückt und so die Bedeutung der Äußerung verändert wird. Die empfangende Person fasst das Gesagte in einem solchen Fall „falsch“ auf und reagiert folglich auf eine Art und Weise, wie sie nicht von der aussendenden Person erwartet wird. Hierin liegt die Basis jeglicher Missverständnisse in der zwischenmenschlichen Kommunikation. Im folgenden Kapitel möchte ich die Anatomie einer Nachricht etwas genauer erörtern.

1.1.2 Inhalts- und Beziehungsebene in der Kommunikation

Neben der sachlichen Information, also dem offensichtlichen Inhalt, enthält jede Mitteilung einen weiteren Aspekt, der etwas über die Beziehung zwischen den miteinander kommunizierenden Personen aussagt. Über diese emotionale Ebene werden Hinweise darüber geliefert, wie die Informationen einer Nachricht zu verstehen sind. Wir drücken dadurch implizit aus, was wir von unseren GesprächspartnerInnen halten und wie wir zu ihnen stehen. Es weist also jede Kommunikation einen Inhalts- und einen Beziehungsaspekt auf (vgl. Watzlawick 2000¹⁰:53, Kadrić et al. 2007²:42). Wenn beispielsweise eine junge Dame auf die Halskette einer Bekannten deutet, während sie diese fragt, ob die Perlen denn echt seien, so stellt die Frage nach näheren Informationen über den Wert der Kette den Inhalt der Nachricht dar. Gleichzeitig steckt hinter der Frage aber auch eine persönliche Stellungnahme, welche die Gefühle der jungen Dame gegenüber der Bekannten zum Ausdruck bringt. Diese

manifestieren sich in der Art und Weise der Fragestellung und werden mittels Tonfall und Gesichtsausdruck transportiert. Dabei kann es sich um Bewunderung, Neid, Freundlichkeit oder jegliche andere Empfindung handeln. Die junge Dame definiert also während des Gespräches mit ihrer Bekannten deren Beziehung zueinander. Der Bekannten wird anschließend die Möglichkeit gegeben, durch die Wahl ihrer Antwort diese Definition entweder anzunehmen oder abzulehnen und die Beziehung gegebenenfalls neu zu definieren (vgl. Watzlawick 2000¹⁰:54f.).

Kommunikation beschreibt, wie sich aus der bisher behandelten Thematik ableiten lässt, die Wechselwirkung menschlichen Verhaltens, wobei das eine Verhalten stets eine Ursache und das andere eine Reaktion darauf darstellt. Das jeweilige Interpretieren des Verhaltens als Ursache bzw. Reaktion wird als „Interpunktion“ bezeichnet (vgl. Watzlawick 2000¹⁰:57ff., Schulz von Thun 2006⁴³:85). Watzlawick erläutert am Beispiel eines Ehepaares die bei zwischenmenschlichen Auseinandersetzungen häufig auftretenden gegenseitigen Schuldzuweisungen. Als Folge vermehrten Streites beginnt die Frau zu nörgeln und der Mann sich zurückzuziehen. Beide interpretieren ihr eigenes Verhalten als Reaktion und betrachten das des Anderen als Auslöser der daraus resultierenden unerfreulichen Situation. Der Mann ist der festen Überzeugung, er ziehe sich deshalb zurück, weil seine Frau ständig nörgelt, während die Frau der Ansicht ist, sie nörgle nur deshalb immer, weil ihr Mann sich ständig zurückzieht. Der Ursprung zahlreicher Beziehungsprobleme liegt in der sturen Haltung beider PartnerInnen.

„Es scheint eine menschliche Eigenart zu sein, das eigene Verhalten immer als Reaktion zu erleben. Dies erklärt zu einem guten Teil den merkwürdigen Umstand, daß sich in konfliktreichen Auseinandersetzungen meist alle im Recht fühlen.“ (Schulz von Thun 2006⁴³:85f.)

Dagmar Kumbier (2010⁴:22) und Friedemann Schulz von Thun (1989:28f.) sprechen in diesem Zusammenhang von sogenannten „Teufelskreisen“. Dieses Modell erklärt die Schwierigkeit einer Versöhnung in Konfliktsituationen dadurch, dass der einzelne Mensch prinzipiell dazu neigt, ein mehr oder weniger ausgeprägtes ignoranten Verhalten an den Tag zu legen und die Schuld des Problems in seiner Umgebung, nicht aber bei sich selbst, zu suchen. Diese Tendenz erschwert das Zustandekommen erfolgreicher Kommunikation enorm.

1.1.3 Metakommunikation

In einer Kommunikationssituation von unseren GesprächspartnerInnen richtig verstanden zu werden ist keine Selbstverständlichkeit. Vielmehr kommt es bei zwischenmenschlichen Gesprächen durch häufige Fehlinterpretationen sehr leicht zu Missverständnissen oder gar Konflikten. Um diese zu klären oder sie von vornherein zu vermeiden, empfiehlt es sich, explizit über die in der Kommunikation auftretenden Phänomene zu sprechen, d.h. Metakommunikation zu betreiben.

„Es gibt kaum ein Heilmittel, das für „kranke“, gestörte Kommunikation von den Fachleuten so empfohlen wird wie [explizite] Metakommunikation. Gemeint ist eine Kommunikation über die Kommunikation, also eine Auseinandersetzung über die Art, wie wir miteinander umgehen, und über die Art, wie wir die gesendeten Nachrichten gemeint und die empfangenen Nachrichten entschlüsselt und darauf reagiert haben.“ (Schulz von Thun 2006⁴³:91)

Der Einsatz von Metakommunikation begünstigt das Gelingen von Kommunikation im täglichen Leben. Oftmals fällt es uns jedoch nicht leicht, in ohnehin bereits angespannten oder als peinlich empfundenen Situationen, auch noch anzusprechen, dass wir uns unwohl fühlen. „Gute Metakommunikation verlangt in erster Linie einen vertieften Einblick in die eigene Innenwelt und den Mut zur Selbstoffenbarung.“ (Schulz von Thun 2006⁴³:91) Sie erfordert daher die Analyse des eigenen sowie des fremden Verhaltens und die Bereitschaft, die persönlichen Gefühle und Anliegen zu artikulieren. Durch das bewusste Betreiben von Metakommunikation werden Fehlinterpretationen in zwischenmenschlichen Gesprächen größtenteils vermieden (siehe auch Kapitel 1.7.2).

1.2 Kultur

Im vorigen Kapitel haben wir uns ausgiebig mit dem Gegenstand der menschlichen Kommunikation beschäftigt und festgestellt, dass es sich dabei um einen sehr komplexen Vorgang handelt, für dessen Gelingen mehr nötig ist, als bloß willige SprecherInnen und aufmerksame ZuhörerInnen.

Widmen wir uns nun der zweiten Komponente des Begriffes *interkulturelle Kommunikation*, nämlich der Kultur. Das Wort Kultur fand im 17. Jahrhundert Eingang in den Sprachgebrauch, wo es im Gegensatz zu naturgegebenen Phänomenen etwas vom Menschen Geschaffenes bezeichnete (vgl. Maletzke 1996:15). Mittlerweile hat sich die Bezeichnung sehr stark im Alltagswortschatz manifestiert und wird auf verschiedenste Bereiche bezogen verwendet. So spricht man heute von frühen Hochkulturen, Weinkultur, Joghurtkulturen oder der Wiener Kaffeehauskultur. Auch in den einzelnen Wissenschaftsdisziplinen, in denen der Begriff noch viel spezifischer zum Einsatz kommt, findet man die unterschiedlichsten Definitionen von Kultur. Ich werde mich verständlicherweise nur mit jenen beschäftigen, die mir in Bezug auf die interkulturelle Kommunikation als relevant erscheinen. Eine sehr treffende Definition liefert der deutsche Kommunikationswissenschaftler und Psychologe Gerhard Maletzke.

„In der Kulturanthropologie ist Kultur im wesentlichen zu verstehen als ein System von Konzepten, Überzeugungen, Einstellungen, Wertorientierungen, die sowohl im Verhalten und Handeln der Menschen als auch in ihren geistigen und materiellen Produkten sichtbar werden.“ (Maletzke 1996:16)

Eine Kultur zeichnet sich durch bestimmte Weltanschauungen und Einstellungen aus, welche sich in der Lebensweise der Angehörigen dieser Kultur manifestieren. Sie zeigt sich nicht erst

in den vom Menschen geschaffenen Produkten, sondern spiegelt sich bereits in dessen alltäglichem Verhalten wider. Rudi Renger äußert sich zum Kultur-Begriff, wie er in der Gemeinsprache verwendet wird, folgendermaßen:

„Oft wird der Begriff ‚Kultur‘ fälschlicherweise mit der ‚Kunst‘ gleichgesetzt: Unter Kultur wird in diesem Fall Musik, Malerei, Bildhauerei, Tanz und Literatur verstanden. Künstlerische Handlungen und Resultate, d.h. Artefakte, sind jedoch lediglich der sichtbare Beweis für die *Existenz* einer Kultur, nicht die Kultur selbst.“ (Renger 1994:68; Hervorhebung im Original)

Demnach sind bereits Abläufe im Rahmen feierlicher Anlässe, wie Hochzeiten oder Geburtstage, die Art der Nachrichtengestaltung oder Tischsitten kulturspezifisch. Zumeist ist uns gar nicht bewusst, dass auch uns ziemlich banal erscheinende Aktivitäten durch unsere Kultur geprägt sind. Gewisse Abläufe in unserem Leben sind so sehr automatisiert, dass sie für uns zu etwas Selbstverständlichem geworden sind. Vom Zeitpunkt unserer Geburt an wachsen wir in unsere Kultur hinein und eigenen uns die darin üblichen Verhaltensweisen an. Dieser Prozess wird als *Enkulturation* bezeichnet (vgl. Framson 2009:18). Es handelt sich dabei um einen stetigen Prozess, der nie komplett abgeschlossen ist, sondern das ganze Leben andauert, da wir immer wieder in uns unbekannte Situationen geraten, in denen wir lernen müssen, uns anzupassen. Das grundlegende Wissen über angemessenes soziales Verhalten innerhalb unserer Kultur erwerben wir bereits im Kindes- und Jugendalter. Durch Imitation unserer Bezugspersonen, aber auch persönliche Erfahrungen eignen wir uns ein bestimmtes Verhalten im Umgang mit anderen Menschen an und lernen, unsere Emotionen angemessen auszudrücken. Bis zum zehnten Lebensjahr übernehmen Kinder hauptsächlich das Verhalten ihrer Eltern, während ihre weitere Prägung sehr stark von den Medien, insbesondere dem Fernsehen, beeinflusst wird (vgl. Brislin 1981:37).

Im Zuge der Enkulturation erfahren wir, was in unserer Gesellschaft als gut und schlecht, richtig und falsch, angemessen und unangebracht gilt. Wir lernen auf diesem Wege ganz unbewusst die Normen und Regeln unserer Kultur kennen und diese richtig anzuwenden. Da sie in unserer Gesellschaft etwas so Grundlegendes und Alltägliches darstellen, ist uns in der Regel nicht bewusst, dass es sich dabei nicht um universelle menschliche Verhaltensmuster handelt. Wir gehen automatisch davon aus, die Menschen in anderen Kulturen hätten dieselben Sichtweisen und Wertorientierungen wie wir und erkennen nicht, dass unsere Verhaltensweisen keineswegs natur-, sondern kulturbedingt sind. Dieses Phänomen nennt man *Ethnozentrismus* (vgl. Maletzke 1996:23ff., Hofstede 2006³:447ff.). Die wesentliche Eigenschaft des Ethnozentrismus besteht darin, dass die eigene Kultur als Standard herangezogen und ausgehend von dieser bewertet wird. Folglich wird das Unbekannte oder Fremde sehr leicht und vorschnell als seltsam, falsch oder unlogisch betrachtet. Auf dieses Problem wird in Kapitel 1.6.1 näher eingegangen.

Unsere Kultur vermittelt uns ein gewisses Gemeinschaftsgefühl, also die Zugehörigkeit zu einer Gruppe, deren Mitglieder nach den gleichen sozialen Normen und Regeln leben und gewisse Vorstellungen teilen. Diesen Gemeinschaftsgedanken lässt Brislin in seine Definition von Kultur mit einfließen, indem er sagt: „’Culture’ refers to those aspects of a society that all its members share, are familiar with, and pass on to the next generation.” (Brislin 1981:51) Hofstede setzt in seiner Definition den Schwerpunkt auf die Tatsache, dass die entsprechenden Verhaltensweisen und Denkstrukturen erst durch das Leben in einer bestimmten Gesellschaft erlernt werden, nicht jedoch von Natur aus gegeben sind. Er bezeichnet Kultur als „*the collective programming of the mind that distinguishes the members of one group or category of people from another*” (Hofstede 2001²:9; Hervorhebung im Original). Ebenfalls geht aus dieser Definition hervor, dass es neben der eignen auch noch andere Kulturen gibt, die sich durch ihre Vorstellungen oder Weltanschauungen von dieser unterscheiden. Darauf wird beim Bewerten des Verhaltens anderer Menschen nur allzu oft vergessen.

Die Abgrenzung der verschiedenen Kulturen voneinander hängt größtenteils davon ab, wie man den Begriff Kultur definiert. Es stellt sich allerdings die Frage, ob sich Großgesellschaften wie die USA überhaupt noch durch ein und dieselbe Kultur auszeichnen können (vgl. Maletzke 1996:17). Klar ist jedenfalls, dass sich große soziale Gruppierungen wiederum in Subkulturen einteilen lassen, deren Mitglieder bestimmte subkulturspezifische Merkmale aufweisen. So könnte man beispielsweise einzelne Berufsgruppen, jüngere und ältere Menschen, sowie Personen mit hohem und niedrigem Bildungsstand gewissen Subkulturen zuteilen. In der Fachliteratur wird grundsätzlich zwischen drei Arten von Kulturen unterschieden, nämlich der Para-, Dia- und Idiokultur (vgl. Amman 1995³:43f., Kadrić et al. 2007²:27). Unter Parakultur versteht man die Kultur einer gesamten Gesellschaft, innerhalb derer bestimmte gesellschaftliche Konventionen gelten und Wertvorstellungen existieren. So spielt beispielsweise in der nordamerikanischen Kultur materieller Erfolg eine wesentliche Rolle in Bezug auf gesellschaftliches Ansehen. Diakultur bezeichnet die Kultur einer bestimmten Gruppe innerhalb einer Gesellschaft, für die ebenfalls eigene Normen und Regeln gelten. Unter diesen Begriff fallen z.B. Vereine, Schulen oder die Jugendkultur. Differenziert man nun noch genauer, so gelangt man zu dem Resultat, dass im Grunde genommen jeder einzelne Mensch seine persönliche Kultur besitzt. Wir alle stellen für uns selbst bestimmte Regeln auf und bilden uns eigene Vorstellungen von der Welt, in der wir leben. Im Falle der Kultur einer einzelnen Person spricht man von der sogenannten Idiokultur.

Obwohl sich die einzelnen Kulturen durch ihre Wertvorstellungen, Normen und Regeln unterscheiden, so gibt es dennoch bestimmte Konzepte oder Rituale, die sich in allen Kulturen wiederfinden. Diese Merkmale und Verhaltensweisen werden in der Wissenschaft als *kulturelle Universalien* bezeichnet (vgl. Maletzke 1996:21f.). Darunter fallen z.B. das Musizieren, das Tragen von Körperschmuck, die Verehrung übernatürlicher Wesen, die

Namensgebung, sowie Bestattungsrituale. Inwieweit sich die einzelnen Kulturen unserer Erde konkret voneinander unterscheiden, wird in Kapitel 1.5 näher erläutert.

1.3 Entstehung des Forschungsgebietes

Betrachtet man Kommunikation nun im interkulturellen Kontext, so bezeichnet diese die gegenseitigen Reaktionen zweier Menschen mit verschiedenen kulturellen Hintergründen aufeinander, ganz egal, ob diese auf verbaler oder nonverbaler Ebene miteinander kommunizieren. Um interkulturelle Kommunikation zu betreiben, ist die Kenntnis einer gemeinsamen Sprache folglich nicht unbedingt erforderlich, zum Erreichen des kommunikativen Ziels aber sicherlich von Vorteil.

Im Grunde wurde interkulturelle Kommunikation von unseren Vorfahren bereits vor geraumer Zeit betrieben, jedoch ohne, dass diese sich dessen bewusst waren. Zahlreiche Reisende fertigten im Laufe der Geschichte Aufzeichnungen über fremde Kulturen an. Obwohl interkulturelles Kommunizieren seinen Ursprung also mit Sicherheit bereits viel früher hatte, so wird die Entstehung dieser Disziplin auf die 1960er Jahre datiert, als die USA die Bedeutung interkulturellen Wissens für den globalen Handel erkannte und dadurch starkes Interesse am Verstehen kulturspezifischer Verhaltensweisen entwickelte (vgl. Göhring 2003²:112). Geprägt wurde der Begriff *Interkulturelle Kommunikation* vom US-amerikanischen Anthropologen Edward T. Hall im Rahmen der Kommunikationsforschung. Sein Buch *The Silent Language* (1959) beschäftigt sich mit dem unterschiedlichen Raum- und Zeitempfinden verschiedener Kulturen (vgl. Luger 1994:31). Bedingt durch die starken Einwanderungswellen lebten Menschen verschiedenster Herkunft in den Vereinigten Staaten schon damals eng zusammen, was mitunter ein Grund war, weshalb sich die Wissenschaft dort schon relativ früh mit den daraus resultierenden Problemen auseinandersetzte. In den vergangenen Jahrzehnten hat sich die interkulturelle Kommunikation zu einem interdisziplinären Forschungsgegenstand entwickelt, mit dem sich vor allem die Kulturanthropologie, Soziologie, Psychologie, Kommunikationswissenschaft und Linguistik beschäftigen (vgl. Reimann 1992:13, Göhring 2003²:112). Das Hauptaugenmerk der Forschung liegt auf der Untersuchung der Interaktionsprozesse, die beim Aufeinandertreffen von Angehörigen unterschiedlicher Kulturen stattfinden.

1.4 Wissenschaftliche Definitionen

Treten zwei Menschen verschiedener Kulturzugehörigkeit miteinander in Kontakt, so kann es dabei entweder zu einem unmittelbaren Austausch zwischen den beiden kommen, die Kommunikation kann aber auch durch eine dritte Person vermittelt werden. Letztere Situation

tritt hauptsächlich dann ein, wenn die beiden miteinander kommunizierenden Personen mit unterschiedlichen Muttersprachen aufgewachsen sind und keine der beiden über ausreichende Fremdsprachenkenntnisse verfügt, um die beabsichtigte Botschaft in eine Sprache zu übertragen, die vom Gegenüber verstanden wird. In einem solchen Fall werden für gewöhnlich ÜbersetzerInnen oder DolmetscherInnen zur Hilfe herangezogen. Aus Kostengründen werden jedoch nicht selten Laien als Sprachmittler eingesetzt, die durch fehlendes fachliches Know-How oftmals nicht in der Lage sind, kulturell gefärbte Botschaften professionell zu übermitteln, weshalb das Auftreten von Fehlinterpretationen dadurch keineswegs verringert oder vermieden wird.

Da, wie in Kapitel 1.1 festgestellt wurde, jegliches Verhalten Kommunikation darstellt, findet bei der Begegnung zweier Menschen unterschiedlicher Kulturen automatisch interkulturelle Kommunikation statt, ganz egal, ob eine solche beabsichtigt ist oder nicht. „Interkulturelle Kommunikation wäre also das bewußte und unbewußte Aussenden und Empfangen von Botschaften über kulturelle Grenzen hinweg.“ (Göhring 2003²:113) Ein verbales Gespräch muss dabei nicht unbedingt zustande kommen. So können beispielsweise die Gäste eines Hotels, die aus verschiedenen Ländern stammen, im Speisesaal durch ihre Mimik und Gestik miteinander Kontakt aufnehmen, ohne dabei ein einziges Wort miteinander zu wechseln.

In dem Glauben, er habe dieselbe Bedeutung wie der Begriff der interkulturellen Kommunikation bzw. eine nur minimal davon abweichende, wird jener der transkulturellen Kommunikation oftmals fälschlicherweise anstelle dessen verwendet. Erstaunlicherweise geht der Unterschied dieser beiden Begriffe auch aus einer Vielzahl an Werken der Fachliteratur nicht klar hervor. Bei der Unterscheidung zwischen interkultureller und transkultureller Kommunikation spielen die beiden oben genannten Varianten vermittelter bzw. unvermittelter Kommunikation eine wesentliche Rolle.

„[I]m Sinne einer terminologischen Klarheit sollen jedoch unmittelbare kommunikative Handlungen zwischen den VertreterInnen verschiedener Kulturen [...] dem Referenzbereich des Terminus der *interkulturellen Kommunikation* zugewiesen werden. [...] Handelt es sich hingegen um eine **vermittelte Kommunikation** zwischen den Kommunikationspartnern, scheint dafür der Terminus der *transkulturellen Kommunikation* angebrachter.“ (Prunč 2004:271f.; Hervorhebung im Original)

Interkulturelle Kommunikation bezeichnet also den direkten Gedankenaustausch zwischen zwei Personen verschiedener Kulturzugehörigkeit, während transkulturelle Kommunikation erst durch die Zwischenschaltung einer Vermittlungsinstanz stattfinden kann. Neben der bereits erwähnten Berufsgruppe der ÜbersetzerInnen und DolmetscherInnen zählen zu möglichen VermittlerInnen auch LehrerInnen oder BeraterInnen, die in einem multikulturellen Umfeld, also beispielsweise in Bildungs- oder Kultureinrichtungen im In- oder Ausland tätig sind. In vielen multinationalen Konzernen kommen heute sogenannte Kulturmediatoren zum Einsatz, deren Aufgabe es ist, durch die Betreuung der MitarbeiterInnen unterschiedlicher Herkunft für ein verbessertes Arbeitsklima und erhöhte

Motivation im Betrieb zu sorgen (vgl. Prunč 2004:277). Im Rahmen dieser Betreuung wird den MitarbeiterInnen die Möglichkeit geboten, über deren Verhaltensgrundsätze und Erwartungshaltungen, sowie etwaige Auseinandersetzungen mit KollegInnen zu sprechen und anfallende Probleme durch Analysieren der Situation zu lösen.

An dieser Stelle ist anzumerken, dass die in der inter- und transkulturellen Kommunikation auftretenden Probleme und Missverständnisse denselben Ursprung haben und sich darum sehr ähnlich sind. Da die vorliegende Arbeit im weiteren Verlauf das Befinden von in Österreich lebenden SpanierInnen im direkten Kontakt mit der fremden Kultur und deren Angehörigen untersucht, steht hier ganz klar die interkulturelle Kommunikation im Vordergrund, obwohl ganz besonders in der Anfangsphase des Auslandsaufenthaltes vieler Expatriates auch die transkulturelle Kommunikation eine entscheidende Rolle spielt.

1.5 Kulturunterschiede

Unser Planet ist Heimat unzähliger Kulturen, die sich, wie bereits in Kapitel 1.2 angesprochen, allesamt durch ihre ganz spezifischen Denk- und Wahrnehmungsmuster sowie Wertorientierungen auszeichnen. Reimann bringt einen Vergleich, der meines Erachtens ein sehr gutes Bild der kulturellen Vielfalt vermittelt.

„Die Auseinandersetzung der Menschen mit ihrer natürlichen Umwelt aber auch mit anderen Gruppen hat [...] zu einer Manigfaltigkeit [sic!] von Kulturgestalten geführt, vergleichbar der durch die Evolution hervorgebrachten Artenvielfalt.“ (Reimann 1992:20)

Aus dieser Aussage geht unmissverständlich hervor, dass die Menschen nicht überall „gleich“ sind. Jede Kultur hat durch die im Laufe ihrer Geschichte aufgetretenen Ereignisse eine Prägung erfahren und dadurch bestimmte Vorlieben, Traditionen und Wertvorstellungen entwickelt. Ebenso wie materieller Erfolg nicht in jeder Kultur denselben Stellenwert hat, so gibt es auch überall unterschiedliche soziale Regeln und Tabus.

Dass die Angehörigen fremder Länder und Kulturen anders denken oder sich anders verhalten als man selbst, darüber waren sich die Menschen seit jeher im Klaren. Aufzeichnungen des griechischen Historikers Herodot zufolge, legten die ÄgypterInnen oftmals ein den GriechenInnen ungewöhnlich erscheinendes Verhalten an den Tag. Auch Julius Cäsar betonte die seltsame Art der keltischen und germanischen Stämme, die klar von der römischen Natur und Lebensweise abzuweichen schienen. Nach den großen Entdeckungen des 15. und 16. Jahrhunderts trat die europäische Bevölkerung in Kontakt mit menschlichen Zivilisationen, die sich in Fortschritt und Lebensstil enorm vom Rest der bis dahin bekannten Welt unterschieden. Der Samen für die Entstehung der Begrifflichkeiten Kultur und Kulturunterschiede war damit gesät, doch wurde auf diesem Gebiet noch lange keine

wissenschaftliche Forschung betrieben. Erst im 19. Jahrhundert tauchte die Sozial- und Kulturanthropologie als neue Wissenschaftsdisziplin auf, die sich mit fremden Kulturen und Kulturunterschieden beschäftigte, insbesondere mit Eingeborenenstämmen. Bereits damals erkannten die AnthropologInnen, dass es, um die Menschheit insgesamt zu verstehen, hilfreich war, Stämme zu beobachten und zu erforschen, die noch in möglichst unberührter Natur fernab von modernen technologischen Einflüssen lebten. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts kristallisierte sich schließlich heraus, dass nicht nur zwischen AmerikanerInnen und Angehörigen der Stämme in Papua-Neuguinea wesentliche Kulturunterschiede bestanden, sondern bereits zwischen AmerikanerInnen und JapanerInnen und sogar zwischen EngländerInnen und Deutschen. In weiterer Folge hatten KulturanthropologInnen, PsychologInnen sowie ExpertInnen auf dem Gebiet des internationalen Managements großes Interesse daran, die Unterschiede zwischen den einzelnen Kulturen der modernen Gesellschaft zu verstehen. Die voranschreitende Globalisierung und der dadurch vermehrte geschäftsbedingte Kontakt von AmerikanerInnen und EuropäerInnen mit Angehörigen anderer Kulturen führte zu verstärkter Forschung in diese Richtung (vgl. Minkov 2011:2f.).

Im diesem Kapitel soll nun ein Überblick über jene Bereiche gegeben werden, hinsichtlich derer sich einzelne Kulturen primär voneinander unterscheiden. Anhand von Beispielen aus der wissenschaftlichen Literatur möchte ich demonstrieren, wie Kulturunterschiede konkret aussehen und welche Probleme bzw. Schwierigkeiten daraus in der interkulturellen Kommunikation resultieren können. Ich möchte an dieser Stelle anmerken, dass im Folgenden nicht speziell auf die Unterschiede zwischen der spanischen und der österreichischen Kultur eingegangen wird, sondern der Fokus auf die allgemeinen Erkenntnisse über Kulturunterschiede gerichtet ist. Dies dient vor allem dazu, um das Bewusstsein für diese Thematik zu schärfen sowie die Komplexität alltäglicher Situationen zu begreifen, mit denen Expatriates, die im Ausland lebend permanent von einer fremden Kultur umgeben sind, konfrontiert sind.

1.5.1 Sprache, Denken, Wahrnehmung

Wie bereits erwähnt, erleben wir die Vorkommnisse in unserer eigenen Kultur als natürlich und selbstverständlich. Erst durch die Begegnung mit Menschen anderer Kulturkreise werden wir uns der Existenz anderer Verhaltensweisen und Weltanschauungen bewusst, zumal uns diese seltsam oder ungewöhnlich erscheinen.

Eines der auffälligsten Merkmale einer fremden Kultur, das sofort erkannt wird, ist der Gebrauch einer anderen als der uns vertrauten Sprache. Ein bekanntes Bild, welches zur Veranschaulichung von Kultur häufig herangezogen wird, ist jenes eines Eisberges (vgl. Framson 2009:20). Die Sprache gehört dabei zu den wenigen Merkmalen einer Kultur, die

sich im sichtbaren Bereich des Berges befinden. Die Regeln zu deren Anwendung, sowie eine Vielzahl anderer Kulturspezifika, sind hingegen im weitaus größeren Teil, welcher sich unter der Wasseroberfläche befindet und somit im Verborgenen liegt, angesiedelt. An dieser Stelle ist anzumerken, dass Kultur- und Sprachgemeinschaft jedoch nicht unbedingt identisch sein müssen (vgl. Schubert 2004:320). Eine Sprachgemeinschaft kann durchaus mehrere Kulturen umfassen, was am Beispiel des Englischen, welches in Ländern verschiedener Kontinente gesprochen wird, deutlich wird. Ebenso können sich innerhalb einer Kultur mehrere Sprachgemeinschaften befinden. Subkulturen verfügen nicht selten über eine für sie ganz spezifische Ausdrucksweise, welche oft in Verbindung mit einer bestimmten Terminologie verwendet wird und die Interessen der Gruppe widerspiegelt. Innerhalb der österreichischen Kultur drücken sich WissenschaftlerInnen völlig anders aus als Jugendliche oder VertreterInnen bestimmter Berufsgruppen. In Afrika werden von verschiedenen Subkulturen beispielsweise oft ganz unterschiedliche Dialekte gesprochen.

Unsere Sprache hängt sehr eng mit der Art und Weise unseres Denkens sowie mit unserer Weltsicht zusammen. Menschen, die Lesen und Schreiben können, sind zu abstraktem, d.h. zu kritischem und rationalem Denken fähig (vgl. Maletzke 1996:66f.). Ob einzelne Personen nun eher zu abstraktem oder konkretem Denken neigen, hängt jedoch vor allem auch von deren kultureller Prägung ab. Denkstrukturen sind Teil der kulturellen Tradition und besonders tief verwurzelt, weshalb es schwierig ist, sie im Laufe des Lebens umzustrukturieren (vgl. Hartog 2006:66). Kinder eignen sich die kulturspezifischen Denkstrukturen automatisch im Rahmen des Spracherwerbs an.

Grundsätzlich bringt Sprache eine gewisse Ordnung in unsere Welt, da sie uns ermöglicht, in bestimmten Kategorien zu denken sowie uns umgebende Phänomene in solche einzuteilen. Die beiden US-amerikanischen Linguisten Edward Sapir und Benjamin Lee Whorf lieferten im 19. Jahrhundert einen bekannten Grundsatz in Bezug auf den Zusammenhang zwischen Sprache und Denken. Die sogenannte *Sapir-Whorf Hypothese* besagt, dass der Gedanke der Sprache nicht voraus geht, sondern durch sie bedingt ist (vgl. Snell-Hornby 1988:41). Diese Theorie behauptet also, unsere Gedanken könnten sich nur um das drehen, was wir mittels Sprache in der Lage sind auszudrücken oder zu bezeichnen. Nicht selten stehen wir jedoch vor dem Problem, unsere komplexen Gedanken und Gefühle nicht in Worte fassen zu können, was mich an besagter Hypothese meine Zweifel haben lässt. Sprache und Denken stehen wohl eher in einer Wechselbeziehung zueinander. Gewiss stimmt die Hypothese dahingehend, dass wir vermehrt über die Welt nachdenken, wie sie durch unsere Sprache festgelegt ist. Es darf jedoch nicht vergessen werden, dass wir uns durch unseren Sprachgebrauch eine Möglichkeit schaffen, unsere Welt zu beschreiben. Sprache ist einem ständigen Wandel unterzogen, sie erfährt eine permanente Bereicherung, welche es uns ermöglicht, uns über aktuelle Geschehnisse oder erstmalig auftretende Phänomene auszutauschen. Sprache und Kultur gehen in ihrer Entwicklung somit Hand in Hand.

„Die Sprache einer Menschengruppe hängt auf das engste zusammen mit der Weltsicht dieser Gruppe. Sprache und Weltsicht sind wechselseitig aufeinander verwiesen. Die gemeinsame Sprache ist Ausdruck und zugleich Determinante der gemeinsamen ‚Weltsicht‘. Einerseits wird die Weise, wie man die Welt wahrnimmt und erlebt, in hohem Maße durch die Sprache bestimmt, zugleich ist die Sprache aber auch Ausdruck des kulturspezifischen Welterlebens und formt und differenziert sich verschieden aus je nach Weltsicht und nach Bedürfnissen, Erwartungen und Motivation verschiedener Kulturen.“ (Maletzke 1996:73)

Dass sich in jeder Sprache die Weltsicht und die Bedürfnisse der jeweiligen Kultur widerspiegeln, kann am Beispiel der arktischen Völker veranschaulicht werden, welche zwischen mehreren Dutzend Begriffen differenzieren, wofür wir nur die Wörter Eis und Schnee kennen. „Jede Sprache hat ihre eigene Weise, dieselbe soziale Realität zu repräsentieren.“ (Maletzke 1996:74) Dabei werden die durch unsere Sprache festgelegten Einteilungen für gewöhnlich als logisch oder gar naturgegeben empfunden. Wir nehmen an, die uns bekannten Kategorien oder Unterscheidungen würden von der gesamten Menschheit auf die gleiche Art betrachtet. Dies ist jedoch nicht der Fall. Selbst scheinbar äquivalente Wörter verschiedener Sprachen weisen bei näherem Betrachten meist nicht exakt dieselbe Bedeutung auf. Wie ein Begriff verstanden wird, hängt von den kollektiven und individuellen Erfahrungen ab, die innerhalb einer Kultur gemacht werden. Damit beschäftigt sich die sogenannte Prototypensemantik, welche sich der Analyse von Bedeutungen widmet (vgl. Snell-Hornby 1988:27f., Kadrić et al. 2007²:83f.). Bei einem Prototyp handelt es sich um einen typischen Repräsentanten eines Begriffes, welchen wir automatisch mit diesem assoziieren. Wenn wir im deutschsprachigen Raum beispielsweise das Wort Vogel hören, so denken wir wohl eher an eine Amsel oder ein Rotkehlchen, als an einen Pinguin oder einen Strauß. In Afrika oder Australien dagegen, werden die Menschen höchst wahrscheinlich eine andere Vogelart mit diesem Begriff verbinden, welche in jenen Breitengraden häufiger vorkommt. Wie man sieht, handelt es sich bei prototypischen Eigenschaften um keine allgemeingültigen Merkmale, welche an sich bereits im Wort impliziert sind. Vielmehr werden sie erst durch die jeweilige Kultur und die damit zusammenhängenden Erfahrungen der darin lebenden Individuen festgelegt. Daraus lässt sich ableiten, dass sich ein Begriff in jeder Kultur durch unterschiedliche Merkmale charakterisiert. Dies gilt auch für abstrakte Begriffe wie Wohlstand oder Reichtum, unter denen je nach Kultur etwas anderes verstanden wird. So leben jene Menschen der westeuropäischen Kultur, die sich selbst einen eher bescheidenen Lebensstil zuschreiben würden, aus der Sicht mancher anderer Kulturen bereits im Überfluss. Es stellt sich somit die Frage, wie Menschen verschiedener Kulturen bei der Diskussion abstrakter Begrifflichkeiten jemals zu einem Konsens kommen sollen, wenn deren Ausgangsbasis und Grundeinstellung eine völlig verschiedene ist. Zwei GesprächspartnerInnen können sich unmöglich vollkommen verstehen, wenn beide etwas komplett anderes mit ein und demselben Begriff verbinden.

1.5.2 Nonverbale Kommunikation (Mimik, Gestik, Parasprache)

Körpersprache und Parasprache (siehe Kapitel 1.1.1) eines Menschen sind in hohem Maße kulturspezifisch, d.h. durch die in seiner Kultur vorherrschenden Normen geprägt. Wenn wir davon ausgehen, beim Lachen oder Weinen handle es sich um allgemeinemenschliche Ausdrucksformen bestimmter Gefühle, so liegen wir mit dieser Annahme falsch. Während Lachen in den westlichen Kulturkreisen für Fröhlichkeit oder Komik steht, drückt es in Japan Verwirrung oder Unsicherheit aus (vgl. Maletzke 1996:77). Reagiert nun ein Japaner auf seinen verärgerten deutschen Geschäftspartner mit Lachen, so wird dies wohl kaum zur Besserung dessen Stimmung beitragen. Anstatt zu erkennen, dass sich der Japaner für sein Verhalten schämt, wird er annehmen, dieser mache sich obendrein auch noch über ihn lustig. Die falsche Interpretation kulturspezifischen Verhaltens kann also unter Umständen dazu führen, dass wir einen sehr negativen Eindruck von im Grunde anständigen Menschen haben und diese in weiterer Folge völlig unbegründet nicht ausstehen können.

Auch der Blickkontakt wird in den einzelnen Kulturen vollkommen anders gehandhabt. In westlichen Kulturkreisen würde man es als unhöflich und irritierend empfinden, von seinem GesprächspartnerInnen während einer Unterhaltung nicht direkt angeschaut zu werden. Erst durch das Bestehen von Blickkontakt fühlen sich die einzelnen TeilnehmerInnen wirklich angesprochen und in das Gespräch miteinbezogen. In einigen Kulturen Asiens dagegen ist es Frauen aus Respekt zu ihrem Ehemann nicht gestattet, anderen Menschen als besagter Person während eines Gespräches direkt in die Augen zu sehen.

Ebenso verhält es sich mit der Gestik. Wenn wir im deutschsprachigen Raum im Rahmen einer Unterhaltung von uns selbst sprechen, so zeigen wir, um dies zu betonen, mit dem Zeigefinger oder der Handfläche auf unsere Brust. In Japan wird zu selbigem Zweck der Finger zur Nase geführt (vgl. Maletzke 1996:78). Bei Empfängen sind wir gewohnt, uns gegenseitig die Hände zu schütteln, während in China bei der Begrüßung von Gästen überhaupt kein Körperkontakt stattfindet. Aus dem letzten Beispiel lässt sich folgern, dass auch Küssen nicht überall dieselbe Bedeutung hat. Je nach Kultur zeigt man sich gegenüber anderen Personen offener oder geschlossener und empfindet ein unterschiedliches Verhalten als angebracht. In einigen Ländern Südasiens ist es unter Männern üblich, sich während einer Unterhaltung als Zeichen der Freundschaft gegenseitig das Öfteren zu berühren, wohingegen das gleiche Verhalten in Nordamerika entweder als abartig oder als Ausdruck von Homosexualität betrachtet würde (vgl. Brislin 1981:60). Hier zeigt sich also, wie schnell einem Menschen durch die falsche Interpretation nonverbaler Zeichen Eigenschaften oder Lebensweisen zugeschrieben werden, die keinesfalls der Realität entsprechen. Probleme ergeben sich dann, wenn die Betroffenen durch solch falsche Zuschreibungen nicht mehr jene Chancen erhalten, die ihnen eigentlich zustehen oder anders behandelt werden als Personen, die jene zu existieren geglaubten Eigenschaften nicht besitzen.

„Die Erscheinungsformen der nichtverbalen Kommunikation sind in hohem Maße kulturell überformt. Eine und dieselbe Form kann in verschiedenen Kulturen etwas Verschiedenes, manchmal sogar Gegensätzliches bedeuten – zweifellos eine Quelle gravierender Mißverständnisse in der interkulturellen Begegnung.“ (Maletzke 1996:77)

Auch die Art und Weise, wie etwas gesagt wird, ist rund um den Globus verschieden. Nicht nur Sprechtempo und Intonation variieren von Kultur zu Kultur, sondern auch Lautstärke und Quantität des Gesprochenen (vgl. Maletzke 1996:146ff.). Die Angehörigen der arabischen Kultur pflegen sich z.B. gegenseitig äußerst viel mitzuteilen, alleine schon des Redens wegen. Im Gegensatz dazu wird in Japan nur wirklich Wichtiges besprochen. Schweigen wird dort als Kommunikationsmittel eingesetzt, weshalb JapanerInnen es nicht unangenehm empfinden, längere Zeit beisammen zu sitzen, ohne ein Wort zu sprechen. Befinden sich nun Deutsche und JapanerInnen gemeinsam in einer Geschäftsverhandlung, so werden die Deutschen dem Schweigen der JapanerInnen zu entnehmen glauben, diese seien an deren Angebot nicht sonderlich interessiert, während die japanischen Geschäftsleute vor dem Bekanntgeben ihrer Zustimmung lediglich einen Moment in sich gehen wollen. Durch dieses Nichtverstehen der nonverbalen Kommunikationssignale wird eine Verhandlung aufgrund des fälschlich interpretierten Desinteresses der KlientInnen womöglich abgebrochen.

Genauso wie es schweigsame Kulturen gibt, existieren solche, die als laut gelten und innerhalb derer in Restaurants oder öffentlichen Verkehrsmitteln ein sehr hoher Geräuschpegel zu verzeichnen ist. Lautes Sprechen in aller Öffentlichkeit ist beispielsweise in Spanien keine Seltenheit. Hierzulande wäre es hingegen undenkbar und würde als äußerst unhöflich empfunden werden, würden sich die Besucher eines Restaurants lautstark unterhalten und das gesamte Lokal an ihrem Gespräch teilhaben lassen. Die Art, auf die wir gewohnt sind, mit anderen Menschen zu kommunizieren, ist also genauso von unserer Kultur geprägt, wie das, worüber wir sprechen. Da unser Kommunikationsstil jedoch sehr tief in uns verwurzelt und automatisiert ist, glauben wir, es handle sich dabei um eine uns angeborene Fähigkeit.

1.5.3 Zeitverhalten und Raumverhalten

Zeit- und Raumverhalten sind zwei Merkmale, die uns bei der Begegnung mit Menschen anderer Kulturzugehörigkeit in manchen Fällen sehr wohl als nicht der Norm entsprechend auffallen, meistens jedoch eher unangenehm und weniger in dem Bewusstsein, dass diese kulturbedingt sind.

Unter *Zeitverhalten* ist der typische Umgang einer bestimmten Kultur mit Zeit zu verstehen. Nicht überall auf der Welt stellt Zeit eine so wichtige Dimension dar wie es in vielen westlichen Kulturen der Fall ist. Die Bedeutsamkeit der Zeit hängt großteils mit dem Ausmaß der Industrialisierung in den jeweiligen Gebieten zusammen (vgl. Maletzke 1996:53ff.). In

den industrialisierten Ländern entwickelte sich Pünktlichkeit zu einem wesentlichen gesellschaftlichen Aspekt, ohne den eine Technisierung niemals möglich gewesen wäre. Zeit wurde hier zu etwas beinahe Greifbarem, über das die Menschen ähnlich wie über Geld zu denken begannen, nämlich in dem Sinne, dass man auch Zeit „sparen“, „verschwenden“ oder „verlieren“ konnte (vgl. Hall 1990:13). Ersichtlich wird das unterschiedliche Zeitverhalten einzelner Kulturen etwa am Stellenwert, den Pünktlichkeit in diesen einnimmt. Nicht überall wird von den Mitgliedern einer Gesellschaft erwartet, auf die Minute genau zu einer Verabredung zu erscheinen. In Österreich wird eine Verspätung bis zu 15 Minuten grundsätzlich toleriert, wobei man die wartende Person im Regelfall höflichkeitshalber über die Dauer der Verspätung informiert, sofern dies möglich ist. Auch ist es angebracht, sich für das Zuspätkommen zu entschuldigen, vor allem dann, wenn der Toleranzrahmen von 15 Minuten überschritten wurde. Ganz anders wird die Sache in den meisten lateinamerikanischen Ländern gehandhabt, wo man prinzipiell rund 45 Minuten zu spät am vereinbarten Ort eintrifft und man sogar offizielle BesucherInnen wie GeschäftspartnerInnen oder DiplomatInnen nicht selten eine ganze Stunde warten lässt (vgl. Maletzke 1996:138). Stammen diese beispielsweise aus Europa oder Nordamerika, wo Pünktlichkeit als sehr wichtig erachtet wird, so empfinden sie das Verhalten der SüdamerikanerInnen ihnen gegenüber verständlicherweise als äußerst nachlässig oder sogar beleidigend. Die lokalen Geschäftsleute verhalten sich jedoch lediglich den Konventionen ihrer Kultur entsprechend und haben keineswegs die Absicht, ihre Gäste schlecht zu behandeln. Ebenso wie in den meisten Ländern Lateinamerikas, hat auch in Spanien Pünktlichkeit einen weit weniger hohen Stellenwert als dies hierzulande der Fall ist. Menschliche Beziehungen werden in diesen Ländern höher gewertet als das Einhalten eines bestimmten Zeitplanes. Darum kommen Menschen aus Lateinamerika lieber zu spät zu ihrem nächsten Termin, als das Gespräch mit einem Bekannten an der Straßenecke durch eine abrupte Beendigung an seinem natürlichen Verlauf zu hindern (vgl. Hall 1990:14).

Zum Zeitverhalten gehört auch die tendenzielle Orientierung an Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft (vgl. Hofstede 2001²:351ff., 2006³:292ff.). So beziehen sich die Kulturen Chinas durch ihren Vorfahren-Kult und ihre langen Traditionen eher auf die Vergangenheit, die für sie etwas äußerst Wertvolles darstellt, während die Menschen Lateinamerikas und des Mittelmeerraumes primär in der Gegenwart leben und sich mit dem Hier und Jetzt beschäftigen. Die nordamerikanische Kultur ist als eine der am stärksten industrialisierten wiederum hauptsächlich auf die Zukunft fokussiert, wobei das Planen, Organisieren und Investieren im Hinblick auf zukünftige Errungenschaften eine große Rolle spielt. Die verschiedenen Zeitkonzepte der einzelnen Kulturen stehen teilweise im Widerspruch zueinander, weshalb für die nicht in der eigenen Kultur etablierten oftmals kein Verständnis aufgebracht werden kann (vgl. Maletzke 1996:138).

Hofstede (2006³) definiert Lang- bzw. Kurzzeitorientierung folgendermaßen:

„Langzeitorientierung steht für das Hegen von Tugenden, die auf künftigen Erfolg hin ausgerichtet sind, insbesondere Beharrlichkeit und Sparsamkeit. Das Gegenteil, die Kurzzeitorientierung, steht für das Hegen von Tugenden, die mit der Vergangenheit und Gegenwart in Verbindung stehen, insbesondere Respekt für Traditionen, Wahrung des ‚Gesichts‘ und die Erfüllung sozialer Pflichten.“ (Hofstede 2006³:292f.; Hervorhebung im Original)

Ähnlich steht es mit dem *Raumverhalten*, welches ebenfalls stark von Kultur zu Kultur variiert und beschreibt, wie sich die Menschen, auch in Bezug aufeinander, im Raum bewegen und platzieren. Grundsätzlich sind die räumlichen Distanzen, die im täglichen Leben zu verschiedenen Personen eingenommen werden, den einzelnen Kulturen entsprechend spezifisch, d.h. für diese charakteristisch und demnach von jenen anderer abweichend. Edward T. Hall (1959), Begründer des Forschungsgebietes der *Proxemik*, unterscheidet zwischen vier verschiedenen Distanzzonen, die in jedem Kulturraum existieren, in ihrer Größe jedoch stark differieren. Er bezeichnet diese als *intime*, *persönliche*, *soziale* und *öffentliche* Distanz. Welche dieser Distanzen in einer bestimmten Situation eingenommen wird, hängt davon ab, um wen es sich bei unseren InteraktionspartnerInnen handelt bzw. wie vertraut wir mit diesen sind. Die Beziehung zu den eigenen Familienmitgliedern und zu guten FreundInnen zeichnet sich im Regelfall durch einen engeren Körperkontakt aus, als jene zu Fremden oder Vorgesetzten. Hall zufolge ist die intime Distanz durch Sexualität und jegliche körperliche Berührungen gekennzeichnet. Auch innerhalb der persönlichen Distanz kommt es noch zu Berührungen, jedoch nicht auf sexueller Ebene. Von sozialer Distanz spricht man etwa bei geschäftlichen Gesprächen oder Konferenzen. Die öffentliche Distanz beschreibt schließlich jene Distanz, die wir zu Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens einnehmen und ist mit Abstand die weiteste und unpersönlichste.

Um nun auf die konkreten Kulturunterschiede hinsichtlich des Raumverhaltens aufmerksam zu machen, ist an dieser Stelle zu erwähnen, dass die Menschen im Mittelmeerraum generell viel dichter zusammenleben als in anderen Regionen der Erde (vgl. Hall 1990:11). Das bedeutet, dass sie sich mit einem vergleichsweise geringen Abstand zueinander bewegen, was sowohl bei Gesprächen zwischen Bekannten als auch beispielsweise am relativ engen Kontakt der einzelnen Personen zueinander in öffentlichen Verkehrsmitteln zu beobachten ist. In distanzierten Kulturen hingegen wird zu enger Kontakt als unangenehm empfunden und kann unter Umständen sogar negative Gefühle hervorrufen. Treffen z.B. ein Italiener und eine Deutsche aufeinander, so wird die Deutsche das Verhalten des Italieners vermutlich als aufdringlich wahrnehmen und sich während des Gesprächs zu einem bestimmten Grad unwohl fühlen. Womöglich wird sie versuchen, sich immer weiter von dem beinahe an ihr klebenden Mann zu distanzieren, welcher sich wiederum über das eigenartige Verhalten der Deutschen wundern wird, sofern er ihr Zurückweichen registriert. Betrachten wir diese Situation nun im beruflichen Kontext, so wird die Deutsche wohl eher wenig von einem Geschäftspartner halten, der während einer Besprechung ständig versucht, sich an sie heranzumachen und somit kein professionelles Verhalten an den Tag legt. Dass es sich bei dem Italiener womöglich um einen sehr anständigen und vorbildlichen Mann handelt, der

keinerlei sexuelle Absichten verfolgt, kommt der Deutschen, sofern sie mit dessen Kultur nicht vertraut ist, nicht in den Sinn (vgl. Maletzke 1996:60f.).

„Since most people don't think about personal distance as something that is culturally patterned, foreign spatial cues are almost inevitably misinterpreted. This can lead to bad feelings which are then projected onto the people from the other culture in a most personal way. When a foreigner appears aggressive and pushy, or remote and cold, it may mean only that her or his personal distance is different from yours.”
(Hall 1990:12)

Unterschiedliche Raumkonzepte lassen sich allerdings nicht nur an den in den jeweiligen Kulturen vorherrschenden Interaktionsdistanzen erkennen, sondern auch an deren Vorstellung vom privaten Raum (vgl. Maletzke 1996:139). In den USA werden die Türen zu Büroräumen für gewöhnlich offen gelassen, um auf diese Weise zu signalisieren, dass es erlaubt ist, einzutreten. Nur in Ausnahmefällen, wenn man auf keinen Fall gestört werden möchte, schließt man diese. In Deutschland hingegen, sind geschlossene Türen, die einem Schutz und Privatsphäre gewähren, die Norm. Arbeiten VertreterInnen beider Kulturen nun in einem internationalen Konzern zusammen, so deuten die geöffneten Türen ihrer ArbeitskollegInnen aus der Sicht der Deutschen auf eine unordentliche Arbeitsweise hin. Die AmerikanerInnen, die dadurch jedoch lediglich zum Ausdruck bringen, dass sie nichts zu verbergen haben und KollegInnen jederzeit eintreten können, haben durch die geschlossenen Türen der Deutschen wiederum beinahe das Gefühl, sie würden aus einer geheimen Besprechung ausgeschlossen. Ebenso verhält es sich mit privaten Grundstücken, welche in Deutschland umzäunt und mit blickdichten Hecken bepflanzt werden, um Sichtschutz zu bieten, was man in den USA nicht für notwendig empfindet.

1.5.4 Individualismus vs. Kollektivismus

Zwei wesentliche gesellschaftliche Konzepte, hinsichtlich derer sich Kulturen erheblich voneinander unterscheiden, sind jene des *Individualismus* und *Kollektivismus* (vgl. Hofstede 2006³:100ff.). Es gibt Gesellschaften, in denen das Individuum eine sehr wichtige Rolle spielt und in denen großer Wert auf den Ausdruck der eigenen Meinung gelegt wird. Die Freiheit des Einzelnen nimmt in diesen einen höheren Stellenwert ein als bestimmte soziale Bindungen, welche jederzeit aufgelöst und neu eingegangen werden können. Die USA sind ein typisches Beispiel einer individualistischen Kultur, in der das Erreichen der persönlichen Ziele sowohl im beruflichen als auch im privaten Leben als äußerst wichtig erachtet wird (vgl. Maletzke 1996:105).

Nur ein geringer Teil der Weltbevölkerung lebt jedoch in individualistischen Gesellschaften, in denen Familien typischerweise aus zwei Elternteilen und deren Kindern bestehen. Dieser Typ von Familie wird auch als *Kleinfamilie* oder *Kernfamilie* bezeichnet. Verwandte leben mit deren eigenen Kleinfamilien üblicherweise nicht im selben Haus, ja nicht unbedingt

einmal im selben Bezirk oder derselben Region. Das Ziel der Eltern ist, ihre Kinder dahingehend zu erziehen, dass diese in der Lage sind, auf eigenen Beinen zu stehen und alleine zurechtzukommen. Mit dem Eintritt ins Berufsleben verlassen die Kinder für gewöhnlich das Elternhaus und sorgen für sich selbst. Der Mensch wird als starkes Individuum gesehen, das nicht auf die Unterstützung durch eine Gruppe angewiesen ist (vgl. Hofstede 2006³:101f.).

Im Gegensatz dazu zeichnen sich kollektivistische Gesellschaften durch ein verstärktes Zusammengehörigkeitsgefühl aus. Der Großteil der Weltbevölkerung lebt in Gesellschaften, in denen das Interesse der Gruppe einen höheren Stellenwert einnimmt als das Interesse des Einzelnen (vgl. Hofstede 2006³:100). Die Bindungen zwischen den einzelnen Individuen sind viel enger und die Familie stellt die Basis des gesellschaftlichen Lebens dar. Anders als in den westlichen Kulturen werden die Kinder in kollektivistischen Gesellschaften oftmals nicht auf ein Leben außerhalb der Familie vorbereitet. Aus Angst, womöglich andere Personen zu kränken oder eine Auseinandersetzung hervorzurufen, wird auf das Äußern der eigenen Meinung häufig verzichtet. In Japan ist die Gruppenorientierung so stark ausgeprägt, dass Beruf und Privatleben nicht voneinander getrennt werden. ArbeitnehmerInnen sind von der Firma, für die sie arbeiten ebenso abhängig wie von ihrer Familie und verbringen ihre Freizeit nicht selten mit KollegInnen. Eine Gruppe zu verlassen hieße für einen Menschen in Japan, seine Identität zu verlieren. In individualistischen Gesellschaften hingegen werden Beruf und Privatleben streng voneinander getrennt (vgl. Maletzke 1996:105).

Von großer Bedeutung ist in kollektivistischen Kulturen außerdem das Anerkennen der bestehenden Hierarchie innerhalb der Gesellschaft. Gehorsam und Unterordnung spielen hier eine tragende Rolle, persönliche Bedürfnisse stehen nicht an oberster Stelle (vgl. Maletzke 1996:105). In den meisten kollektivistischen Gesellschaften besteht die Familie neben Eltern und Kindern aus einer Reihe weiterer Personen wie beispielsweise Großeltern, Onkeln, Tanten und schließen gegebenenfalls auch Dienstboten oder sonstige MitbewohnerInnen mit ein. In der Kulturanthropologie wird dieser Familientyp als *Großfamilie* bezeichnet. In eine Familie hineingeborene Kinder lernen, sich als Teil einer Gruppe zu sehen, die von der Natur vorgegeben ist und Schutz vor den Gefahren des Lebens bietet. Ein Bruch mit dieser Gruppe, der man zu lebenslanger Loyalität verpflichtet ist, würde für ein Mitglied einer kollektivistischen Gesellschaft eine absolute Untat bedeuten (vgl. Hofstede 2006³:101).

„Individualismus beschreibt Gesellschaften, in denen die Bindungen zwischen den Individuen locker sind; man erwartet von jedem, dass er für sich selbst und für seine unmittelbare Familie sorgt. Sein Gegenstück, der Kollektivismus, beschreibt Gesellschaften, in denen der Mensch von Geburt an in starke, geschlossene Wir-Gruppen integriert ist, die ihn ein Leben lang schützen und dafür bedingungslose Loyalität verlangen.“ (Hofstede 2006³:102)

Die Grundeinstellung, auf der das gesellschaftliche Leben basiert, kann in den verschiedenen Kulturen also eine komplett gegensätzliche sein. Für US-AmerikanerInnen bedeutet

Individualismus, wie bereits oben erwähnt, Freiheit; AfrikanerInnen würden Individualismus mit Einsamkeit gleichsetzen (vgl. Maletzke 1996:105). Kollektivistischen Kulturen fällt es schwer, ihren persönlichen Wünschen konsequent nachzugehen, da sie dabei Gefahr laufen, ihre Mitmenschen zu verletzen. Eine solche Sichtweise würde in individualistischen Gesellschaften auf einen Mangel an Selbstbewusstsein schließen lassen.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass sich die verschiedenen Kulturen unserer Erde in allen erdenklichen Lebensbereichen durch für sie typische Verhaltens- und Sichtweisen auszeichnen. Aus der Vielzahl dieser Bereiche habe ich lediglich einen Bruchteil thematisiert, um anhand einiger herausgegriffener Beispiele auf die Existenz von Kulturunterschieden und die daraus resultierende Problematik in der interkulturellen Kommunikation aufmerksam zu machen. Es muss an dieser Stelle gesagt werden, dass es sich bei den in meinen Beispielen geschilderten Haltungen um keine festen Eigenschaften oder Einstellungen handelt, die ausnahmslos allen Angehörigen besagter Kulturen zuzuschreiben sind. Allerdings werden sie vom Großteil der dort lebenden Menschen repräsentiert und gelten deshalb als typisch.

Jede Kultur hat im Laufe der Geschichte bestimmte Normen, Regeln und Konzepte entwickelt, die zwar komplett gegensätzlich aufgebaut sein können, aber dennoch nicht von vorne herein als richtig oder falsch bezeichnet werden können. Sie sind jedoch für die unterschiedliche Wahrnehmung ein und derselben Realität verantwortlich und führen in weiterer Folge zur Entstehung verschiedenster Sitten, Bräuche und Tabus in den einzelnen Gesellschaften. Es lässt sich also der Schluss ziehen, dass sowohl die Wahrnehmung als auch die Reaktion eines Menschen, hinsichtlich jeglicher Aspekte des täglichen Lebens, von seiner Kultur geprägt, d.h. kulturspezifisch ist.

1.6 Verhalten gegenüber dem Fremden

1.6.1 Ethnozentrismus

In Kapitel 1.2. wurde das Phänomen des Ethnozentrismus, nämlich der Tendenz der Menschen, die eigene Kultur als den Mittelpunkt der Welt zu empfinden, bereits erwähnt. Da wir die Normen und Sitten unserer eigenen Gesellschaft, also das Gewohnte, als selbstverständlich ansehen, bildet dieses unweigerlich unseren Vergleichsmaßstab (vgl. Maletzke 1996:23ff.). Folglich wird das Fremde aus der subjektiven Sicht der eigenen Kultur betrachtet und sehr rasch als seltsam, falsch oder unlogisch beurteilt. Die gewohnten Wertvorstellungen und Verhaltensweisen werden überdies meist als weit hochwertiger empfunden. Maletzke (1996:23) unterscheidet hier zwischen zwei Komponenten, die dem Ethnozentrismus entspringen, nämlich den „Selbstverständlichkeiten“, durch die unsere

eigene Kultur gekennzeichnet ist, auf der einen Seite und einem „Überlegenheitsbewusstsein“ gegenüber anderen Nationen und Kulturen auf der anderen Seite. Zahlreiche historische Dokumente belegen, dass sowohl die besagte ethnozentrische Selbstüberschätzung als auch eine Abwertung des Fremden im Laufe der Geschichte in nahezu allen Epochen und geographischen Regionen zu finden waren. So bezeichneten sich einzelne Völker selbst als „Menschen“ und stuften alles, was sich außerhalb der eigenen Kultur befand, als „nicht-menschlich“ ab. Ein Beispiel dafür wären die UreinwohnerInnen europäischer Kolonialgebiete, welche von den EuropäerInnen für gewöhnlich als sozial, kulturell und rassistisch minderwertig angesehen wurden. Die EuropäerInnen fühlten sich diesen in ihrer Lebensweise klar überlegen (vgl. Maletzke 1996:24f).

„Unsere eigene Geschichte und die Ethnologie lehren uns [...], daß die kollektiven Denkvorstellungen einer jeglichen Gesellschaft stets durch einen deutlichen Ethnozentrismus geprägt sind: Selbstbilder werden durchgehend positiv konnotiert, während Fremdbilder fast ausnahmslos eine Stigmatisierung der ‚Anderen‘ beinhaltet.“ (Giordano 1992:195)

Zwar hat das Fremde durch seine Abweichung vom Traditionellen einen gewissen Reiz, also etwas für den Menschen durchaus Anziehendes, es kann jedoch auch als Bedrohung empfunden werden (vgl. Luger 1994:30). Im Allgemeinen entwickelt man die Angst vor dem Fremden, welche als Xenophobie bezeichnet wird, bereits im frühkindlichen Stadium. Die Prägung des Kindes hängt im Wesentlichen davon ab, ob zu unbekannten Personen eine Vertrauensbasis aufgebaut werden kann oder diese furchteinflößend wirken. „So wird schon früh der Grundstein für eine offene oder geschlossene Geisteshaltung gelegt.“ (Luger 1994:30) Xenophobe Einstellungen lassen sich jedoch nicht nur an der feindlichen Haltung gegenüber fremden Kulturen erkennen, sie charakterisieren sich auch durch die Ablehnung jener Aspekte der eigenen Kultur, die nicht der Norm entsprechen. Es lässt sich also ableiten, dass negative Einstellungen gegenüber dem Fremden gewissermaßen als Schutzmechanismus dienen, jedoch werden feindliche Haltungen gegenüber unbekannten Personen oft vollkommen unbegründet eingenommen.

„Der Ethnozentrismus ist eine weitverbreitete und tief im Menschen verankerte Grundeinstellung. Diese Einstellung widerspricht aber dem Konzept von der Gleichheit aller Menschen, einem Konzept also, das heute – zumindest als Zielvorstellung – der gesellschaftlichen und politischen Ethik zugrunde liegt.“ (Maletzke 1996:26)

Auch widerspricht er dem Grundsatz der Gleichheit aller Menschen, wie er in vielen Religionen existiert. Das Betrachten der eigenen Merkmale als rein und wahr diente wohl vielen Individuen im Laufe der Geschichte zur Minderung ihrer Schuldgefühle, da sich auf diese Weise unzählige Gräueltaten scheinbar rechtfertigten ließen. Demnach hatten die europäischen KolonistInnen keine moralischen Bedenken hinsichtlich der schlechten Behandlung und Ermordung der Eingeborenen, da die Meinung vorherrschte, es handle sich bei diesen um keine echten Menschen. Manche verteidigten ihre Taten mit dem Argument, die Eingeborenen zu töten sei nicht mit Mord gleichzusetzen, da diese überhaupt keine Seele

besäßen (vgl. Maletzke 1996:25f.). Wie diese Beispiele verdeutlichen, fühlen sich manche Menschen mit ihren kulturellen Überzeugungen derart im Recht, dass sie sich anmaßen, Andere, die nicht in ihr Konzept passen, rücksichtslos zu verurteilen.

1.6.2 Stereotype

Im Laufe unseres Lebens bilden wir uns Vorstellungen von anderen Kulturkreisen, wobei unsere Meinung hinsichtlich dieser von den verschiedensten persönlichen Erlebnissen beeinflusst wird. Erweist sich ein im Urlaub erworbenes Produkt als qualitativ minderwertig, ist die Fremdsprachenassistentin ständig schlecht gelaunt oder wird bei einem Fußballmatch mehrmals gefoult, so wirft das ein schlechtes Licht auf die gesamte fremde Nation. Wir neigen also dazu, Erfahrungen, die wir mit einzelnen Personen gemacht haben, zu verallgemeinern und einer ganzen Gruppe zuzuschreiben. „Solche stark vereinfachten, klischeehaften Vorstellungen nennt man in den Sozialwissenschaften ‚Stereotype‘.“ (Maletzke 1996:109) Es handelt sich dabei also um „Merkmale, die den Mitgliedern sozialer Gruppen lediglich aufgrund ihrer Gruppenzugehörigkeit zugeschrieben werden.“ (Jonas/Schmid Mast 2007:69) Beispiele dafür wären die Meinung, AmerikanerInnen seien materialistisch, ÖsterreicherInnen unfreundlich, Deutsche fleißig und JapanerInnen höflich. Nur in den seltensten Fällen entspricht das Image, das wir uns von einer Nation aufbauen, tatsächlich der Realität. Da wir fremdkulturelle Phänomene noch dazu stets aus der Sicht der eigenen Kultur betrachten, decken sich unsere Bewertungen wohl kaum mit jenen der dort lebenden Menschen, deren Beurteilungsmaßstäbe wiederum ganz anders aussehen (vgl. Amman 1995³:75).

Entgegen der vorherrschenden Meinung handelt es sich bei Stereotypen nicht ausschließlich um negative Zuschreibungen, wohl jedoch um Verallgemeinerungen oder nicht bestätigte Annahmen. Selbst wenn sich das Image einer fremden Kultur aus positiven Eigenschaften zusammensetzt, so dienen diese dennoch der „Abgrenzung zum Selbst und der eigenen Gruppe und bezeichnen so ein gewisses Anderssein“. (Framson 2009:25) Wir neigen also sichtlich dazu, sowohl Menschen als auch Objekte der Überschaubarkeit halber in bestimmte Kategorien einzuteilen. Dies tun wir in der unbewussten Absicht, uns das Verhalten anderer erklären zu können, sowie uns ein Schema zurechtzulegen, um mehr Ordnung in unsere Welt zu bringen (vgl. Brislin 1981:44). Um nicht auf jeden einzelnen der uns täglich begegnenden unzähligen Eindrücke individuell reagieren zu müssen, womit wir zweifelsohne überfordert wären, fassen wir mehrere dieser Eindrücke zu Kategorien zusammen und drücken lediglich unsere Gefühle hinsichtlich der Grundeigenschaften dieser Kategorien aus.

„Psychologisch sind Stereotype zu verstehen als Entlastung des Ich; sie reduzieren die Komplexität der Realität auf einige wenige leicht überschaubare Grundzüge. Mit Hilfe von Stereotypen wird die Welt leichter handhabbar – unter Verzicht auf alle feineren Schattierungen. Außerdem dienen gemeinsame Stereotype der Identifikation mit der Gruppe und dem sozialen Zusammenhalt.“ (Maletzke 1996:110)

Stereotype können sich sehr leicht in Vorurteile verwandeln, worunter stark vereinfachte Meinungen über bestimmte Gruppen zu verstehen sind, die oftmals aus dem Bekanntenkreis übernommen werden und kaum auf persönliche Erfahrungen zurückzuführen sind (vgl. Framson 2009:25). Sie sind meist sehr fest in den Köpfen der Menschen verankert, lassen sich deshalb nur schwer umkehren und können bei starker negativer Ausprägung feindliche Reaktionen gegenüber bestimmten Gruppen, wie z.B. im eigenen Land lebende Minderheiten, hervorrufen. „When people react negatively to others on an emotional basis, with an absence of direct contact or factual material about the others, the people are said to behave according to prejudice.“ (Brislin 1981:42)

Bei Vorurteilen handelt es sich also im Gegensatz zu Stereotypen, die durchaus mit positiven Eigenschaften verbunden sein können, um ausschließlich negative Einstellungen gegenüber bestimmten Gruppen von Menschen, die oftmals negative Emotionen hervorrufen, von denen geleitet das Individuum dann entsprechend handelt.

„Dem Stereotypbegriff verwandt ist der Begriff des Vorurteils; allerdings reserviert man ‚Vorurteil‘ in der Sozialpsychologie für die *negative Bewertung* von Gruppen und die damit verbundenen negativen Gefühle ihnen gegenüber [...]. Insofern beziehen sich Stereotype auf die *Kognitionen* gegenüber einer Gruppe, während Vorurteile den *affektiven Aspekt* beschreiben.“ (Jonas/Schmid Mast 2007:69; Hervorhebung im Original)

Durch das Ablehnen anderer Kulturen und das Hegen von Vorurteilen werden die eigenkulturellen Werte betont sowie persönliche Unzulänglichkeiten in den Hintergrund gerückt. Zwar haben persönliche Kontakte Einfluss auf die Ausprägung der Fremdbilder, doch sind sie nur sehr selten in der Lage, negative Einstellungen und Vorurteile in positive umzuwandeln. Vielmehr „verhindern negative Einstellungen oft schon im Vorfeld, daß es überhaupt zu Kontakten kommt.“ (Maletzke 1996:120) Aus diesem Grund führt der Tourismus nicht zwangsläufig zum Schaffen von mehr Verständnis für andere Kulturen. Der Großteil der Touristen reist bereits mit vorgefassten Meinungen in das Gastland, wo bedingt durch den kurzen Aufenthalt keine tiefgehende Auseinandersetzung mit der fremden Kultur möglich ist (vgl. Hübner 1992:320, 323).

1.6.3 Entstehung von Stereotypen und Vorurteilen

Brislin (1981:34ff) zufolge liegen die Wurzeln negativer Stereotype oder Vorurteile größtenteils in der Erziehung. Einerseits werden die Einstellungen der Eltern gegenüber Fremden von den Kindern übernommen, andererseits haben die im Elternhaus vorherrschenden Erziehungsmethoden großen Einfluss auf deren Ausprägung. So sind harte Disziplinierungsmaßnahmen, wie sie hauptsächlich von wenig gebildeten Personen eingesetzt werden, für die Ausbildung einer Persönlichkeit, welche einen Mangel an Toleranz gegenüber anderen Menschen aufweist, verantwortlich. Ab dem zehnten Lebensjahr trägt das Fernsehen in verstärktem Ausmaß zur Meinungsbildung und der Ausprägung von Fremdbildern bei. Die

Medien vermitteln uns jedoch oftmals falsche oder verzerrte Bilder anderer Kulturen. So beschwerte man sich in der Vergangenheit darüber, Araber würden in den amerikanischen Filmen und Serien hauptsächlich als wohlhabende Ungeschickte oder Terroristen dargestellt, jedoch werde keineswegs auf deren Beitrag zu Kunst und Wissenschaft hingewiesen (vgl. Brislin 1981:37). Ebenso wie bestimmte Minderheiten kaum im Fernsehen präsent sind, beschränkt man sich bei der Berichterstattung über Länder der Dritten Welt größtenteils auf negative Ereignisse und enthält den Zuschauern nähere Informationen über die Ursachen der Geschehnisse sowie die positiven Aspekte jener Gesellschaften vor (vgl. Hübner 1992:322, Maletzke 1996:122ff.).

Jonas und Schmid Mast (2007:69-73) zufolge, finden sich in der Geschichte der sozialpsychologischen Stereotypenforschung vier verschiedene Ansätze zur Erklärung der Entstehung von Stereotypen und Vorurteilen.

Nach Ansicht der *soziokulturellen Ansätze* sind Stereotype größtenteils in sozialen Konflikten, Sozialisationsprozessen oder dem Einfluss der Massenmedien begründet. Zu Ersterem ist anzumerken, dass jeglicher Beziehung einer Gruppe von Menschen zu einer anderen sozialen, religiösen oder ethnischen Gruppe, automatisch Stereotype und Vorurteile entspringen, die das Verhältnis der einzelnen Gruppen zueinander ausdrücken. Da sich beispielsweise unter den ersten deutschen Einwanderern in den USA zahlreiche Handwerker befanden, entstand daraus das Stereotyp, die Deutschen wären sehr fleißige Menschen. Die Theorie des realistischen Gruppenkonflikts von Sherif, Harvey, White, Hood und Sherif (1961) besagt, dass es, wenn Ressourcen, die einzelne Gruppen für ihr Überleben oder Wohlergehen benötigen, knapp werden, zwischen den Gruppen zu Vorurteilen und Diskriminierung kommt. Was die Entstehung von Stereotypen und Vorurteilen im Laufe der Sozialisation betrifft, so ist hier die Weitergabe dieser durch einerseits die Eltern und andererseits die Medien, insbesondere das Fernsehen, auf die Kinder zu nennen (vgl. Jonas/Schmid Mast 2007:70f.).

Die *intraindividuellen Ansätze* führen die Entstehung von Stereotypen und Vorurteilen auf bestimmte Persönlichkeitsmerkmale zurück. So sollen bestimmte Menschen durch eine Reihe von Eigenschaften für die Entwicklung und/oder Aufrechterhaltung von Stereotypen und Vorurteilen prädestiniert sein. Dieser Persönlichkeitstyp weist Eigenschaften wie „Konventionalismus, autoritäre Unterwürfigkeit, autoritäre Aggression, Intoleranz und negative Stereotype gegenüber Fremdgruppen“ auf. (Jonas/Schmid Mast 2007:71) Adorno et al. (1950) zufolge ist dieser Persönlichkeitstyp auf eine besonders strenge Erziehung durch die Eltern zurückzuführen. Durch das Unterdrücken von aggressiven und sexuellen Gefühlen und Trieben während der Kindheit und Jugend, werden diese später häufig auf Fremdgruppen projiziert. Die Fremdgruppen werden vom betroffenen Individuum folglich als aggressiv wahrgenommen (vgl. Jonas/Schmid Mast 2007:71f.).

Nach Auffassung der *kognitiven Theorien* entstehen Stereotype ganz natürlich im Rahmen der menschlichen Informationsverarbeitung. Der Mensch legt sich der Einfachheit und Ordnung halber gewisse Kategorien zurecht, um ähnliche Sachverhalte diesen zuordnen zu können und nicht zwischen den einzelnen Objekten differenzieren zu müssen, was einen großen kognitiven Aufwand bedeuten würde (vgl. Jonas/Schmid Mast 2007:72).

Die *Theorie der sozialen Identität* sieht Stereotype und Vorurteile als Nebenprodukt des Prozesses der Verbesserung der eigenen sozialen Identität. Es handelt sich hierbei um die aktuell in der Sozialpsychologie vertretene Theorie. Gemäß Tajfel und Turner (1979), den Begründern dieses Ansatzes, ist die Entstehung von Stereotypen nicht nur kognitiven, sondern zusätzlich auch motivationalen Ursprungs. Sie gehen davon aus, „dass Menschen nach positiver sozialer Identität streben, d. h. dass sie demnach Gruppen angehören wollen, die sich positiv von Fremdgruppen abheben können.“ (Jonas/Schmid Mast 2007:73) Die Theorie der sozialen Identität erklärt dadurch sowohl die Entstehung positiver Autostereotype als auch negativer Stereotype gegenüber Fremdgruppen (vgl. Jonas/Schmid Mast 2007:72f.).

Stereotype werden zumeist unbewusst aktiviert. Wenn wir in unserem täglichen Leben auf Personen treffen, die aufgrund ihres Alters, ihres Geschlechts oder ihrer Herkunft einer bestimmten sozialen Gruppe angehören, so erfolgt ganz automatisch die Aktivierung des entsprechenden Stereotyps. Im Normalfall sind uns die in unserer Gesellschaft gegenüber bestimmten Gruppen vorherrschenden Stereotype bekannt, weshalb so einfach von ihnen Gebrauch gemacht werden kann. Kommt es in einer bestimmten Situation zur Aktivierung von Stereotypen, so hat dies großen Einfluss auf die weitere Informationsverarbeitung, d. h. auf unsere Wahrnehmung und folglich auch auf unser Verhalten. Stereotype müssen jedoch nicht zwingenderweise immer zum Einsatz kommen, sie können durchaus auch unterdrückt werden (vgl. Jonas/Schmid Mast 2007:73f.).

An dieser Stelle ist festzuhalten, dass Menschen mit höherer Bildung weitaus weniger negative Stereotype und Vorurteile gegenüber Fremden aufweisen als Menschen aus niedrigeren und bildungsärmeren Schichten. Die Theorie des realistischen Gruppenkonflikts geht davon aus, dass sich Personen mit wenig Bildung aufgrund ihrer schlechten finanziellen Situation verstärkt in Konkurrenz mit anderen Personen oder Gruppen befinden und es daher für diese häufiger zu Konflikten und Auseinandersetzungen mit Mitmenschen kommt. Es muss jedoch auch berücksichtigt werden, dass Gebildete, die mit der Thematik der *political correctness* vertraut sind und es gewohnt sind, sich anders auszudrücken als die Unterschicht, dazu neigen, sich selbst vorurteilsfrei zu präsentieren (vgl. Jonas/Schmid Mast 2007:71).

1.7 Interkulturelle Kommunikation: Probleme und Lösungsansätze

1.7.1 Problematik der interkulturellen Kommunikation

In den vergangenen Jahrzehnten ist es zu einer Erweiterung internationaler Kontakte und somit zum vermehrten Auftreten interkultureller Kommunikation gekommen, wofür der verstärkte Tourismus, die Vielfalt universitärer Austauschprogramme, die erhöhten Migrationsprozesse, sowie die globale wirtschaftliche Zusammenarbeit verantwortlich sind. Interkulturelle Kommunikation findet heute also in den verschiedensten Situationen zwischen Menschen mit den unterschiedlichsten Interessen, Erfahrungen und Bildungsniveaus statt. Dabei prallen deren kulturell geprägte Ansichten und Verhaltensweisen aufeinander, welche entgegen der unbewussten Annahme der GesprächspartnerInnen keinesfalls ident sind. Es überrascht deshalb nicht, dass Missverständnisse und Kommunikationsprobleme bei der Interaktion zwischen Angehörigen verschiedener Kulturen sehr häufig auftreten, man könnte fast sagen, die Norm sind.

„[B]eim Gespräch zwischen Personen verschiedener Kulturen, treffen unterschiedliche kulturspezifisch geprägte Weltsichten aufeinander – wobei die Partner sich zumeist dieser Unterschiede nicht bewußt sind, sondern ihre eigene Sichtweise für ‚normal‘ halten und stillschweigend davon ausgehen, der andere sehe die Welt genauso wie er selbst.“ (Maletzke 1996:35)

Natürlich kommt es zwangsläufig zu Verständigungsschwierigkeiten, wenn eine Person über keine ausreichenden Fremdsprachenkenntnisse verfügt, um sich in einer interkulturellen Kommunikationssituation verbal mitteilen zu können oder wenn diese Probleme hat, bestimmte Sprachvarietäten wie z.B. Dialekte zu verstehen. Diese Fälle sind an dieser Stelle allerdings weniger interessant, da das Beherrschen einer gemeinsamen Sprache nicht mit funktionierender Kommunikation gleichgesetzt werden kann. Von viel größerer Bedeutung sind die Probleme, die auf Kulturunterschiede zurückzuführen sind, welche selbst im Falle ausgezeichneter Fremdsprachenkenntnisse auftreten und fatale Folgen haben können.

Die Ursache interkultureller Missverständnisse liegt darin, dass die gewohnten Verhaltensmuster in einer fremden Kultur automatisch angewandt werden, in dem Irrglauben, sie seien logisch und würden somit von allen Menschen verstanden und ohne das Bewusstsein, dass die Regeln der eigenen Kultur in anderen Teilen der Welt womöglich nicht funktionieren (vgl. Maletzke 1996:151). Soll erfolgreich kommuniziert werden, so gilt es, nicht nur die Sprache, sondern vor allem auch die Konventionen der entsprechenden Kultur zu kennen, um zu wissen, wann beispielsweise persönliche Fragen angebracht sind und in welchen Situationen sie eher als aufdringlich empfunden werden. Wie in diesem Kapitel demonstriert wurde, hat jede Kultur ihre eigenen Vorstellungen von angemessenem Verhalten. Meetings können als sehr unangenehm empfunden werden, wenn Smalltalk zu Beginn der Sitzung für einige GeschäftspartnerInnen als äußerst wichtig erachtet wird, um die

Atmosphäre aufzulockern und eine Beziehung zu den Anwesenden aufzubauen, während der Rest diesen als bloße Zeitverschwendung sieht und es bevorzugt, sich rein um das Geschäftliche zu kümmern (vgl. Bubel 2006:249, Framson 2009:17). Jene, die nun den ihnen nicht geläufigen Ablauf ertragen müssen, empfinden die GeschäftspartnerInnen der anderen Kultur nicht selten als unhöflich oder eigenartig, da diese scheinbar nicht wissen, wie man eine angenehme Atmosphäre schafft. Selbst der Teil der Anwesenden, der sein gewohntes Verhalten durchsetzt, wird stets über die seltsamen Reaktionen der Anderen verwundert sein.

„In der Art, wie wir einer anderen Kultur, anderen Menschen begegnen, kommt vieles über unsere eigene Kultur, über uns selbst zum Ausdruck. Gleichzeitig muß uns bewußt sein, daß auch wir aus der Sicht einer anderen Kultur gesehen und interpretiert werden und für ‚die anderen‘ wohl selten das sind, was wir selbst glauben zu sein.“ (Amman 1995³:76)

Ebenso wie wir das Verhalten Anderer stets den Normen und Regeln unserer Kultur entsprechend interpretieren, ziehen unsere GesprächspartnerInnen zu selbigem Zweck deren kulturell geprägte Maßstäbe heran. Missverständnisse entstehen folglich dadurch, dass eine Kommunikationssituation von zwei Personen unterschiedlicher Kulturzugehörigkeit zumindest teilweise anders, in manchen Fällen sogar gegensätzlich interpretiert und eine dementsprechende Reaktion darauf gezeigt wird (vgl. Giordano 1992:199).

Das Problem liegt nun darin, dass die in der interkulturellen Kommunikation auftretenden Missverständnisse von den betreffenden Personen häufig nicht als solche wahrgenommen werden und es daher selten zu einer Klärung dieser kommt. Betrachtet man das Verhalten Anderer nicht in dem Bewusstsein dessen Kulturspezifik, sondern lediglich als eigenartig oder unangebracht, so schreibt man die Ursache dafür automatisch einem bestimmten Charakterzug besagter Personen zu und wird diese daher wohl kaum auf ihr aus der Norm fallendes Verhalten ansprechen. Dass die von einem Menschen in einem bestimmten Moment gezeigte Reaktion womöglich nicht auf dessen Charakter zurückzuführen, sondern vielmehr situationsbedingt, oder in unserem speziellen Fall kulturbedingt ist, wird häufig nicht bedacht. „When an individual observes another person behave in some way, there is a strong tendency to attribute the behavior to a trait. Situational factors are downplayed.“ (Brislin 1981:93)

1.7.2 Lösungsansätze zur Vermeidung interkultureller Missverständnisse

Um der Entstehung von Missverständnissen in der interkulturellen Kommunikation entgegenzuwirken, bedarf es in erster Linie eines Bewusstseins hinsichtlich der Unterschiede zwischen den einzelnen Kulturen. Damit ist nicht unbedingt die Kenntnis der konkreten Denkmuster und Wertvorstellungen bestimmter Gruppen gemeint, sondern vielmehr das Bewusstsein darüber, dass diese Unterschiede existieren und in Kommunikationssituationen zu unterschiedlichen Interpretationen der verbalen und nonverbalen Zeichen führen können. In einer multikulturellen Gesellschaft, wie wir sie heute erleben, sollte es Aufgabe der

Bildungseinrichtungen sein, auf die nicht sichtbaren, aber dennoch bestehenden Kulturunterschiede hinzuweisen, sowie die Gleichwertigkeit aller Kulturen explizit zu betonen. Wenn es unser Ziel sein soll, in Zukunft noch verstärkter auf internationaler Ebene zusammenzuarbeiten und Kommunikation mit Menschen anderer Länder effizient zu betreiben, so führt an der Bewusstseinsbildung der Bevölkerung in Bezug auf diese Thematik kein Weg vorbei. Der Grundstein dafür ist in der Erziehung zu setzen. So ist es wichtig, bereits im Zuge der schulischen Ausbildung darauf aufmerksam zu machen, dass die eigene Kultur keineswegs den Mittelpunkt der Welt darstellt, sondern die Erfahrungen einzelner Gruppen mit deren Umwelt unzählige verschiedene Weltanschauungen entstehen ließ, von denen keine als die einzig wahre bezeichnet werden kann. „Kulturen sind wohl in vielfacher Hinsicht verschieden, aber es wäre verfehlt, sie wertend miteinander zu vergleichen.“ (Maletzke 1996:27) Ist man sich der Problematik der interkulturellen Kommunikation bewusst, so wächst in der Regel das Verständnis gegenüber anderen Menschen, was zur Duldung von normalerweise als regelwidrig empfundenem Verhalten oder unangenehmen Situationen führt. „Man stellt sich auf mögliche Regelverletzungen ein und erweitert seinen Toleranzspielraum, trifft sozusagen antizipatorische Reparaturmaßnahmen.“ (Bartholy 1992:184) Das Wissen über die Existenz von Kulturunterschieden beeinflusst also den Grad des Verständnisses für andersartige, d. h. ungewohnte Verhaltensweisen.

In Kapitel 1.6 wurde besprochen, dass negative Einstellungen gegenüber Angehörigen bestimmter Gruppen oftmals für das Nichtzustandekommen bzw. Scheitern interkultureller Kommunikation verantwortlich sind. Grundsätzlich lässt sich feststellen, dass weniger intelligente oder gebildete Menschen eher dazu neigen, Unterschiede zu erkennen, welche die Basis für Vorurteile bilden und somit für die Ablehnung jener Menschen, die sich durch bestimmte Kriterien von der eigenen Gruppe unterscheiden (vgl. Brislin 1981:60). Intellektuellen fällt es dagegen wesentlich einfacher, auch Gemeinsamkeiten zu sehen, was den Willen zur Interaktion mit Anderen fördert. Auch sehen Gebildete, deren Ziele verstärkt auf das Lösen von Problemen ausgerichtet sind, häufig keinen Nutzen in Stereotypen und orientieren sich daher weniger an diesen. Akzeptanz bzw. Voreingenommenheit gegenüber anderen Kulturen hängen also wesentlich mit dem Bildungsstand der Bevölkerung zusammen. Auch hier gilt es also, im Schulunterricht sowie im Rahmen der Erwachsenenbildung auf die aus Stereotypen und Vorurteilen resultierende Problematik aufmerksam zu machen und die Menschen zu ermutigen, Entscheidungen nicht ausschließlich darauf zu basieren (vgl. Brislin 1981:44). Neigen die Fußballer einer bestimmten Nationalmannschaft zu häufigem Foulen, so wäre es verfehlt, davon auszugehen, die gesamte Nation weise eine Tendenz zu hinterlistigem und ungerechtem Verhalten auf. Der Charakter eines jeden Individuums wird durch dessen persönliche Erfahrungen geprägt, weshalb er selten einer ganzen Gruppe, in keinem Fall aber einer gesamten Nation zugeschrieben werden kann. Wichtig ist es zudem, sich des Einflusses der Medien auf die persönliche Meinungsbildung bewusst zu sein, sowie der Tatsache, dass

uns stets bloße Teilaspekte einer Kultur gezeigt werden, welche nicht selten auf ein Gesamtbild schließen lassen, das nicht der Realität entspricht.

Brislin (1981:54ff.) nennt *Toleranz* und *Stärke der Persönlichkeit* als zwei in Bezug auf die interkulturelle Kommunikation förderliche Charakterzüge eines Menschen. Tolerante Personen beharren nicht aus Naivität heraus auf ihrer Meinung, sondern sind sich darüber im Klaren, dass sich diese jederzeit durch neue Erfahrungen verändern kann. Entspricht eine Kommunikationssituation nicht ihrer Vorstellung, so lassen sie sich davon nicht irritieren, sondern bringen Geduld im Umgang mit anderen Menschen auf. „Intolerante Menschen sind gekennzeichnet durch Vorurteile und Stereotype und durch einen ausgeprägten Ethnozentismus.“ (Maletzke 1996:132) Besitzt man hingegen die nötige Toleranz, so lassen sich interkulturelle Erfahrungen positiv verarbeiten und führen zu einer Erweiterung des persönlichen Horizontes. Eng verbunden mit Toleranz ist die Stärke der Persönlichkeit, welche sich durch ein positives Selbstwertgefühl, Bescheidenheit und Respekt gegenüber Anderen auszeichnet.

Um den Bräuchen und Wertvorstellungen fremder Kulturen gegenüber offen zu sein und deren Angehörigen mit Respekt gegenüberzutreten, bedarf es eines gewissen Maßes an Selbstreflexion und Selbstkritik. Nur wer sich seiner persönlichen Verhaltensweisen und Einstellungen bewusst ist und die Bereitschaft zeigt, sich von der eigenkulturellen Sichtweise zu entfernen, um diese rational zu analysieren, ist in der Lage, andere Kulturen zu verstehen (vgl. Maletzke 1996:159). „Selbstkritik bedeutet, daß der Mensch sich von sich selbst distanziert und sich von außen, gleichsam mit den Augen anderer sieht und versteht.“ (Maletzke 1996:32) Zwar ist es niemals möglich, die kulturell geprägten Bewertungsmaßstäbe vollkommen abzulegen, wohl aber eine kritische Distanz zu den Phänomenen und Vorstellungen der eigenen Kultur einzunehmen. Das Verständnis dieser schafft sozusagen die Basis für tolerantes Verhalten. Wer die Fähigkeit besitzt, andere Menschen zu verstehen und sich in deren Situation hineinzuversetzen, ist für gewöhnlich auch in der Lage, das eigene Verhalten in einer Kommunikationssituation entsprechend anzupassen, um Fehlinterpretationen oder Unbehagen seitens des Anderen zu vermeiden (vgl. Brislin 1981:59). Menschen, die sich darüber im Klaren sind, dass ihre gewohnten Verhaltensweisen nicht in jeder Situation angebracht sind oder verstanden werden, machen sich in der Regel Gedanken darüber, wie ihr Auftreten von Anderen empfunden wird, anstatt bloß die Fremdartigkeit ihrer GesprächspartnerInnen zu bemerken (vgl. Precht/Davidson Lund 2009:474). Geht man nun von der Existenz der Idiokultur (siehe Kapitel 1.2) eines jeden Menschen aus, so ist unter Toleranz gegenüber fremden Kulturen im Grunde genommen die Toleranz gegenüber eines jeden Individuums zu verstehen und beginnt bereits bei der Achtung der eigenen Landsleute, welche sich ebenfalls durch ihre ganz persönlichen Ansichten und Verhaltensweisen auszeichnen.

In Kapitel 1.1.3 haben wir von Metakommunikation als Reparaturmaßnahme für misslungene Kommunikation gesprochen. Von dieser speziellen Form von Kommunikation Gebrauch zu machen, empfiehlt sich nicht nur, um Missverständnisse im Gespräch mit Angehörigen der eigenen Kultur zu klären, sondern auch um jenen in interkulturellen Kommunikationssituationen häufig auftretenden vorzubeugen. Erfolgreiches Betreiben von Metakommunikation setzt den Abbau jeglicher Hemmungen voraus, wenn es darum geht, durch Nachfragen in Erfahrung zu bringen, wie eine Aussage konkret gemeint war oder sicherzustellen, dass man richtig verstanden hat. Empfindet man während eines Gesprächs mit fremdkulturellen GesprächspartnerInnen deren Reaktionen als seltsam oder entsprechen sie nicht den eigenen Erwartungen, so kann dies auf eine nicht mit dem Gemeinten übereinstimmende Interpretation der kommunikativen Signale hindeuten. In einem solchen Fall ist es ratsam, die Vermutung eines vorliegenden Missverständnisses offen anzusprechen, bevor sich die Situation in eine zunehmend unangenehme verwandelt und sich die beiden KommunikationspartnerInnen in weiterer Folge womöglich gegenseitig als unsympathisch wahrnehmen.

Metakommunikation erfordert ein Verstehen der persönlichen inneren Vorgänge, den Mut, das analysierte Verhalten der Anderen zu thematisieren und genügend Sensibilität, um dies auf eine höfliche und angebrachte Weise zu vollziehen, ohne die GesprächspartnerInnen dabei bloßzustellen oder zu verunsichern. Man sollte sich darüber im Klaren sein, dass das Klären von Missverständnissen stets im Sinne aller Kommunikationsbeteiligten ist und sich in den meisten Fällen sowohl positiv auf den Ablauf eines Gesprächs, als auch auf die Beziehung der einzelnen Personen zueinander auswirkt. Scheu vor der Kommunikation über Kommunikation zu haben, ist also weder begründet noch zielführend und sollte aufgrund dessen so rasch wie möglich abgelegt werden.

Insgesamt lässt sich feststellen, dass interkulturelle Kontakte zu einer Erweiterung des Horizontes beitragen und Auslandsaufenthalte im Speziellen eine besonders große Bereicherung für all jene darstellen, die einen solchen Schritt wagen (vgl. Maletzke 1996:170f., Framson 2009:117ff.). Neben der Vermehrung des persönlichen Wissens, erfahren Personen, die für längere Zeit im Ausland leben, eine Stärkung des Selbstwertgefühls und eine Festigung der eigenen Persönlichkeit (siehe auch Kapitel 3.4). Aufgrund ihrer im Laufe des Aufenthaltes gesammelten Erfahrungen, sind sie oftmals in der Lage, sich auch mit einer anderen als ihrer eigenen Kultur zu identifizieren und verfügen über zusätzliche Eigenschaften, die die eigenen Landsleute für gewöhnlich nicht aufweisen (vgl. Brislin 1981:296ff.). Daraus lässt sich ableiten, dass interkulturelle Kontakte einen wesentlichen Beitrag zur Prägung des individuellen Weltbildes darstellen können, sofern diesen mit Offenheit und Akzeptanz begegnet wird. Es kann für die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit daher nur förderlich sein, sich mit anderen Kulturen und deren Eigenheiten zu beschäftigen. Nicht nur bereiten interkulturelle Kontakte den Weg hin zu mehr Weltoffenheit

und Toleranz, sie präsentieren dem Menschen auch neue Perspektiven, welche von diesem übernommen werden und dadurch seine Weltsicht bereichern, sowie seine Kreativität fördern können.

2 Migration und Integration

2.1 Migration

Die Wanderung von Menschen über geographische sowie politische Grenzen hinweg gestaltet sich im Zeitalter der Globalisierung und des technologischen Fortschrittes einfacher denn je. Nie zuvor war es uns möglich, selbst weite Distanzen innerhalb kurzer Zeit zurückzulegen. Dennoch handelt es sich bei Migrationsbewegungen bei Weitem um kein neuzeitliches Phänomen, sondern um eine Erscheinung, die sich im Laufe der Menschheitsgeschichte immer wieder vollzog. Zwar nahmen die Migrationen der Menschen in verschiedenen Epochen unterschiedliche Formen an, doch waren sie bereits in der Steinzeit, später in der Antike und schließlich in der Neuzeit zu beobachten (vgl. Düvell 2006:1). Dabei legten die Menschen immer größere Distanzen zurück und begaben sich aus nahezu allen Ecken der Welt in alle möglichen Länder, weshalb heute so gut wie jeder Staat der Erde von Migration betroffen ist.

2.1.1 Migrationsforschung

Innerhalb der Soziologie beschäftigt sich die wissenschaftliche Forschung mit der Ergründung der Ursachen und Folgen von Migration, im Hinblick auf das ursprüngliche Heimatland der Ausgewanderten sowie das Einwanderungsland. Zur Erklärung der Wanderungsprozesse finden sich verschiedene Ansätze. So können Gründe für Auswanderungen auf der Makroebene angesiedelt sein, wenn sie beispielsweise durch wirtschaftliche oder soziale Strukturen bedingt sind, ebenso können sie jedoch auf institutionelle Rahmenbedingungen zurückzuführen sein oder aber die Mikroebene betreffen, wenn der Entscheidung zur Migration persönliche Motive zugrunde liegen. Migrationsprozesse haben Folgen sozialer, kultureller sowie ökonomischer Natur und stellen einen bedeutenden Aspekt gesellschaftlicher Entwicklung dar (vgl. Reinprecht/Weiss 2012²:13).

Die soziologische Migrationsforschung entstand zu Beginn des 20. Jahrhunderts in den USA und warf zu diesem Zeitpunkt erstmals Fragen auf, mit denen sich ExpertInnen noch heute beschäftigen. Diese betrafen den Spracherwerb im Gastland, das Problem von Diskriminierung und Rassismus, die Beziehungen zum Herkunftsland, die Bedeutung von sozialen Kontakten in der neuen Heimat, den Zugang zu Bildung und in weiterer Folge die beruflichen Aufstiegschancen sowie mit der Migration einhergehende Veränderungen der eigenen Identität. Ausschlaggebend für die Forschung auf diesem Gebiet war die Einwanderung von rund 54 Millionen EuropäerInnen zwischen den Jahren 1850 und 1930 (vgl. Reinprecht/Weiss 2012²:13f.).

Wenn allgemein von Migration gesprochen wird, so denkt man dabei primär an Migrationsbewegungen über Staatsgrenzen hinweg, also an internationale Migration, obwohl sich ein großer Teil des insgesamt stattfindenden Wanderungsgeschehens innerhalb einzelner Staaten abspielt. Ein Beispiel dafür sind die häufig auftretenden Land-Stadt-Wanderungen. Wie sehr die internationale Migration im Laufe der vergangenen Jahrzehnte zugenommen hat, zeigt der World Migration Report der Vereinten Nationen. Im Jahr 1965 lebten diesem zufolge weltweit 75 Millionen Menschen außerhalb des Landes, in dem sie geboren wurden. Seit diesem Zeitpunkt nimmt die Anzahl der Menschen, die außerhalb ihrer Herkunftsländer leben, jährlich um fast zwei Prozent zu und betrug im Jahr 2010 bereits 214 Millionen, was 3,1 Prozent der Weltbevölkerung entspricht. Das durchschnittliche Wachstum der Weltbevölkerung betrug in eben diesem Zeitraum 1,8 Prozent pro Jahr. Dabei ist festzustellen, dass sich ein Drittel der internationalen MigrantInnen in einigen wenigen wohlhabenden Staaten, nämlich den USA, Kanada, Japan, Deutschland, Großbritannien, Frankreich und Italien aufhält. Auch begeben sich verschiedene Typen von MigrantInnen in unterschiedliche Regionen. So findet man im Norden vermehrt ArbeitsmigrantInnen, während sich FluchtmigrantInnen im Süden niederlassen (vgl. Reinprecht/Weiss 2012²:14).

Im weiteren Verlauf soll nun der Begriff Migration definiert sowie ein Überblick über die verschiedenen Arten der Migration, einschließlich der Gründe und Ursachen, weshalb sich Menschen zur Wanderung entschließen, gegeben werden. Im Anschluss daran folgt eine kurze Zusammenfassung der österreichischen Migrationsgeschichte, bevor ich mich den Folgen von Migration widme und genauer untersuche, inwieweit sich der Charakter der Migration durch die Globalisierung verändert hat.

2.1.2 Definition des Migrationsbegriffes

Uns allen ist vermutlich klar, dass es sich bei Migration um Wanderungsbewegungen von Menschen handelt, doch wie ist der Begriff nun tatsächlich definiert? Im vorherigen Kapitel wurde bereits angedeutet, dass es neben der internationalen Wanderung auch jene von Städten in ländliche Gebiete gibt. Handelt es sich hierbei nun um verschiedene Formen der Migration oder fällt eine der beiden Varianten womöglich überhaupt nicht unter den Begriff Migration? Diesen und ähnlichen Fragen wollen wir im Folgenden auf den Grund gehen.

„Allgemein kann unter ‚Migration‘ der einmalige, mehrmalige oder auch anhaltende Wechsel des gewöhnlichen Aufenthaltsraums eines Individuums oder einer Gruppe von Menschen verstanden werden.“ (Mecheril 2007:469) An dieser Stelle fallen noch beide oben genannten Varianten unter den Begriff Migration. Wie verhält es sich jedoch mit der Dauer des Aufenthaltes an jenem Ort, an den sich ein Individuum oder eine Gruppe von Menschen begibt, sowie mit der Entfernung dieses Ortes vom Ausgangsort? Spielen diese Komponenten

eine Rolle oder spricht man bereits bei einem Umzug in die benachbarte Stadt und einer Reise ins Ausland von Migration?

Düvell (2006:6) weist auf die Komplexität des Migrationsbegriffes hin und macht in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam, dass es keine einheitliche Definition dafür gibt. Manche Autoren sprechen bereits bei Aufenthalten von mehr als einem Monat von Migration, bei anderen muss es sich um mindestens drei Monate oder gar ein Jahr handeln. Einige Autoren verzichten darum ganz auf den Einbezug von Definitionen, wenn sie über Migration schreiben. Auch unter den einzelnen Staaten unserer Erde herrschen hinsichtlich der Definition von Migration erhebliche Differenzen. So betrachten manche Länder lediglich Menschen mit ausländischer Staatsbürgerschaft als MigrantInnen, nicht aber jene, die bereits eine Einbürgerung im Gastland hinter sich haben. Durch das Fehlen einer internationalen Standardisierung der Migrationsstatistiken, können die Daten verschiedener Länder kaum in Relation zueinander gesetzt werden.

Ich möchte dennoch näher auf einige Definitionsversuche eingehen, wie beispielsweise jenen von Reinprecht/Weiss.

„In den Sozialwissenschaften wird Migration als dauerhafte Ortsveränderung definiert, die mit einer Grenzüberschreitung verbunden sein kann und mit einem Wechsel des sozialen und kulturellen Bezugssystems einhergeht.“ (Reinprecht/Weiss 2012²:15)

Hier werden bereits die Dimensionen Raum und Zeit miteinbezogen, wobei sowohl kurz- als auch mittelfristige Aufenthalte komplett ausgeschlossen werden und nicht als Migration gelten. Die Überschreitung einer politischen Grenze ist kein zwingendes Kriterium und auch jenes des wechselnden kulturellen Systems, also eines veränderten Werte- und Normensystems am Zielort, lassen einfache Stadt-Land-Wanderungen ebenfalls unter den Begriff der Migration fallen. Wir wissen schließlich bereits aus Kapitel 1.2, dass man auch innerhalb eines Landes, wenn nicht verschiedene Parakulturen, zumindest verschiedenste Arten von Diakulturen findet.

Der Definition der International Organization for Migration (IOM) zufolge, bezieht sich Migration ebenfalls sowohl auf internationale Wanderungen als auch auf solche innerhalb der Staatsgrenzen und bezeichnet

„[t]he movement of a person or a group of persons, either across an international border, or within a state. It is a population movement, encompassing any kind of movement of people, whatever its length, composition and causes; it includes migration of refugees, displaced persons, economic migrants, and persons moving for other purposes, including family reunification.“ (IOM 2015)

Die Dauer des Aufenthaltes am Zielort scheint hier keine entscheidende Rolle zu spielen. Laut Definition der IOM sind bereits kürzeste Wanderungen als Migration zu verstehen. Erstmals

enthält hier eine Definition zusätzlich Informationen über die verschiedenen Arten von Migration bzw. die Gründe, die einer Wanderung zugrunde liegen können.

Die Vereinten Nationen schlagen seit geraumer Zeit die Verwendung von einheitlichen Definitionen migrationsbezogener Begriffe vor und weisen auf die Signifikanz dieser hin. Sie unterscheiden zwischen Langzeitmigration, ab einer Aufenthaltsdauer von einem Jahr, und temporärer Migration, wenn die Aufenthaltsdauer mindestens drei Monate und maximal ein Jahr beträgt. Dabei muss sich die betreffende Person an einem anderen als ihrem bis dahin gewohnten Heimatort befinden.

„Long-term migrant: A person who moves to a country other than that of his or her usual residence for a period of at least a year (12 months), so that the country of destination effectively becomes his or her new country of usual residence. From the perspective of the country of departure, the person will be a long-term emigrant and from that of the country of arrival, the person will be a long-term immigrant.“ (UN 1998:94; Hervorhebung im Original)

„Short-term migrant: A person who moves to a country other than that of his or her usual residence for a period of at least three months but less than a year (12 months) except in cases where the movement to that country is for purposes of recreation, holiday, visits to friends or relatives, business, medical treatment or religious pilgrimage. For purposes of international migration statistics, the country of usual residence of short-term migrants is considered to be the country of destination during the period they spend in it.“ (UN 1998:94; Hervorhebung im Original)

Migration bezieht sich hier ausschließlich auf internationale Wanderungen, da sich die Destination außerhalb des Landes, in dem man bis zum Zeitpunkt der Migration seinen Wohnsitz hatte, befinden muss. Weiters drücken die Vereinten Nationen im Gegensatz zu den Autoren der zuvor behandelten Definitionen explizit aus, dass es sich bei jeglichen Auslandsaufenthalten zum Zwecke von Urlaub, Arzt- sowie Familienbesuchen, Geschäftsreisen und dergleichen nicht um Migration handelt.

In dieser Arbeit soll der Fokus ebenfalls auf internationale Migration gerichtet sein, schließlich beschäftigen wir uns hier mit interkultureller Kommunikation, die eben genau dann stattfindet, wenn sich zumindest eine von zwei miteinander interagierenden Personen außerhalb des Werte- und Normensystems ihrer Heimatkultur befindet, was in den meisten Fällen auch außerhalb ihres Heimatstaates bedeutet. Internationale Migration ist also unweigerlich immer mit interkultureller Kommunikation verbunden. Treten MigrantInnen mit Einheimischen des Aufnahmelandes in Kontakt, so kommt interkulturelle Kommunikation als natürliche Folge zum Einsatz. Es ist anzunehmen, dass sich ein beträchtlicher Teil der weltweit auftretenden interkulturellen Kommunikation alleine aus dem Zusammenleben und -arbeiten von MigrantInnen und Angehörigen der Kultur des Aufnahmestaates ergibt. Obwohl für diese Arbeit vor allem die internationale Migration von Interesse ist, sollen dennoch der Vollständigkeit halber in den folgenden beiden Kapiteln, die sich mit den verschiedenen Migrationstheorien sowie Migrationstypologien beschäftigen, auch nationale Phänomene kurz angesprochen werden.

2.1.2 Migrationstheorien

Wir wissen aus den vorherigen Kapiteln bereits, worum es sich bei Migration handelt und mit welcher Art von Fragen sich die Migrationsforschung beschäftigt. Einer dieser Fragen werden wir nun etwas genauer nachgehen, nämlich jener nach der Ursache von Migration. Was veranlasst Menschen dazu, ihr altes Leben aufzugeben, ihre Heimat zu verlassen und anderswo ganz neu anzufangen? Wer sich in die Fremde begibt, nimmt nicht nur eine womöglich lange und strapazenreiche Reise auf sich, sondern muss sich am Ankunftsort erst einmal sein gesamtes Leben, insbesondere sein soziales Netzwerk, komplett neu aufbauen.

2.1.2.1 Push-Pull-Modell

Im Grunde wird davon ausgegangen, dass Menschen, die migrieren, durch den Wechsel ihres Wohnsitzes eine Verbesserung ihrer Lebenssituation erzielen möchten. Bei der Entscheidung zur Wanderung spielen daher ökonomische und demographische Faktoren, wie beispielsweise die Arbeitsmarktsituation, das Lohnniveau oder andere Bevölkerungsentwicklungen, eine große Rolle. Diese Faktoren können sowohl die Herkunfts- als auch die Zielregion betreffen und ihr Zusammenwirken wird als *Push-Pull-Modell* bezeichnet (vgl. Treibel 1999²:39f.). Diesem Modell zufolge gibt es im Heimatland gewisse Faktoren der Verdrängung (engl. *push*) und im Zielland solche der Anziehung (engl. *pull*), die Individuen oder Personengruppen zur Wanderung bewegen. Dabei stellt die Situation am Arbeitsmarkt sowohl den zentralen *Push*- als auch den zentralen *Pull-Faktor* dar. Oftmals herrschen in der Herkunftsregion Arbeitslosigkeit oder Unterbeschäftigung, jedoch nicht in der Zielregion, weshalb diese an Attraktivität gewinnt. Auch im Hinblick auf die Einkommenssituation können erhebliche Unterschiede bestehen. So sind die Löhne im Zielland womöglich wesentlich höher als im Herkunftsland, was das Interesse an einer Verlagerung des Lebensmittelpunktes ebenfalls ansteigen lässt. Diese beiden Annahmen werden auch als Beschäftigungshypothese (*job-vacancy-Hypothese*) und Einkommenshypothese (*income-differentials-Hypothese*) des *Push-Pull-Modells* bezeichnet. Als drittes existiert neben diesen außerdem die sogenannte Informationshypothese (*migrant-stock-Variable*). Laut dieser haben persönliche Beziehungen zu Personen, die in der Vergangenheit migriert sind und sich daher bereits in der Zielregion befinden, großen Einfluss auf den Entschluss zur Wanderung. Diese persönlichen Kontakte bieten potenziellen Auswandernden einen Zugang zu nützlichen Informationen hinsichtlich der Reise sowie des Lebens im Zielland und können eine wichtige Hilfestellung beim Regeln der Formalitäten darstellen.

Feithen (1985:61) kam, nachdem sie sich intensiv mit den Arbeitskräftewanderungen in der Europäischen Gemeinschaft auseinandergesetzt hatte, zu dem Entschluss, dass neben den genannten Faktoren des *Push-Pull-Modells* noch weitere Komponenten zu berücksichtigen sind, die für die individuelle Wanderungsentscheidung von Bedeutung sind. So hängt der

Wanderungsentschluss auch vom Wunsch nach einem höheren sozialen Status, der Entfernung zwischen Herkunfts- und Zielregion sowie der Persönlichkeit der Betroffenen ab. Die Entscheidung, die alte Heimat zu verlassen und sich anderswo niederzulassen basiert also nicht allein auf ökonomischen Überlegungen, sondern hängt auch von persönlichen Neigungen ab. Dies erklärt, wieso sich aus einer Gruppe von Menschen, die sich allesamt in derselben sozio-ökonomischen Lage befinden, einige zur Migration entschließen und selbiger Weg für andere überhaupt keine Option darstellt (vgl. Treibel 1999²:41). Feithen bestätigt zwar den hohen Einfluss ökonomischer Faktoren und somit auch die Richtigkeit des *Push-Pull-Modells*, macht jedoch darauf aufmerksam, dass „Wanderungsprozesse, die das Ergebnis komplexen menschlichen Verhaltens in sehr unterschiedlichen Entscheidungssituationen sind, kaum in einem allgemeingültigen Modell erklärt werden [können].“ (Feithen 1985:55)

Migration lässt sich also nicht durch ökonomische Faktoren alleine, wie beispielsweise Einkommens- und Beschäftigungssituation in Herkunfts- und Zielland, erklären. Ebenso wichtig sind persönliche Kontakte in der Zielregion, also Verwandte oder Bekannte, die den Schritt zur Migration bereits gewagt haben und als Informationsquelle dienen. Treibel (1999²:41) betont, dass die gewonnenen Informationen jedoch nicht immer der Realität entsprechen und durch Illusionen von einem schöneren Leben oftmals in ein besseres Licht gerückt werden. Berichte von Ausgewanderten werden von diesen zudem häufig beschönigt und die Migrationsprozesse sowie das anschließende neue Leben darin als Erfolg dargestellt, um den eigenen Stolz nicht zu verletzen. Verwandte und Bekannte, die bereits gewandert sind, haben vor allem Einfluss auf die Wahl des Migrationszieles. Verständlicherweise begeben sich Menschen eher an jene Orte, an denen sich bereits ihnen bekannte Personen befinden und über die positive Berichte vorliegen, als in vollkommen unbekannte Gegenden. Einigen Studien zufolge spielen soziale Netzwerke (siehe Kapitel 2.1.2.2) sogar eine so große Rolle, dass andere Faktoren dagegen weniger ins Gewicht fallen (vgl. Treibel 1999²:42).

Einer Studie von Shmuel Noah Eisenstadt aus dem Jahr 1954 zufolge findet Migration ganz allgemein „dann statt, wenn eine Gesellschaft nicht in der Lage ist, die Erwartungen ihrer Mitglieder zu erfüllen.“ (vgl. Treibel 1999²:42) Laut Eisenstadt sind die Ursachen der Frustration oder Unzufriedenheit, die den betreffenden Menschen die anfängliche Motivation zur Wanderung verleiht, in den Lebensbedingungen der Herkunftsgesellschaft angesiedelt. Er unterscheidet dabei vier verschiedene Bereiche (Wirtschaft, Institutionen, Politik, Werte), in denen besagte Frustration oder Unzufriedenheit auftreten kann. So entsteht der Migrationsgedanke, wenn (1) die physische Existenz der Betroffenen im Heimatland nicht mehr gesichert ist, (2) die ökonomischen Ziele durch die institutionellen Strukturen im Herkunftsland nicht mehr erreicht werden können, (3) sich die Betroffenen durch politisch-ideologische Maßnahmen nicht mehr mit den Werten oder Mitgliedern der Herkunftsgesellschaft identifizieren können, oder (4) die persönlichen Lebensvorstellungen eines Individuums im Heimatland nicht verwirklicht werden können (vgl. Treibel 1999²:42f.).

Die meisten Migrationsforscher und vor allem die Anhänger des *Push-Pull-Modells* gehen davon aus, dass Menschen grundsätzlich nach Sesshaftigkeit streben und die Entscheidung zur Migration eine große Überwindung darstellt. Erst durch das Zusammenspiel verschiedener Faktoren ist es möglich, genügend Motivation aufzubringen und tatsächlich den Entschluss zu fassen, die Heimat zu verlassen (vgl. Treibel 1999²:43f.).

2.1.2.2 Migrationsnetzwerktheorie

Die sogenannte *Migrationsnetzwerktheorie* beschäftigt sich mit der Abhängigkeit der Migrationsentscheidung von persönlichen Kontakten zu Personen in der Zielregion (vgl. Düvell 2006:102). Laut dieser neigen Menschen, die über solche Kontakte verfügen, eher dazu, auch selbst zu migrieren, während sich jene, denen diese fehlen, seltener für eine Wanderung entscheiden. Unter einem Migrationsnetzwerk wird das Geflecht interpersoneller Beziehungen zwischen ehemaligen und potenziellen zukünftigen MigrantInnen in der Herkunfts- und Zielregion verstanden. Die Vorteile solcher Netzwerke bestehen vor allem in der Minimierung des Risikos der Migration, dem Zugang zu wichtigen Ressourcen und der sofortigen Integration in die bestehende Gemeinschaft im Zielgebiet. Ganz besonders in der Anfangsphase ist den Betroffenen durch das Netzwerk sehr geholfen, da es Unterstützung in allen Lebensbereichen bietet. MigrantInnen finden dadurch schnell Anschluss und stehen in der neuen Heimat nicht alleine da. Gemäß der Migrationsnetzwerktheorie sind Wandernde in der Wahl des Zielgebietes insofern eingeschränkt, als sie sich nur in Regionen begeben können, die bereits von einem Netzwerk abgedeckt werden, zu dem Kontakt besteht.

Düvell (2006:103) weist darauf hin, dass nach dem aktuellen Stand der Forschung migrationswillige Menschen auch dann ihre Heimat verlassen, wenn sie über keinerlei Kontakte zu einem Netzwerk in der Zielregion verfügen. Ihm zufolge werden die fehlenden Netzwerke jedoch oftmals durch Hilfsorganisationen, NGOs oder ähnliche bestehende Strukturen im Zielgebiet ersetzt, die den MigrantInnen ebenfalls bei anfänglichen Schwierigkeiten zur Seite stehen und beispielsweise bei der Wohnungs- oder Jobsuche behilflich sind. Erst bei Abwesenheit solcher Strukturen sind die Betroffenen tatsächlich komplett auf sich alleine gestellt und sind auf ihre mitgebrachten Fähigkeiten und Fertigkeiten angewiesen. Netzwerke sind jedoch nicht zwangsläufig der Schlüssel zu erfolgreicher Migration. Vielmehr bergen sie auch Gefahren und können für die betreffenden Personen zum Nachteil werden. Dies ist der Fall, wenn eine ethnische Gruppe im Zielland stark marginalisiert ist und deshalb nicht über jene Informationen und Ressourcen verfügen, die von den neu Ankommenden eigentlich benötigt werden. Auch kann die Zugehörigkeit zu einem Netzwerk, das im Zielgebiet kein sehr hohes Ansehen genießt, den sozialen Aufstieg und die soziale Integration der MigrantInnen behindern, anstatt zu fördern. In bestimmten Fällen halten sich die betreffenden Personen darum gezielt von Migrationsnetzwerken fern (vgl. Düvell 2006:103).

2.1.2.3 Kettenmigration

Ein ähnlicher Begriff im Hinblick auf Migrationstheorien ist jener der *Kettenmigration*. Dieser wird der Migrationsnetzwerktheorie häufig gleichgesetzt und sieht die Wanderungsentscheidung abhängig vom Zugang zu Informationen, die von persönlichen Kontakten bereits Migrierter stammen und zum Großteil auf deren Erfahrungen basieren. Unter Kettenmigration wird von manchen ExpterInnen jedoch lediglich eine ganz spezielle Form der Wanderung verstanden, bei der ein Familienmitglied als erstes auswandert und in der neuen Heimat alles vorbereitet, sodass es für den Rest der Familie relativ einfach ist, zu einem späteren Zeitpunkt zu folgen. Nicht selten gründet der oder die zuerst Ausgewanderte im Zielgebiet ein Unternehmen, in dem die restlichen Familienmitglieder nach ihrer Ankunft sofort eine Anstellung finden, während sie sich am Zielort einleben und versuchen, Teil der lokalen Gesellschaft zu werden (vgl. Düvell 2006:107). Es handelt sich hierbei also um die Migration von Familien und somit, im Gegensatz zur Migrationsnetzwerktheorie, um relativ kleine Gruppen von Auswandernden. Man spricht in einem solchen Fall auch häufig von *Familienzusammenführung* (siehe Kapitel 2.1.3.3).

Es gibt eine Reihe weiterer, vor allem wirtschaftswissenschaftlicher Migrationstheorien, die sich mit bestimmten Aspekten ökonomisch bedingter Migration beschäftigen, auf die hier jedoch aufgrund ihres Umfangs und ihrer Detailliertheit nicht näher eingegangen werden soll.

2.1.2.4 Warum Menschen nicht migrieren

Düvell (2006:123) geht abschließend der Frage nach, wieso angesichts hoher Armut und Chancenlosigkeit in bestimmten Gebieten dieser Erde dennoch relativ wenige Menschen migrieren bzw. warum sich Menschen, die sich in exakt der gleichen ökonomischen und sozialen Lage befinden, in Bezug auf Wanderungsprozesse so unterschiedlich verhalten. Was hält Menschen also wiederum davon ab, zu migrieren? Was sind die Gründe dafür, dass jene, denen es am schlechtesten geht, oftmals nicht auswandern, während sich andere, die ein halbwegs passables Leben führen, zur Migration entscheiden?

Studien haben gezeigt, dass Menschen auf unbefriedigende Lebensumstände nicht unbedingt mit Migration reagieren. Stattdessen werden viel eher Lösungswege, die ohne Migration auskommen, in Angriff genommen. Meist handelt es sich dabei um einen Wechsel innerhalb bestehender Systeme des Heimatgebietes, wie beispielsweise einen Wechsel des Arbeitsplatzes oder des sozialen Netzwerkes, also des Freundeskreises. Wie bereits weiter oben angesprochen, ist der Migrationsentscheidungsprozess von individuellen Prädispositionen abhängig. Zu erwähnen ist hier der Einfluss des Sozialkapitals eines Individuums. Freunde und Familienmitglieder um sich zu haben, auf die man sich verlassen und an die man sich jederzeit und in jeder Lebenslage wenden kann, bringt entscheidende Vorteile mit sich. Der

regelmäßige Austausch mit vertrauten Personen und deren emotionale Zuneigung, kann die eigene Situation um einiges erträglicher machen. Ein solches Auffangnetz an eng Vertrauten stünde einem an einem fremden Ort in derselben Form wohl kaum zur Verfügung. Weiters sind die Akzeptanzniveaus der einzelnen Individuen hinsichtlich Frustration komplett verschieden. So finden sich manche relativ schnell mit einer unglücklichen Situation ab, während andere aktiv versuchen, etwas an ihrem Schicksal zu ändern. Sowohl die Frustrationsgrenze ist bei jeder Person eine andere, als auch die Art und Weise, mit Frustration umzugehen. So kann man bei Unzufriedenheit versuchen, seine Umgebung zu ändern, selbst zu fliehen oder aber sich seinem Schicksal zu fügen. Es lässt sich also dadurch erklären, wieso Menschen, die eine relativ gute Anstellung in ihrem Heimatland haben, dennoch migrieren. Ihr Frustrationsniveau ist demnach niedrig und sie finden sich nicht so einfach damit ab, weniger zu verdienen, als das anderswo auf der Welt der Fall wäre. Auch könnte ihre hohe Erwartungshaltung zur Migrationsentscheidung beitragen. Menschen die in Armut leben wandern hingegen häufig nicht aus, da ihre Frustrationsgrenze viel höher liegt und sie dadurch selbst unerträgliche Lebensbedingungen hinnehmen (vgl. Düvell 2006:123ff).

Carling (2002) macht darauf aufmerksam, dass nicht alle Menschen, die gerne auswandern würden, auch in der Lage sind, dies zu tun. Besonders in ärmeren Regionen der Welt werden migrationswillige Personen durch verschiedene Umstände daran gehindert, jemals ihre Heimat zu verlassen. Carling unterscheidet deshalb zwischen Menschen, die den Wunsch oder das Bedürfnis nach Migration verspüren und jenen, die Fähigkeit zu migrieren besitzen. Er spricht vom *Wunsch* und dessen *Verwirklichung* (vgl. Carling 2002:5). Zur Erklärung dafür, warum Menschen nicht migrieren, liefert er sieben verschiedene Aspekte, auf die jedoch hier nicht im Detail eingegangen werden soll.

Düvell weist darauf hin, dass es bei Migrationen um hochkomplexe Prozesse handelt, die sich nur schwer durch theoretische Modelle erklären lassen. Individuelle Entscheidungen, Zufälle und unvorhersehbare Entwicklungen führen leicht zu Abweichungen vom Idealbild der Migration, also von deren typischem Verlauf. Dennoch unternimmt die Migrationsforschung im Versuch, diese komplexen Prozesse theoretisch zu erklären, große Anstrengungen. Die klassischen Migrationstheorien werden heute zunehmend um mikro-ökonomische und behavioristische Modelle ergänzt (vgl. Düvell 2006:127).

2.1.3 Migrationstypologien

In den vorigen Kapiteln wurden die Ursachen besprochen, die Menschen zur Wanderung veranlassen können. Die endgültigen Migrationsverläufe gestalten sich dabei, trotz möglicherweise selbigem Auslöser, bei jeder Person individuell und können unterschiedlichste Formen

annehmen. Zwischen verschiedenen Typen der Migration kann nun auf unterschiedliche Weise differenziert werden, nämlich

„im Hinblick auf räumliche (intra- oder international), zeitliche (temporär oder dauerhaft) Aspekte, weiterhin bezogen auf die Wanderungsentscheidung („freiwillig“ oder erzwungen) und schließlich auch mit Bezug auf die Richtung der Wanderung (unidirektional oder etwa bei der sogenannten Pendelmigration multidirektional). Auch die Frage, ob es sich um Individual-, Gruppen- oder Massenwanderungen handelt [...], ist ein in der Literatur häufig angeführtes Unterscheidungsmerkmal.“ (Mecheril 2007:471)

Das Kriterium, das als erstes zur Unterscheidung verschiedener Arten von Migration herangezogen wurde, war die Zeit. So wurden entsprechend der Aufenthaltsdauer in einem anderen Land zunächst fünf Typen unterschieden: die saisonale, temporäre, periodische, anhaltende und permanente Migration. Zur selben Zeit wurde auch zwischen Arbeitsmigration und erzwungener Migration unterschieden. Dabei handelt es sich bei Ersterer um eine freiwillige, vor allem durch ökonomische Faktoren angetriebene Form von Migration, während Letztere eine Fluchtreaktion auf politische Unruhen, Kriege, Umweltkatastrophen oder persönliche Verfolgung darstellt. Mit der Zeit wurden diese Migrationstypen erweitert und dem aktuellen Forschungsstand angepasst. Weiters rückten einzelne Wissenschaftsdisziplinen, die sich ebenfalls mit dem Phänomen der Migration beschäftigen (wie z. B. die Geographie, Politikwissenschaft oder Wirtschaftswissenschaft) verschiedene für deren Zweig relevante Dimensionen in den Vordergrund und schufen so wiederum ganz spezifische Kategorien. Folglich bestehen zwischen den einzelnen Migrationstypen, die heute sozusagen die Nomenklatur der Migration bilden, teilweise Überschneidungen (vgl. Düvell 2006:127f.).

Es muss an dieser Stelle gesagt werden, dass es sich bei den Migrationstypologien um äußerst rigide Konzepte handelt. Migration ist jedoch ein fortlaufender und sich ständiger verändernder Prozess, da die betreffenden Menschen kontinuierlich auf sich verändernde Lebensumstände, Möglichkeiten und Umgebungen reagieren. Es kann sogar der Fall sein, dass ein Individuum zu Beginn des Migrationsprozesses einem anderen Migrationstyp zugeschrieben wird als zu einem späteren Zeitpunkt. Ein und dieselbe Person kann also im Verlauf der Migration in unterschiedliche Kategorien fallen (vgl. Düvell 2006:127). Im Folgenden werden nun die wichtigsten Migrationstypen kurz vorgestellt.

2.1.3.1 Saisonmigration

Die Saisonmigration stellt eine klassische Migrationsform dar und ist durch periodisch auftretende Wanderungen gekennzeichnet. Oftmals sind diese an bestimmte Jahreszeiten gebunden. So migrieren Menschen beispielsweise für einen begrenzten Zeitraum an einen anderen Ort, um dort als landwirtschaftliche Arbeitskräfte bei der Ernte mitzuhelfen. Neben der Landwirtschaft stellt die Tourismusbranche den zweiten großen Sektor dar, der für das Auftreten von Saisonmigration verantwortlich ist. Diese Form der Wanderung wird weniger

von politischen oder ökonomischen, als von natürlichen Faktoren ausgelöst (vgl. Düvell 2006:129f.).

2.1.3.2 Pendelmigration

Pendelmigration bezeichnet eine Form der Migration, bei der die betreffenden Personen ihren regulären Wohnsitz im Heimatland beibehalten, jedoch für kürzere oder längere Perioden ins Ausland gehen, um dort zu arbeiten. Dabei kann es sich um Zeiträume von nur ein paar Tagen handeln (wenn Personen die Arbeitswoche im Ausland verbringen, über das Wochenende jedoch wieder nachhause fahren) oder aber um mehrere Monate. Da der Begriff nicht klar abgegrenzt ist, sind jegliche Fälle, die sich zwischen diesen beiden Extremen befinden, der Pendelmigration zuzuordnen. Auch fallen darunter sowohl Individuen, die lediglich ins Nachbarland pendeln, als auch solche, die sich in weiter entfernte Länder begeben. Manche nehmen diese Wege auf sich, um für ein zusätzliches Einkommen zu sorgen, für andere wiederum stellt der etwas weiter entfernte Arbeitsplatz die Haupteinnahmequelle dar (vgl. Düvell 2006:130f.). Die Pendelmigration erlaubt zwar eine gewisse Mobilität, dient aber auch als Strategie, um dauerhafte Auswanderung zu vermeiden.

„Sie dürfte allerdings einerseits sowohl die Interessen jener Migranten widerspiegeln, die nicht auswandern wollen, als auch einem strategischen Umgang mit den Zuwanderungsrestriktionen der betreffenden Staaten entsprechen, die zwar den kurzfristigen Besuch zulassen, nicht aber die dauerhafte Niederlassung oder eine Arbeitsaufnahme.“ (Düvell 2006:131)

Beobachtet wurde die Pendelmigration zunächst zwischen Staaten des ehemaligen Ostblocks und den angrenzenden westlichen europäischen Ländern. Untersuchungen zeigten jedoch im Laufe der Zeit, dass diese Form der Wanderung auch auf anderen Kontinenten bzw. zwischen anderen als den einst durch den Eisernen Vorhang getrennten europäischen Ländern stattfindet. Eine spezielle Form der Pendelmigration stellt das berufsbedingte grenzüberschreitende Pendeln innerhalb der Europäischen Union dar. Einem Bericht der Europäischen Kommission zufolge, pendeln rund 0,4 Prozent der arbeitenden EU-Bevölkerung (600.000 Personen) zu ihrem Arbeitsplatz in einen anderen Mitgliedsstaat (vgl. European Commission 2001:51).

2.1.3.3 Sekundäre Migration und Familienzusammenführung

Sekundäre Migration bezeichnet den Nachzug von Familienmitgliedern in das Zielland, in dem sich eine Person, meist das Familienoberhaupt, bereits befindet. Bei den Personen, die als erstes in die Zielregion ausgewandert sind und zu einem späteren Zeitpunkt ihre Familien nachholen, handelt es sich um primäre MigrantInnen. Gesetzlich ist dieser Nachzug als Familienzusammenführung verankert und stellt gemäß der internationalen Menschenrechtskonvention ein Grundrecht dar. Für gewöhnlich hat sie die dauerhafte Niederlassung der Familienangehörigen im Zielgebiet zur Folge. Ursprünglich temporäre Wanderungsstrategien gehen auf diese Weise oft in einen dauerhaften Wechsel des Wohnsitzes über. Die Ursachen

für diese Art der Migration können verschiedene sein. So kann die schlussendlich erfolgende Familienzusammenführung vom Beginn der ursprünglichen, primären Migration an geplant sein oder aber im Erlangen einer lukrativen dauerhaften Arbeitsstelle im Zielland begründet sein. Sekundäre Migration ist die am häufigsten auftretende Form der Migration in die Europäische Union (vgl. Düvell 2006:134f.).

2.1.3.4 Elite-, ExpertInnen-, Fachkräfte- und StudentInnenmigration

Die Migrationsforschung ging lange Zeit davon aus, dass es sich bei MigrantInnen größtenteils um arme und ungebildete Menschen handelte. Es wurde angenommen, dass gebildete Personen keinen Grund zur Auswanderung hatten, da ihnen in ihrem Heimatland genügend Möglichkeiten offen standen. MigrantInnen, so glaubte man, stammten aus weniger entwickelten Gebieten, in denen es dem Großteil der Bevölkerung an Bildung mangelte. Folglich herrschte die Meinung vor, dass MigrantInnen die am niedrigsten angesehenen und am schlechtesten bezahlten Arbeitsplätze der Gesellschaft besetzten. Erst gegen Ende des 20. Jahrhunderts fand die Migration von Hochgebildeten Eingang in die Forschung. Es muss an dieser Stelle jedoch auch gesagt werden, dass MigrantInnen lange Zeit hauptsächlich in den untersten Segmenten des Arbeitsmarktes beschäftigt wurden und somit selbst mit halbwegs guter Bildung wenigen Chancen hatten, einen Arbeitsplatz zu bekommen, der ihren Qualifikationen entsprach. Der Grund dafür bestand einerseits in der vermehrten Nachfrage nach Arbeitskräften in den unteren Sektoren und andererseits im weit verbreiteten politischen Protektionismus, der die besser bezahlten Arbeitsplätze den Einheimischen vorbehielt. (vgl. Düvell 2006:136). Die Tatsache, dass MigrantInnen innerhalb der Gesellschaft die niedrigsten Posten besetzten, sagt also nichts über deren tatsächlichen Bildungsstand aus.

Im Laufe des 20. Jahrhunderts verschob sich die Nachfrage nach Arbeitskräften hin zu besser bezahlten Sektoren, was zur Folge hatte, dass auf den internationalen Arbeitsmärkten vermehrt nach gebildeten und erfahrenen Fachkräften gesucht wurde. So herrschte beispielsweise in den 1990er Jahren in der IT-Branche ein erheblicher Facharbeitermangel. Auch verfügten die Auswanderungsländer zu diesem Zeitpunkt bereits über qualitativ hochwertige Studiengänge. Düvell (2006:137f.) erwähnt in diesem Zusammenhang die bislang fehlenden Untersuchungen bezüglich der Migration von ExpertInnen und Führungspersonal aus der ersten in die zweite und dritte Welt. Diese macht freilich nur einen geringen Prozentanteil der gesamten weltweiten Migration aus, doch bringt sie entscheidende soziale Konsequenzen mit sich. Düvell nennt Polen als Beispiel eines Staates, der in der Vergangenheit von vielen Intellektuellen verlassen wurde, in dem mittlerweile (genau genommen seit dem Jahr 1994) die Zuwanderung von Fachkräften aus dem Ausland die Auswanderung aus Polen übersteigt. Unter den Einwandernden befinden sich jedoch viele ethnische PolInnen, also MigrantInnen der zweiten Generation, auf die, da sie über die nötigen Sprachkenntnisse verfügen, eine Arbeitsstelle in Polen erneut attraktiv wirkt.

Eine weitere Form, die ebenfalls weltweit stark zugenommen hat, ist die Migration von Studierenden. Ein beachtlicher Anteil derer, die ihr Studium im Ausland absolvieren, bleibt auch nach dessen Abschluss als Fachkraft im Ausbildungsstaat. Vor allem betrifft dies die USA, Australien, Großbritannien und Deutschland. Doch auch im Falle jener Studierenden, die schließlich in ihr Heimatland zurückkehren, bleibt die positive Beziehung zum Ausbildungsstaat meist erhalten (vgl. Düvell 2006:138).

2.1.3.5 Umweltmigration

Unter Umweltmigration wird die durch ökologische Faktoren (z.B. Erdbeben, Hurrikans und Überflutungen) beeinflusste Wanderung von Menschen verstanden. Zwar ist diese Form weit weniger häufig, zumal ökonomische und politische Faktoren weitaus mehr Personen zur Migration veranlassen, doch ist sie nicht außer Acht zu lassen. Düvell (2006:139) vermutet, dass angesichts des Klimawandels ökologische Gründe in naher Zukunft wieder in den Vordergrund rücken werden. So wird durch das Ansteigen des Meeresspiegels als Folge des Treibhauseffektes dazu führen, dass derzeit bewohnte Gebiete für Menschen nicht mehr zugänglich und nutzbar sein werden. Auf der anderen Seite kann bisher unbewohnbares Land der nördlichen Permafrostregionen dazu genutzt werden, um neue Siedlungsgebiete zu schaffen. Eine beträchtliche Anzahl an Personen wird also zwangsläufig ihren Heimatort verlassen und sich anderswo niederlassen müssen. Düvell spricht in diesem Zusammenhang sogar von Massenmigration.

2.1.3.6 Rückkehrmigration

Rückkehrmigration bezeichnet fast selbsterklärend die Rückkehr von MigrantInnen in ihren Herkunftsstaat nach einem mehr oder weniger langen Aufenthalt in einem anderen Land. Diese betrifft mehr Menschen, als allgemein vermutet. So wird beispielsweise zumeist davon ausgegangen, dass es sich bei der großen europäischen Auswanderungsbewegung um dauerhafte Niederlassungen in der neuen Heimat, in vielen Fällen den USA, handelte. Es kehrten jedoch rund 40 Prozent der EuropäerInnen im Laufe der Zeit wieder in ihr Herkunftsland zurück. Ähnliches war unter den ehemals in Deutschland angeworbenen GastarbeiterInnen zu beobachten. Von diesen kehrten ebenfalls mindestens zwei Drittel in ihre Heimat zurück (vgl. Düvell 2006:140).

Düvell (2006:141) weist darauf hin, dass der Begriff Rückkehr nicht klar abgegrenzt ist und man sich darum fragen muss, ob darunter lediglich die endgültige Niederlassung an jenem Ort, von dem die MigrantInnen sich einst fortbewegten, gemeint ist oder etwa auch ein längerfristiger, aber dennoch vorübergehender Aufenthalt in der Heimat. Ihm zufolge wird der Terminus Rückkehr definiert

„anhand allein *einer* Variabel [sic!], die Einreise und Niederlassung in jener politischen Einheit (Staat, Bundesstaat oder Region), von der ein Migrant, teils auch dessen Vorfahren, einst aufbrach. Im Rahmen

des Studiums interner Migration, wird unter Rückkehr im allgemeinen die Rückkehr an den Ort der Abreise, also das heimatliche Dorf, den Geburtsort oder der [sic!] Wohnort der Familie verstanden, in der internationalen Migration ist Rückkehr vor allem die Rückkehr an [sic!] den Staat, dessen Nationalität man besitzt, unabhängig davon, an welchen Ort innerhalb dieses Staates man geht.“ (Düvell 2006:141; Hervorhebung im Original)

Rückkehr bezieht sich also je nachdem, ob es sich um interne oder internationale Migration handelt, auf einen bestimmten Ort innerhalb eines Landes oder lediglich auf einen bestimmten Nationalstaat. Selbstverständlich gibt es verschiedenste Motive, die Auslöser einer solchen Rückkehr sein können, auf die jedoch hier nicht im Detail eingegangen werden kann. Auch ist im Hinblick auf die Rückkehr der jeweilige Migrationstyp zu berücksichtigen. So bedeutet eine Rückkehr in die Heimat im Falle von Studierenden oder ExpertInnen sicherlich etwas anderes als bei Flüchtlingen oder Menschen, die eigentlich vorhatten, sich dauerhaft im Zielland niederzulassen.

Zuletzt ist an dieser Stelle anzumerken, dass es sich bei der Migration von Angehörigen früherer Auswanderer in deren Herkunftsland in der Regel nicht um Rückkehrmigration handelt, da Menschen nicht an einen Ort „zurückkehren“ können, an dem sie sich zu keinem Zeitpunkt ihres Lebens befunden haben bzw. an dem sie niemals ihren Wohnsitz hatten. Düvell (2006:141) schlägt hier vor, stattdessen von Umkehrmigration zu sprechen.

2.1.3.7 Illegale Migration

Viele Staaten der Welt haben im Laufe der Zeit politische Maßnahmen ergriffen, um die Migrationsbewegungen über deren Grenzen hinweg in das Landesinnere zu kontrollieren. Dennoch versuchen zahlreiche Menschen, in verschiedenste Länder der Welt einzureisen, nicht nur im Fall fehlender gesetzlicher Bestimmungen, sondern auch, wenn sie laut diesen explizit von einer legalen Einreise ausgeschlossen sind. Man spricht dabei von spontanen, undokumentierten, unautorisierten, irregulären oder illegalen MigrantInnen (vgl. Düvell 2006:142f.). Selbstverständlich existieren auch jene Fälle, bei denen Individuen zwar legal in einen Staat einreisen, nach Ablauf ihrer Aufenthaltsgenehmigung jedoch nicht wieder ausreisen bzw. ohne Arbeitsgenehmigung beginnen, im Gastland einer Beschäftigung nachzugehen. Es wird davon ausgegangen, dass es sich bei den meisten illegalen MigrantInnen in Europa um diese Form handelt.

Da die illegale Migration betreffend zahlenmäßig keine offiziellen Angaben vorliegen, ist es sehr schwierig, das Ausmaß dieser zu erfassen. Schätzungen zufolge liegt die Zahl illegaler MigrantInnen in Westeuropa bei 4-7 Millionen, in den USA bei 8-11 Millionen und weltweit bei 22-24 Millionen. Darunter befinden sich beispielsweise auch Asylsuchende, deren Anträge auf dauerhafte Niederlassung abgelehnt wurden, die aber dennoch weiterhin im Aufnahmeland verweilen. Durch die zunehmend verschärften Einreisepolitiken vieler Staaten seit den 1970er Jahren, wird legale Migration eingeschränkt und illegale Migration

vorangetrieben. Trotz weltweiter Bemühungen, illegale Migration zu bekämpfen, findet diese weiterhin statt und nimmt sogar kontinuierlich zu (vgl. Düvell 2006:144-147).

2.1.6 Globalisierung und Migration

Angesichts unserer fortschrittlichen und sich rasch verändernden Welt, nehmen auch die weltweiten Migrationsprozesse im Zeitalter der Globalisierung neue Formen an. Die uns heute zur Verfügung stehenden Verkehrs- und Kommunikationsmittel eröffnen uns eine noch nie dagewesene Dimension von Mobilität. Diese bringt nicht nur die Möglichkeit vermehrter Wanderungen an mehr oder weniger weit entfernte Orte mit sich, sondern gänzlich neue Arten transnationaler Lebensführung. Gleichzeitig werden durch das immer gravierendere ökonomische und soziale Ungleichgewicht sowie Krisen ökologischer, politischer und wirtschaftlicher Natur immer mehr Menschen zur Migration gedrängt (vgl. Reinprecht/Weiss 2012²:14).

Im Zuge der Globalisierung hat also auch die geographische Mobilität von Menschen rapide zugenommen. Diese sind heute weniger sesshaft und eher zur Migration bereit als zu Beginn des vorigen Jahrhunderts. Diesem Trend liegen jedoch nicht alleine nunmehr bessere technologische Bedingungen zugrunde, vielmehr übt die Politik des Neoliberalismus einen gewissen Druck auf einzelne Individuen aus, die sich gedrängt fühlen, sich weltweit nach Beschäftigungsmöglichkeiten umzusehen, um für ein solides Einkommen zu sorgen (vgl. Düvell 2006:191). „Migration ist Teil eines komplexen Systems internationaler Mobilität“ und muss daher „in einem Zusammenhang mit der Bewegung von Kapital, Waren und Informationen betrachtet werden.“ (Düvell 2006:191) Hoerder argumentiert, dass Anfang des 21. Jahrhunderts neue Migrationssysteme auftreten, die sich in ihrem Charakter von denen vorheriger Jahrhunderte unterscheiden. „New regional and intercontinental migration systems emerge that no longer resemble those of previous centuries. These global migrations are unique in character but not new in kind.“ (Hoerder 2002:7f.) Das Repertoire an Motiven, die Menschen zur Migration anregen, wurde also erweitert und passte sich auf natürliche Weise unserem fortschrittlichen Zeitalter an, die Migrationsprozesse selbst blieben in ihrem Verlauf jedoch größtenteils bestehen.

Düvell (2006:191) nennt die stetige Zunahme internationaler Migration eines der auffälligsten Merkmale der Globalisierung. Einem Bericht der International Labour Organization zufolge lebten im Jahr 1996 zwischen 80 und 97 Millionen Menschen in einem anderen, als ihrem Geburtsland, knapp neun Jahre später waren es bereits 159 Millionen (Flüchtlinge sind dabei nicht miteinbezogen). Laut der Global Commission on International Migration betrug die Zahl der internationalen MigrantInnen im Jahr 2005 bereits fast 200 Millionen (vgl. GCIM 2005:1). Deren Anteil an der Weltbevölkerung stieg zwischen den Jahren 1995 und 2005 von

2,5 auf 3 Prozent, was einem Anstieg von 16 Prozent entspricht. Dabei hat sich vor allem die Verteilung auf die verschiedenen Kontinente verändert. 1996 lebten ungefähr ein Viertel bis ein Drittel aller MigrantInnen in Europa, 2005 waren es nur noch 15 Prozent. Auch der weltweite Tourismus ist in den vergangenen zwanzig Jahren rapide angestiegen, zwischen 1994 und 2004 um ganze 50 Prozent (vgl. Düvell 2006:191).

Der Anstieg internationaler Migration bedeutet jedoch nicht, dass sich in den typischen Auswanderungsländern vermehrt Menschen dazu entschließen, ihre Heimat zu verlassen. Vielmehr begeben sich Personen aus aller Welt in immer mehr Regionen dieser Erde, darunter auch „exotische“ Staaten, die in der Vergangenheit kaum als Destination gewählt wurden. Menschen legen heute einerseits zunehmend größere Distanzen zurück und begeben sich andererseits vermehrt über politische Grenzen in benachbarte Staaten. „Globalisierung korrespondiert nicht nur mit einer Zunahme internationaler Migration, vielmehr scheint Migration auch ein inhärentes Element der Globalisierung zu sein.“ (Düvell 2006:192) Auf der einen Seite treibt also die Globalisierung internationale Migration voran, auf der anderen Seite tragen die heute bestehenden Möglichkeiten der Mobilität gerade zu einer fortschreitenden Globalisierung bei.

Globalisierung, um den Begriff an dieser Stelle als kurzen Exkurs zu erklären, ist die „Beseitigung von Hemmnissen für den freien Handel und die Integration der nationalen Volkswirtschaften durch vielfältige Institutionen, die Wirtschaftswachstum für alle schaffen sollen.“ (Stiglitz 2002:7) Globalisierung bedeutet auch

„die Beseitigung künstlicher Schranken für den ungehinderten grenzüberschreitenden Strom von Gütern, Dienstleistungen, Kapital, Wissen und (in geringerem Grad) Menschen. [...] Eine mächtige Triebkraft der Globalisierung sind die internationalen Konzerne, die nicht nur Kapital und Güter, sondern auch Technologien über Grenzen hinweg bewegen.“ (Stiglitz 2002:24)

Dies hat die gegenseitige Abhängigkeit von Staaten sowohl auf politischer als auch auf ökonomischer und sozialer Ebene zur Folge. Nationalstaatliche Grenzen spielen für Unternehmen keine Rolle mehr, sie expandieren ohne Schwierigkeiten ins Ausland oder verlegen sogar ihren Hauptsitz dorthin. Als Folge davon entstehen sogenannte *Global Cities*, Städte, in denen viele der international operierenden und somit die Globalisierung antreibenden Unternehmen ihren Hauptsitz haben. Diese Großstadtmegapole sind zugleich Akkumulationszentren des Kapitals, also bedeutende Finanzzentren, und schaffen grenzüberschreitende Arbeitsmärkte, weshalb sie einen Anziehungspunkt für MigrantInnen darstellen (vgl. Düvell 2006:194; Gabler Wirtschaftslexikon 2015).

Wenn Unternehmen also freigestellt ist, ihren Sitz an den für sie profitabelsten Ort zu verlegen, so muss in diesem Zusammenhang auch erwähnt werden, dass generell davon ausgegangen wird, dass überall auf der Welt ähnlich qualifizierte Arbeitskräfte zu finden sind.

Demnach schließt die uneingeschränkte Bewegung der Globalisierung nicht jene von Menschen mit ein. Da hochqualifizierte Fachkräfte jedoch durchaus rar sein können, sind Konzerne oftmals dazu gezwungen, Arbeitskräfte aus dem Ausland anzuwerben. Düvell (2006:195) spricht hierbei vom „Migrationsdilemma der Globalisierung“.

„Einerseits erfordern unternehmerische Überlegungen die so weit als möglich uneingeschränkte Mobilität von Arbeitskräften, andererseits ist diese politisch unerwünscht [...]. Bislang haben es weder die Politik, noch die Politikwissenschaften oder die politische Philosophie vermocht, globalisierte Märkte, das Konzept des Nationalstaates, liberale Prinzipien und die Bewegungsfreiheit von Menschen miteinander zu versöhnen.“ (Düvell 2006:195)

Würde Globalisierung die uneingeschränkte grenzüberschreitende Bewegung von Personen mit einschließen, so wäre zwar theoretisch das Problem der illegalen Migration beseitigt, nicht jedoch die aus dieser resultierenden sozio-ökonomischen Konsequenzen. Es stellt sich daher die Frage, inwieweit die Idee einer solchen uneingeschränkten Mobilität von Menschen in der Realität überhaupt jemals umsetzbar ist.

Neben der Eröffnung globaler Arbeitsmärkte durch die Entstehung internationaler Wirtschaftssysteme und der erhöhten Mobilität aufgrund des technologischen Fortschrittes sowie der damit verbundenen Senkung der Transportkosten, gibt es einen dritten Faktor, der für den Anstieg der Migration im Zeitalter der Globalisierung verantwortlich ist. So erhöht sich die Notwendigkeit zur Migration für Menschen aus bestimmten Regionen durch das zunehmende globale Handelsungleichgewicht und die damit im Zusammenhang stehenden Einkommensunterschiede. Während die Weltmärkte für westliche Produkte geöffnet wurden, geschah dies nicht in gleicher Weise für Waren aus dem Süden. Die USA subventionieren beispielsweise im eigenen Land sowie in der Europäischen Union produzierte Agrarprodukte, erheben jedoch Importzölle auf jene aus dem Süden. Geschäftsleute aus dem Süden können den künstlich verbilligten Produkten des Nordens kaum standhalten. Sie verlieren nach und nach ihre Geschäftsgrundlage und damit auch ihre Einkommensquellen (vgl. Düvell 2006:195f.). All dies führt in weiterer Folge zu Arbeitslosigkeit und Armut und erhöht den Druck auf die Betroffenen, ihre Heimat zu verlassen, in der Hoffnung, sich anderswo ein besseres Leben aufzubauen.

Im Zeitalter der Globalisierung bewegen sich also, wie bereits angesprochen, Arbeitskräfte zunehmend auf einem globalen Arbeitsmarkt, der durch den globalen Auftritt von Unternehmen, transnationale Kooperation und globalen Handel entstanden ist. Zum einen verlangen Unternehmen von ihren eigenen MitarbeiterInnen eine gewisse Mobilität und Flexibilität, die diesen ermöglicht, dem Unternehmen ohne weiteres in einen anderen Staat zu folgen bzw. eine Stelle in einer Tochter- oder Partnerfirma im Ausland anzutreten, zum anderen erwarten sie von unserer modernen Gesellschaft generell die Bereitschaft, dorthin zu gehen, wo es eine Nachfrage an Arbeitskräften gibt. Die Migrationsbewegungen der Globalisierung sind vor allem durch die Wanderung von ExpertInnen, Studierenden und HaushaltsgehilfInnen ge-

kennzeichnet. Diese drei Wanderungstypen haben in den vergangenen Jahren bis Jahrzehnten einen enormen Anstieg erfahren. Schätzungen der UNESCO zufolge befinden sich rund 400.000 WissenschaftlerInnen aus weniger entwickelten Ländern in den Industriestaaten. Es existieren heute zahlreiche internationale Arbeitsvermittlungsbüros, Headhunter sowie Jobbörsen im Internet, die auf die Vermittlung zwischen Arbeitgebern und potenziellen ArbeitnehmerInnen aus aller Welt spezialisiert sind. Noch gibt es jedoch keine Organisation, die die Wanderung von Menschen in gewisser Weise regelt oder die Rechte der MigrantInnen effizient schützt (vgl. Düvell 2006:196f.).

Die internationale Migration hat also in den vergangenen drei Jahrzehnten stark zugenommen und es sind zum heutigen Zeitpunkt nahezu alle Staaten der Welt davon betroffen. Als Hauptursache der zahlreichen Wanderungen sind vor allem das Ungleichgewicht im Hinblick auf Wohlstand, das sich unter anderem in deutlichen Einkommensunterschieden manifestiert, sowie Ressourcen, wie beispielsweise Energie, Wasser oder Rohstoffe, zwischen den einzelnen Ländern zu nennen (vgl. Düvell 2006:200f.). Ungeachtet der persönlichen Gründe, die Individuen zur Auswanderung antreiben, haben Migrationsprozesse jedenfalls bedeutenden Einfluss auf soziale, demographische und ökonomische Veränderungen der betroffenen Staaten. Durch Migration werden die Bevölkerung von Städten und Regionen sowie das Personal von Betrieben neu zusammengesetzt. Düvell (2006:164) zufolge spiegelt sich die Vielfalt der globalen Bevölkerung in allen großen Metropolen dieser Welt wider. Migration treibt nicht zuletzt die kulturelle und ökonomische Entwicklung der Menschheit an, da sie die Weitergabe von Wissen, Erfahrung und Kultur mit sich bringt.

2.2 Integration

2.2.1 Zum Integrationsbegriff

Fassmann (2006:225) weist darauf hin, dass es sowohl im wissenschaftlichen als auch im allgemeinsprachlichen Gebrauch Begriffe gibt – darunter auch jener der Integration – die inhaltlich dehnbar und anpassungsfähig sind, d. h. die sowohl alles als auch nichts aussagen.

„Jeder spricht beispielsweise von Integration und jeder meint etwas anderes damit. Darin liegt vielleicht aber auch der besondere politische Reiz, denn rasch verständigen sich Opinionleader und politische Entscheidungsträger auf die Notwendigkeit der Integration von Zuwanderern, ohne genau sagen zu müssen, was sie eigentlich wollen.“ (Fassmann 2006:225)

Fassmann drückt damit also aus, dass es keine eindeutige Definition des Integrationsbegriffes gibt und es gerade deshalb so schwierig ist, in der endlosen Integrationsdebatte letztendlich zu einem Konsens zu kommen. Der Begriff wird für verschiedene, oft ganz spezifische Eingliederungskonzepte verwendet und kann daher, je nach Kontext, völlig unterschiedliche

Bedeutungen haben. „Integration kann für eine perfekte Anpassung genauso stehen wie für eine lose Eingliederung von gesellschaftlichen Gruppen.“ (Fassmann 2006:225) Allgemein betrachtet ist der Begriff auch keinesfalls auf die Eingliederung von MigrantInnen beschränkt, sondern kann jegliche Personen innerhalb einer Gesellschaft umfassen. Ebenso wird er von den unterschiedlichsten wissenschaftlichen Disziplinen verwendet und kann sich beispielsweise auf die Integration von Menschen mit Behinderung im Regelunterricht, die Integration neuer Hardwarekomponenten oder Ähnliches beziehen. Darum ist es auch innerhalb der Sozialwissenschaften erforderlich, klarzustellen, was genau unter Integration zu verstehen ist, um Mehrdeutigkeiten zu vermeiden. Es ist dazu hilfreich, die Bezeichnung Integration auf ihre etymologischen Wurzeln zurückzuführen. „Integration stammt aus dem Lateinischen und bedeutet soviel wie Herstellung oder Bildung des Ganzen, Vervollständigung, Eingliederung in ein größeres Ganzes [...]“. (Fassmann 2006:225) Integration beschreibt die Bildung eines systemischen Ganzen aus einzelnen Teilen, die zueinander in Relation stehen und sich auf gewisse Weise von der äußeren Umwelt abgrenzen. Aufgrund des unterschiedlich starken Zusammenhaltes dieser Einzelteile ergeben sich verschiedenen Abstufungen von Integration. So können einzelne Teile perfekt integriert sein, wenn ihr Ausmaß an wechselseitigen Beziehungen besonders hoch ist oder aber sie sind schwächer integriert, wenn wechselseitige Beziehungen nur in geringem Maße vorhanden sind (vgl. Fassmann 2006:226). Im konkreten Fall von MigrantInnen können diese also mehr oder weniger gut in die Aufnahmegesellschaft integriert sein. Unter Umständen kann es im Aufnahmestaat sogar zu Integration auf zwei verschiedenen Stufen kommen, nämlich dann, wenn Zugewanderte dort in ein Netzwerk eingebunden sind. Zum einen sind die betreffenden Personen dann in eben dieses Netzwerk integriert, zum anderen ist aber auch das gesamte Netzwerk mehr oder weniger gut in die Aufnahmegesellschaft integriert. Wird im Zusammenhang mit Migration von Integration gesprochen, so ist damit jedoch im Regelfall ausschließlich die Integration der Zugewanderten in die Aufnahmegesellschaft gemeint.

Nach Reinprecht/Weiss wird der Begriff Integration in den Sozialwissenschaften verwendet, um unterschiedliche Modelle zu beschreiben. Im Zusammenhang mit Migration versteht man darunter

„die Einbindung von neuen Gruppen in das gesellschaftliche Gefüge [...]: objektiv durch die gleichberechtigte Teilhabe an den Teilsystemen der Gesellschaft (Arbeitsmarkt, Bildung, soziale Sicherung, Recht, Politik); subjektiv durch die Entwicklung von Gefühlen der Zugehörigkeit.“ (Reinprecht/Weiss 2012²:23)

Um in eine Gesellschaft integriert zu sein, reicht es also nicht alleine aus, einen festen Arbeitsplatz zu haben und dieselben Rechte zu genießen wie die einheimischen BürgerInnen. Von ebenso großer Bedeutung ist das Zugehörigkeitsgefühl der im Aufnahmestaat lebenden MigrantInnen, das auf dem Kontakt zu Einheimischen, der Beziehung zur Kultur des Aufnahmestaates und oftmals auch den Kenntnissen der Landessprache basiert. Dennoch gilt

die Teilhabe am Arbeitsmarkt, von der die Verfügbarkeit wichtiger Ressourcen abhängt, als der zentrale Integrationsmechanismus (vgl. Reinprecht/Weiss 2012²:24).

Der Integrationsprozess beginnt mit der Ankunft der MigrantInnen in der neuen Heimat und betrifft sowohl die MigrantInnen selbst als auch die Aufnahmegesellschaft (vgl. Düvell 2006:158). Es sind in den Wanderungsprozess also immer zwei Gesellschaften involviert, nämlich die des Herkunfts- und die des Aufnahmestaates (vgl. Treibel 1999:43). Integration wird häufig „als einseitiger Prozess angesehen [...]; während analytisch nachweisbar ist, dass es sich dabei um einen dynamischen und langfristigen Prozess handelt, der auch die Aufnahmegesellschaft verändert.“ (Reinprecht/Weiss 2012²:26) Trotz bestehender gesetzlicher Regelungen spielen die Regierungen der Aufnahmeländer im Integrationsprozess eine eher nebensächliche Rolle. Internationale Migration hat das kontinuierliche Aufeinandertreffen von Menschen mit unterschiedlichen kulturellen und sozialen Hintergründen zur Folge und genau diese Begegnungen haben großen Einfluss auf den Verlauf des Integrationsprozesses. Integration hängt nämlich unter anderem „von der Offenheit oder Geschlossenheit, also den entweder inklusiven oder exklusiven Praktiken der Mehrheitsgesellschaft ab und hat eine politisch-rechtliche, eine materiell-ökonomische und eine soziale Dimension.“ (Düvell 2006:158f.) Unter politisch-rechtlicher Integration sind die formellen Rahmenbedingungen zu verstehen, also beispielsweise der Zugang zu politischen und sozialen Rechten, die der Aufnahmestaat den MigrantInnen in unterschiedlichem Maße gewähren kann. Demnach können MigrantInnen den Einheimischen politisch und rechtlich nahezu gleichgestellt sein oder aber politisch ausgegrenzt werden (vgl. Düvell 2006:159). Die soziale Integration bezieht sich auf die Inklusion in die sozialen Strukturen des Aufnahmestaates. Hierbei spielt sowohl die Offenheit der Einheimischen als auch die der MigrantInnen eine entscheidende Rolle.

Auch Fassmann unterscheidet zwei verschiedenen Ebenen von Integration. Er spricht auf der einen Seite von Systemintegration, der Eingliederung in das institutionelle Grundgefüge, wie beispielsweise den Arbeits- und Wohnungsmarkt, mitsamt der Teilnahme am politischen System eines Staates und auf der anderen Seite von Sozialintegration, die sich auf die individuelle Eingliederung in die Gesellschaft, d. h. den Aufbau von Beziehungen zu Einheimischen und die Teilhabe an Freizeitaktivitäten bezieht. Die Sozialintegration bezeichnet also jenen Bereich der Eingliederung, der größtenteils vom Staat vorgenommen wird und auf den die MigrantInnen selbst relativ wenig Einfluss haben, weshalb er nicht selten sogar gegen deren Interessen und Absichten verläuft. Die Sozialintegration hingegen gestaltet sich vollkommen in Übereinstimmung mit den Motiven und Absichten der Betroffenen (vgl. Fassmann 2006:226f.).

Wir wissen bereits, dass in einen Wanderungsprozess und in weiterer Folge auch in den daraus resultierenden Integrationsprozess immer zwei Gesellschaften involviert sind, nämlich

die Herkunfts- und die Aufnahmegesellschaft. Dabei muss sich die Herkunftsgesellschaft nicht unbedingt im Herkunftsstaat befinden, sondern kann auch in Form einer *Ethnic Community*, also einer Gemeinschaft von Menschen derselben ethnischen Herkunft bzw. aus derselben Herkunftsregion stammenden MigrantInnen, im Zielland existieren. In jedem Fall haben MigrantInnen zumindest für eine bestimmte Zeitdauer, wenn auch nicht im selben Ausmaß, Beziehungen zu Personen zweier verschiedener Gesellschaften (vgl. Fassmann 2006:227). Je nach Ausprägung bzw. Vorhandensein der Beziehungen zu diesen beiden Gesellschaften, ergeben sich verschiedene Formen der Integration, die im nächsten Kapitel näher behandelt werden sollen.

2.2.2 Integrationsmodelle

Durch die unterschiedlich stark ausgeprägten Beziehungen von MigrantInnen sowohl zur Herkunfts- als auch zur Aufnahmegesellschaft, ergeben sich verschiedene Abstufungen der Eingliederung, die betroffene Personen im Verlauf des Integrationsprozesses erreichen können. Diese sollen nun erläutert werden.

Unter *Assimilation* versteht man das Aufgeben der Verbindung zur Herkunftskultur und das vollständige Annehmen der Aufnahmekultur. Die Sozialintegration verläuft dabei außerordentlich erfolgreich, die MigrantInnen bauen enge Beziehungen zur Aufnahmegesellschaft und deren Mitgliedern auf, sodass sie sich schließlich selbst wie Einheimische fühlen und sich im täglichen Leben auch dementsprechend verhalten. Das Aufnahmeland ist zu ihrer Heimat geworden, in der sie fest verwurzelt sind, während die mitgebrachten ethnischen Strukturierungen zugunsten jener der Aufnahmegesellschaft komplett aufgegeben werden. Dieser Prozess kann sich über einen längeren Zeitraum hin strecken, schließt jedenfalls aber die Entstehung ethnischer Minderheiten vollkommen aus. Die MigrantInnen passen sich nicht nur an die neue Gesellschaft an, sondern übernehmen deren Normen, Wertvorstellungen und Verhaltensweisen und werden somit Teil dieser (vgl. Fassmann 2006:229).

Von *Mehrfachintegration* spricht man, wenn die Sozialintegration in die Aufnahmegesellschaft zwar erfolgt ist, die enge Bindung zur Herkunftsgesellschaft und deren Kultur jedoch ebenfalls bestehen bleibt. Charakteristisch für diese Form der Integration sind Mehrsprachigkeit, das gleichzeitige Bestehen und Mischen beider sozialer und kultureller Bezugssysteme und dadurch auch die Existenz einer multiplen Identität. Mehrfachintegration bedeutet Orientierung an nicht nur einem, sondern an verschiedenen Systemen, zwischen denen je nach Situation und Kontext gewechselt und von denen auf diese Weise je nach Bedarf Gebrauch gemacht werden kann (vgl. Fassmann 2006:228). Häufig wird als Bezeichnung für dieses Modell auch der Terminus *Akkulturation* verwendet (vgl. Düvell 2006:159).

Unter *Segmentation* ist die bestehende Sozialintegration in die Herkunftsgesellschaft bei nicht oder noch nicht erfolgter Sozialintegration in die Aufnahmegesellschaft zu verstehen. Die MigrantInnen leben in diesem Fall zwar nicht am Rande der Gesellschaft, sind aber auch nicht wirklich Teil der Mehrheitsgesellschaft und haben kaum persönliche Beziehungen zu deren Mitgliedern. Das Leben der Zugewanderten spielt sich größtenteils in der Ethnic Community, einer im Aufnahmestaat existierenden Subgesellschaft, ab. Durch die Ethnic Community haben die MigrantInnen im Aufnahmestaat einen festen Halt und eine klare Orientierung, obwohl sie nicht in dessen Gesellschaft integriert sind. Sie sind Teil einer Subgruppe und haben ein starkes soziales Netz um sich, doch beschränken sich ihr Zugehörigkeitsgefühl und ihre Orientierung alleine auf die Herkunftsgesellschaft und deren Kultur (vgl. Fassmann 2006:228).

Marginalität oder *Marginalisierung* definiert sich durch die fehlende Sozialintegration der MigrantInnen in die Aufnahmegesellschaft bei gleichzeitig ebenfalls nicht vorhandener Beziehung zur Herkunftsgesellschaft. Die Zugewanderten haben ihre alte Heimat aufgegeben und sozusagen hinter sich gelassen, sind jedoch daran gescheitert, sich in eine neue Gesellschaft zu integrieren und sich dadurch ein neues Leben aufzubauen. Menschen, die in diese Kategorie von Integration fallen, mangelt es an Sozialkontakten sowie oftmals auch einer gesunden Positionierung am Wohn- und Arbeitsmarkt. Sie gehören keiner Gruppe an und leben dadurch am Rande der Gesellschaft, desorientiert, entwurzelt und entfremdet (vgl. Fassmann 2006:228).

Neben diesen vier Modellen, deren Prägungen teilweise in die 1970er und 1980er Jahre zurückgehen, ziehen manche Autoren ein fünftes, neueres Konzept zur Beschreibung der verschiedenen Integrationstypen heran, nämlich jenes der *Segregation* (vgl. Düvell 2006:159). Darunter ist die „räumliche Trennung der Wohngebiete von sozialen (Teil-)Gruppen in einer Stadt oder Region“ zu verstehen. (Gabler Wirtschaftslexikon 2015) Dabei ist die Segregation umso höher, je höher die Konzentration der Mitglieder einer ethnischen Gruppe in einem bestimmten Gebiet oder Stadtteil ist und je mehr diese von der durchschnittlichen Verteilung der Gesamtbevölkerung abweicht. Düvell (2006:159) spricht von Segregation als einem räumlichen Ausdruck von Marginalisierung. Es ist hier jedoch anzumerken, dass die Entstehung von Segregation nicht alleine auf dem Wunsch der MigrantInnen, unter ihresgleichen zu leben, beruht, sondern zu einem gewissen Teil auch von den Praxen der Vergabe von Wohnungen abhängt (vgl. Lebhart/Münz 1999:61; Mecheril 2007:476).

Um nun noch einmal auf das Konzept der Assimilation zurückzukommen, so ist erwähnenswert, dass diese im Hinblick auf die Sozialintegration von MigrantInnen auf vier unterschiedlichen Ebenen erfolgt. Diese vier Stufen der Assimilation gehen auf Hartmut Esser (1980) zurück. Er unterscheidet zwischen kognitiver, struktureller, sozialer und identifikativer Assimilation. Essers Modell zufolge beginnt der Prozess der Assimilation mit der *kognitiven Assimilation*. Diese bezeichnet die Aneignung von kulturellem Wissen hinsichtlich der

Aufnahmegesellschaft, also von Kenntnissen der im Aufnahmestaat vorherrschenden Normen und Standards sowie der Landessprache. Esser betrachtet die kognitive Assimilation und insbesondere den damit verbundenen Erwerb der im Aufnahmestaat dominanten Sprache als die Basis der sozialen Integration in die Aufnahmegesellschaft. Eine wichtige Rolle für die erfolgreiche Eingliederung von MigrantInnen kommt dadurch den Bildungseinrichtungen zu. Bei der zweiten Stufe, der *strukturellen Assimilation*, geht es um die berufliche Integration der MigrantInnen in die Aufnahmegesellschaft. Die *soziale Assimilation* meint den Aufbau von Kontakten und Beziehungen zu Einheimischen und unter *identifikativer Assimilation*, die den Abschluss des Eingliederungsprozesses darstellt, ist das Entstehen einer neuen Identität zu verstehen, was bedeutet, dass sich die MigrantInnen durch die intensive emotionale Beziehung zur Aufnahmegesellschaft nicht mehr fremd, sondern selbst wie Einheimische fühlen (vgl. Mecheril 2007:474).

Abschließend muss gesagt werden, dass der Integrationsprozess nicht immer nach demselben Muster verläuft, sondern sich, abhängig von mehreren Faktoren, sehr individuell gestaltet. Integration kann ebenso in einer reibungslosen Anpassung der MigrantInnen an die Aufnahmegesellschaft resultieren wie in einer Abgrenzung von dieser durch ein Leben in der Ethnic Community mit fehlenden Sozialkontakten zu Einheimischen. Wie sich der Integrationsprozess im Einzelfall tatsächlich gestaltet, hängt zum einen von den Wünschen, Bedürfnissen und Absichten der MigrantInnen und zum anderen auch vom Verlauf der Anfangsphase im Aufnahmestaat ab. Düvell (2006:160) betont, dass eine reibungslose Integration kaum jemals die Aufmerksamkeit der Öffentlich oder Wissenschaft erregt, zumal diese überwiegend auf Probleme reagieren. Aus diesem Grund wird Integration in unserer Gesellschaft hauptsächlich mit problematischen Aspekten in Verbindung gebracht. Diese treten vor allem dann auf, wenn entweder seitens der aufnehmenden Gesellschaft wenig Akzeptanz und Aufnahmebereitschaft gegenüber den MigrantInnen herrscht, wenn die MigrantInnen selbst nicht gewillt sind, sich in die Aufnahmegesellschaft zu integrieren oder wenn seitens der Politik eine erfolgreiche Integration und ein friedliches Zusammenleben zwischen Einheimischen und Ausgewanderten nicht ermöglicht werden, indem die öffentliche Meinung und Erziehung der Nation dahingehend gesteuert wird, dass andere Bevölkerungsgruppen von der Mehrheitsgesellschaft nicht als ihresgleichen akzeptiert werden.

2.2.2 Bedeutung der Landessprache für den Integrationsprozess

Sprache spielt in den Integrationspolitiken Europas eine zentrale Rolle. Laut einer Studie der Association of Language Testers Europe (ALTE), die die Integrationspolitiken 19 europäischer Länder untersuchte, ist in nur acht Staaten die Vergabe von Aufenthaltsgenehmigungen an keine sprachbezogenen Voraussetzungen gebunden. In sieben Ländern müssen sich MigrantInnen zumindest dazu verpflichten, Programme zum Erwerb der Landessprache

zu durchlaufen und in elf Staaten ist das Erlangen der Staatsbürgerschaft ausschließlich durch Absolvieren eines Tests als Nachweis der nötigen Sprachkenntnisse möglich. Das erforderliche Sprachniveau variiert dabei deutlich zwischen den einzelnen Ländern, was darauf hindeutet, dass die an MigrantInnen gestellten sprachlichen Anforderungen eine rein politische Maßnahme darstellen (vgl. Plutzar 2010:123).

„Die Integrationsprogramme der europäischen Länder vermitteln mehrheitlich, dass nur eine gemeinsame Sprache, in Österreich die Staatssprache Deutsch, den sozialen Zusammenhalt einer durch Diversität gekennzeichneten Gesellschaft sichern könne und dass Sprachtests und verpflichtende Kurse die Durchsetzung dieses Zieles garantieren würden.“ (Plutzar 2010:123)

Da der soziale Zusammenhalt in Österreich immer lockerer wird, jedoch als Ziel einer funktionierenden Gesellschaft gilt, herrscht in der politischen und öffentlichen Diskussion breiter Konsens über die Notwendigkeit ausreichender Deutschkenntnisse für die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben. Plutzar betont, dass es sich bei der Verpflichtung zum Erwerb der deutschen Sprache im Falle von MigrantInnen um einen sehr einfachen Lösungsvorschlag bei komplexen Zusammenhängen handelt. Sie weist weiters darauf hin, dass die Mehrsprachigkeit der MigrantInnen in der österreichischen Sprachenpolitik nach wie vor geleugnet wird (vgl. Plutzar 2010:124). Die Ergebnisse der Volkszählung aus dem Jahr 2001, in der unter anderem Daten hinsichtlich der Umgangssprachen der österreichischen Bevölkerung erhoben wurden, machen jedoch deutlich, dass Österreich ein mehrsprachiges Land ist. 8,6 Prozent der Befragten gaben an, neben Deutsch noch eine andere Sprache aktiv im Alltag zu sprechen und 2,8 Prozent verwenden die deutsche Sprache überhaupt nicht. Unter den alltäglich in Österreich gesprochenen Sprachen befinden sich laut dieser Erhebung in absteigender Reihenfolge jene aus dem ehemaligen Jugoslawien (Bosnisch, Kroatisch, Mazedonisch und Serbisch), Türkisch, Polnisch, Albanisch, Rumänisch, Persisch, Arabisch, Chinesisch sowie die Sprachen aller sechs autochthonen Minderheiten (Slowenisch, Kroatisch, Ungarisch, Tschechisch, Slowakisch und Romani). Besonders stark sind die SprecherInnen dieser Sprachen in den Schulen vertreten, wo SchülerInnen mit einer anderen Erstsprache als Deutsch österreichweit über 20 Prozent ausmachen. Betrachtet man ausschließlich die österreichischen StaatsbürgerInnen, so beträgt die Anzahl der Deutschsprachigen unter diesen 95,5 Prozent, während alle anderen Sprachen mit weniger als einem Prozent vertreten sind (vgl. de Cillia, Rudolf 2012²:187). Plutzar weist drauf hin, dass sich der Spracherwerb nicht für jede oder jeden gleich einfach gestaltet. Durch Sprachtests würden Bedingungen an Zugewanderte gestellt, die nicht von allen erfüllt werden könnten, weshalb durch die Absicht der Herstellung von Chancengleichheit in Wahrheit lediglich Ungleichheiten geschaffen werde (vgl. Plutzar 2010:124). Plutzar argumentiert, dass Prüfungen relativ wenig über die tatsächlichen Sprachkompetenzen von MigrantInnen aussagen würden, da sie nicht auf die Sprachprofile von mehrsprachigen Menschen zugeschnitten seien. Auch bezweifelt sie, dass sich Sprachprüfungen, wenn auch durch teils umstrittene Studien unterstützt, tatsächlich positiv auf die Sprachkompetenz von

Zugewanderten auswirken. Plutzar zufolge dienen solche Prüfungen weniger der Förderung als der Selektion. So werden dadurch vorrangig jene Menschen ausgewählt, die mit den Prüfungsmodalitäten vertraut sind, während anderen der Aufenthalt oder die Staatsbürgerschaft durch eine unüberwindbare Hürde verwehrt bleibt (vgl. Plutzar 2010:130).

Als kleinen Exkurs möchte ich nun kurz auf die österreichische Integrationspolitik in Bezug auf den Erwerb der deutschen Sprache eingehen. Seit 1998 enthält das österreichische Staatsbürgerschaftsrecht eine Bestimmung, die besagt, dass MigrantInnen über Kenntnisse der deutschen Sprache verfügen müssen, um die Staatsbürgerschaft zu erlangen. Diese anfängliche Regelung war relativ flexibel und ließ Raum zur Interpretation, da sie lediglich den Lebensumständen der Betroffenen entsprechende Sprachkenntnisse verlangte. Seit dem Jahr 2011 wird der Nachweis von Deutschkenntnissen auf dem Niveau B1 des Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmens für Sprachen (GERS) vorgeschrieben (vgl. de Cillia 2012²:190). Zudem wurde 2006 als Kriterium der Nachweis über Grundkenntnisse der österreichischen Geschichte sowie der demokratischen Ordnung der Republik, der ebenfalls durch eine Prüfung erfolgt, eingeführt. Ab dem Jahr 2003 schrieb die Integrationsvereinbarung des Niederlassungs- und Aufenthaltsgesetzes MigrantInnen, die unbefristet in Österreich sein wollten, den Besuch eines Deutschkurses im Ausmaß von 300 Stunden sowie darauffolgend den Nachweis des dadurch erreichten Niveaus A2 des GERS vor. Wurde die Prüfung zum Nachweis der verlangten Deutschkenntnisse nicht bestanden, so drohten Sanktionen, die bis zur Ausweisung nach mehrjährigem Aufenthalt reichen konnten. Die Kurskosten mussten von den Betroffenen selbst übernommen werden und wurden bei Bestehen der Prüfung innerhalb von drei Jahren zu 25 bzw. 50 Prozent, jedoch bis zu einer Summe von maximal 750 Euro, rückerstattet (vgl. Plutzar 2010:124). Nach zwei Revisionen des Gesetzes müssen MigrantInnen seit 2011 als Voraussetzung für einen unbefristeten Aufenthalt bereits zum Zeitpunkt ihrer Einreise über Deutschkenntnisse auf dem Niveau A1, innerhalb von zwei Jahren auf dem Niveau A2 und innerhalb von fünf Jahren auf dem Niveau B1 des GERS verfügen. De Cillia kritisiert, dass es gegenüber jenen zugewanderten Minderheiten in Österreich, die vom Staat offiziell nicht als solche anerkannt werden, keinerlei gesetzliche Regelungen gibt, die diesen sprachliche Rechte zuerkennt. Auch werden, mit Ausnahme einiger Schulen, kaum Maßnahmen zur Förderung der sprachlichen und kulturellen Identität dieser Minderheiten getroffen. Bestimmte Behörden wie Finanzämter oder Schulen stellen Informationsmaterialien und Formulare in jenen beiden Sprachen zur Verfügung, die von den größten MigrantInnengruppen gesprochen werden. So wurde beispielsweise in Wien von der für Integration und Diversität zuständigen MA 17 ein Glossar in den Sprachen Deutsch, Bosnisch/Kroatisch/Serbisch, Türkisch und Englisch erarbeitet, das die in Österreich gebräuchliche Rechtsterminologie sowie spezifische Ausdrücke der Stadtverwaltung erklärt und diese für Menschen, die Deutsch nicht als Muttersprache haben, verständlich macht. Es existieren jedoch weder zusätzliche Amtsspracheregelungen in Bezug auf Minderheitensprachen noch gibt es einen nationalen Dolmetsch- und Übersetzungsdienst,

von dem MigrantInnen beim Besuch von Ämtern oder Krankenhäusern Gebrauch machen können. De Cillia setzt den Begriff „Sprachförderung“ unter Anführungszeichen, da diese gegenüber erwachsenen MigrantInnen in Österreich seiner Meinung nach hauptsächlich darin bestünde, ihnen den Erwerb von Deutschkenntnissen vorzuschreiben und es sich dabei um keine wirkliche Förderung handle (vgl. de Cillia 2012²:190f.).

„Ein weiteres Verständnis von Sprachförderung, wie es die Soziolinguistik definieren würde, umfasst alle Sprache(n) betreffenden Maßnahmen, die die Kommunikation zwischen Mehrheitsbevölkerung, staatlichen und anderen öffentlichen Institutionen und Minderheitsbevölkerung erleichtern. Daher umfasst ein umfassendes, integratives Konzept von Sprachförderung einerseits die jeweiligen Erstsprachen, Herkunftssprachen, Familiensprachen, andererseits aber auch andere Maßnahmen als Sprachlernkurse/-unterricht, die dazu dienen, eine möglichst effiziente Kommunikation zwischen unterschiedlichen Sprachgruppen in der Gesellschaft zu ermöglichen. Als eine derartige Maßnahme seien beispielhaft Dolmetsch- und Übersetzungsdienste angeführt, an die sich Anderssprachige, aber auch SprecherInnen der Mehrheitssprache wenden können, um eine qualitativ hochwertige Kommunikation zwischen den beiden PartnerInnen zu ermöglichen, z. B. in Spitälern, bei ÄrztInnen, vor Gerichten oder diversen Ämtern wie Fremdenpolizei, Finanzamt etc. Solche Dolmetschdienste – wo schriftliche Kommunikation vorliegt Übersetzungsdienste – sollten kostenlos oder kostengünstig angeboten werden.“ (de Cillia 2012:191)

Neben den bereits genannten Bestimmungen ist zuletzt noch das Schulunterrichtsgesetz zu erwähnen, das die deutsche Sprache als Unterrichtssprache an Österreichs Schulen festlegt. Im Zusammenhang mit Migration steht die Novellierung des Jahres 2007, welche Eltern dazu verpflichtet, dafür zu sorgen, dass ihre Kinder zum Zeitpunkt des Schuleintritts die deutsche Sprache soweit beherrschen, dass sie in der Lage sind, dem Unterricht ohne Schwierigkeiten zu folgen (vgl. de Cillia 2012²:190). MigrantInnen sollten dadurch angehalten werden, ihre Kinder in den Kindergarten zu schicken oder ihnen selbst ausreichende Deutschkenntnisse zu vermitteln. Es wurde sogar darüber nachgedacht, bei Nichterfüllen dieser Forderung Sanktionen wie den Entzug oder eine Herabsetzung der Familienbeihilfe zu verhängen.

Der Einsatz von Sprachprüfungen und die Forderung nach Kenntnissen der Landessprache auf einem gewissen Niveau dienen hauptsächlich dazu, um MigrantInnen den Zugang zum österreichischen Bildungssystem und Arbeitsmarkt zu ermöglichen, da mangelnde Deutschkenntnisse zur Marginalisierung der Zugewanderten in diesen beiden Bereichen führen. Plutzar ist der Meinung, dass die Rolle der Landessprache überbewertet werde und oftmals nicht berücksichtigt werde, dass es sich bei Integration vor allem um einen gesellschaftlichen Prozess handle. Sie argumentiert, dass selbst das Beherrschen der Landessprache durch MigrantInnen auf muttersprachlichem Niveau soziale Spannungen und integrationsbedingte Problematiken nicht verhindere, wie am Beispiel der Pariser *banlieues* deutlich zu erkennen sei (vgl. Plutzar 2010:127). „Einbürgerung und Beherrschung der deutschen Sprache sind kein Garant für eine gelungene Eingliederung der MigrantInnen in das Gemeinwesen.“ (Tibi 2006:169) An dieser Stelle anzumerken ist auch, dass schlechte Deutschkenntnisse aus sprachwissenschaftlicher Perspektive nicht als Ursache, sondern als Konsequenz einer Marginalisierung betrachtet werden.

„Der Erwerb der Landessprache stellt so gesehen nicht die Voraussetzung, sondern vielmehr das Ergebnis der erfolgreichen Teilhabe von MigrantInnen an Bildungsprozessen und am Arbeitsmarkt dar. Diese Annahme begründet sich u.a. in der sprachdidaktischen Binsenweisheit, dass man Sprachen nur durch *Sprechen* lernt.“ (Plutzer 2010:127; Hervorhebung im Original)

Ob der Erwerb der Landessprache auf einem bestimmten Niveau MigrantInnen nun gesetzlich vorgeschrieben werden und mittels Prüfungen getestet werden soll, darüber lässt sich streiten. Klar ist, dass Kenntnisse der Landessprache es den Betroffenen auf alle Fälle erleichtern, wenn nicht teilweise sogar erst ermöglichen, sich ihrer Qualifikation entsprechend am Arbeitsmarkt zu positionieren und an allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens im Aufnahmeland teilzuhaben. Esser betrachtet den Erwerb der Landessprache sogar als „eine zentrale Bedingung zunächst jeder weiteren *Sozialintegration* der Migranten außerhalb des ethnischen Kontextes.“ (Esser o.J.:8; Hervorhebung im Original) Aus Kapitel 1.5.1 wissen wir, dass Sprache und Denken sehr eng miteinander verbunden sind und dass Sprache unsere kulturelle sowie individuelle Weltsicht widerspiegelt. Daraus lässt sich ableiten, dass es, um eine fremde Kultur in ihrer Komplexität jemals zu verstehen, mit deren Angehörigen enge Beziehungen einzugehen und eben diese Kultur im weiteren Verlauf womöglich sogar selbst anzunehmen, unerlässlich ist, die Sprache dieser Kulturgemeinschaft zu kennen. „Wer die Sprache nicht kennt, wird von den Feinheiten einer Kultur vieles nicht mitbekommen und bleibt notgedrungen ein relativer Außenseiter.“ (Hofstede 2006³:452) MigrantInnen, die an der Aufnahmegesellschaft teilhaben wollen, sollten in der Regel von sich aus den Wunsch verspüren, die Landessprache bestmöglich zu erlernen. Handelt es sich nun um Personen, die eine Integration in die Aufnahmegesellschaft, aus welchen Gründen auch immer, verweigern, so wird die gesetzliche Verpflichtung zu 300 Stunden Sprachunterricht daran nicht viel ändern. Esser bezeichnet Sprache als eine wertvolle Ressource, in die in unterschiedlichem Maße investiert werden kann und die den von ihr Gebrauch machenden Menschen wiederum Zugang zu weiteren Ressourcen verschaffen kann (vgl. Esser o.J.:8). Sprachkenntnisse sind Teil des Humankapitals, also der erworbenen und am Arbeitsplatz einsetzbaren Fähigkeiten eines Menschen. Man versteht darunter laut Definition „[d]as auf Ausbildung und Erziehung beruhende Leistungspotenzial der Arbeitskräfte (Arbeitsvermögen)“. (Gabler Wirtschaftslexikon 2015) Esser zufolge ist die „Investition in eine (gemeinsame) Sprache [...] insofern auch [...] Bereitsstellung eines *kollektiven* Gutes, das allen von Nutzen ist, auch denen, die die betreffende Sprache nicht lernen.“ (Esser o.J.:8; Hervorhebung im Original) Die Förderung des Spracherwerbs von MigrantInnen stellt also keine Maßnahme dar, von der nur die MigrantInnen selbst profitieren, vielmehr kommt sie der gesamten Bevölkerung zugute. Integrationsförderung darf also nicht fälschlicherweise als Investition des Staates in Angelegenheiten, welche die eigenen StaatsbürgerInnen nicht betreffen, verstanden werden.

Zuletzt soll darauf hingewiesen werden, dass es sich beim Erlernen einer Sprache nicht um eine Tätigkeit handelt, die ausschließlich in Kursen praktiziert wird, vielmehr spielt sich diese in der sozialen Realität der Betroffenen ab, in der gesellschaftliche Machtverhältnisse zum

Ausdruck kommen, die sich auf den individuellen Verlauf des Spracherwerbs verschieden auswirken. So kann dieser durch negativ erlebte Fremdzuschreibungen oder den Mangel an Möglichkeiten, sich in der Fremdsprache auszudrücken und das damit verbundene Scheitern am Mitteilen von Bedürfnissen und Meinungen in der Kommunikation mit Einheimischen gehemmt werden (vgl. Plutzar 2010:127). Zum Zusammenhang zwischen Sprache und Macht im Hinblick auf Migration äußert sich auch de Cillia.

„Dabei ist Sprache nie neutral, nie nur ‚unschuldiges‘ Kommunikationsmittel, das dazu dient, über Schallwellen oder schriftliche Zeichen Informationen zu übermitteln. Sprache ist immer auch ein Mittel, Macht auszuüben und Macht auszudrücken. Der Gebrauch bestimmter Sprachen ist verbunden mit ökonomischen und politischen Vorteilen, Sprache ist auch ein zentrales Identitätssymbol von Individuen und Gruppen, Ethnien, Völkern etc.“ (de Cillia 2012²:186)

Da Sprache ihren SprecherInnen neben der bloßen Möglichkeit zur Kommunikation immer auch Macht verleiht, ist es alleine deshalb im Sinne der Chancengleichheit für MigrantInnen sinnvoll, die Landessprache zu erlernen. Plutzar schlägt zur Verbesserung der Integration durch sprachbezogene Maßnahmen vor, dass der Besuch von Sprachkursen auf Freiwilligkeit beruhen sollte. Besteht das Ziel einer Sprachförderung als Integrationsförderung im Aufstieg der MigrantInnen in die Mittelschicht bzw. in einer generellen sozialen Aufwärtsmobilität, so dürfe das Kursangebot nicht auf dem Niveau A2 bzw. B1 enden, sondern müsse darüber hinaus gefördert werden. Es sei zudem auch wichtig, Lernangebote nicht rein auf Sprachkurse zu beschränken, sondern durch Tandem-Lernen, Buddy-Systeme, Projektarbeiten oder Freizeitprogramme zu erweitern und dadurch gleichzeitig den Aufbau von Beziehungen zu Einheimischen zu fördern (vgl. Plutzar 2010:136). Neben diesem Ansatz nennt Plutzar noch einen weiteren, der Denkanstöße zur Verbesserung der österreichischen Integrationspolitik gibt.

„Die zweite Denkrichtung löst Sprache aus der Integrationsdebatte wieder heraus und schärft das Bewusstsein dafür, dass Sprache in der gegenwärtigen Politik der Schauplatz eines symbolischen Kampfes geworden ist, bei dem ‚wir‘ gegen ‚die Anderen‘ angetreten sind, um ‚uns‘ zu schützen. [...] Es muss dabei immer deutlich und bewusst gemacht werden, dass es in diesem Zusammenhang nicht um Sprache, sondern um Macht geht. Dazu gehört, dass bei den (noch) einsprachig sozialisierten Teilen der österreichischen Gesellschaft ein Bewusstsein dafür entwickelt werden muss, welche Leistung das Erlernen einer Sprache bedeutet und welche Anstrengungen und Hürden damit verbunden sind.“ (Plutzar 2010:137)

Wie zu Beginn dieses Kapitels bereits aufgezeigt, sind vom Integrationsprozess immer zwei Gesellschaften betroffen. Es ist daher zu wenig, von den MigrantInnen das Erlernen der Landessprache, die Annahme kultureller Traditionen sowie maximale Anstrengungen in Bezug auf eine perfekte Eingliederung in die Aufnahmegesellschaft zu verlangen. Wird von Zugewanderten seitens der Aufnahmegesellschaft die Bemühung zur Integration gefordert, so muss diese ihrerseits ebenfalls bereit sein, Menschen mit diversen kulturellen Hintergründen und anderen Muttersprachen anzunehmen und ihnen die Integration zu erleichtern. Es muss dazu seitens der Bevölkerung ein Bewusstsein hinsichtlich kultureller Unterschiede sowie des Sprachenlernens entwickelt werden, damit für Sprachdefizite von Menschen, die Deutsch

nicht als Muttersprache haben, das nötige Verständnis aufgebracht werden kann. Berufliche oder gesellschaftliche Diskriminierung aufgrund eines ausländischen Akzentes darf in einem Zeitalter, in dem Diversität und Chancengleichheit angestrebt und gefördert werden, nicht mehr bestehen.

2.2.3 Rassismus und Fremdenfeindlichkeit

Wenn wir in Bezug auf Migration und Integration von Zugewanderten von einem fehlenden Verständnis für deren Sprachdefizite sowie deren Lebenssituation im Allgemeinen seitens der Aufnahmegesellschaft sprechen, so sind in diesem Zusammenhang auch die Begriffe des Rassismus bzw. der Fremdenfeindlichkeit zu erwähnen. Es handelt sich dabei um negative Einstellungen gegenüber bestimmten oder auch allen Gruppen von AusländerInnen, die ab einem gewissen Ausmaß soziale Benachteiligungen dieser zur Folge haben können. Rassismus und Fremdenfeindlichkeit basieren ebenso wie die in Kapitel 1.6 besprochenen Vorurteile auf der Unterscheidung zwischen der *Wir*-Gruppe, der man selbst angehört und der Gruppe der *Anderen*, in der sich all jene befinden, die sich durch eine andere Herkunft, Hautfarbe, Sprache, Kultur oder Ähnliches auszeichnen.

„Rassismus wird allgemein als eine Form der Ausgrenzung, Stigmatisierung und Ungleichbehandlung (Diskriminierung) von Menschen anhand von biologisch, kulturell, religiös oder politisch konstituierten Unterschieden verstanden.“ (Düvell 2006:160f.)

Ausgegangen wird dabei von den Selbstverständlichkeiten der eigenen Kultur, weshalb der Mangel fremder Kulturen an eben diesen Selbstverständlichkeiten zu einem Überlegenheitsbewusstsein gegenüber deren Angehörigen führt. „Der Rassismus unterstellt, dass das eigene Volk von Natur aus besser ist als ein anderes und rechtfertigt so den Einsatz von Gewalt mit dem Zweck, die eigene Überlegenheit zu bewahren.“ (Hofstede 2006³:441) Rassismus und Fremdenfeindlichkeit existieren als negative Einstellungen nicht nur in den Gedankengängen der Betroffenen, sondern zeigen sich in der Begegnung mit AusländerInnen auch in deren Verhalten. Häufig geschieht dies in Form von verbalen, im schlimmsten Fall jedoch sogar in Form von körperlichen Angriffen. In Kapitel 1.6.3 wurde bereits ausführlich auf die Entstehung negativer Einstellungen eingegangen, die darum an dieser Stelle nicht wiederholt werden soll.

Rassistisches Denken zeigt sich in der Migrationspolitik und der Kontrolle von Migration in der Bevorzugung bestimmter Gruppen von Zuwandernden gegenüber anderen sowie dem Umgang mit MigrantInnen und indigenen Völkern innerhalb des Staates. So wurden beispielsweise in den USA, Kanada und Australien bis in die 1960er nur Einwandernde aus Europa aufgenommen. In einigen Ländern werden bis heute MigrantInnen der gleichen Ethnie bevorzugt behandelt. Oftmals sind es komplizierte Aufnahmeverfahren und unterschiedlichste Rechte, die die Grundlage für diskriminierende Praktiken gegenüber MigrantInnen bilden.

Innerhalb eines Staates lässt sich Rassismus hauptsächlich am Ausmaß der Gewalt gegenüber AusländerInnen bzw. ethnischen, kulturellen oder religiösen Minderheiten erkennen. Auch die Aktivitäten rechtsradikaler Parteien oder Gruppierungen sind ein Indiz dafür. Vor allem jedoch zeigt sich Rassismus in den unterschiedlichen sozioökonomischen Bedingungen von AusländerInnen im Vergleich zu Einheimischen. Sind beispielsweise Arbeitslosigkeit und Sozialhilfebezüge unter den MigrantInnen um ein Vielfaches höher als unter der heimischen Bevölkerung, so deutet dies auf eine fremdenfeindliche Einstellung der Aufnahmegesellschaft hin (vgl. Düvell 2006:161f.).

Im Folgenden möchte ich nun auf die Situation in Österreich hinsichtlich der Thematik der Fremdenfeindlichkeit eingehen. Lebhart und Münz (1999) führten diesbezüglich im Jahr 1998 eine Studie durch, in der sowohl das Wissen als auch die Einstellungen der ÖsterreicherInnen zu internationaler Migration, ausländischer Bevölkerung und staatlicher Migrationspolitik untersucht und analysiert wurden. Befragt wurden dazu 2.000 ÖsterreicherInnen zwischen 15 und 75 Jahren. Es zeigt sich, dass die Meinung der ÖsterreicherInnen in Bezug auf Migration uneinheitlich und in vielen Bereichen zwiespältig ist. So besteht zum einen im Detail betrachtet der Wunsch nach mehr Großzügigkeit seitens der Aufnahmegesellschaft, im Allgemeinen jedoch eine striktere Abgrenzung zwischen der österreichischen Bevölkerung und Menschen mit anderer kultureller Herkunft. „Es besteht in Österreich keinerlei Konsens darüber, dass Zuwanderer nach einer gewissen Zeit in unserer Gesellschaft gleichberechtigte Mitglieder werden sollen.“ (Lebhart/Münz 1999:8) Besonders schlecht sieht die Lage der aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei stammenden ArbeitsmigrantInnen, deren Familien nicht ausreichend in die österreichische Gesellschaft integriert sind, aus, was sowohl soziale als auch politische Marginalisierung zur Folge hat. Jährlich werden nur 2 Prozent dieser Menschen eingebürgert, doch auch jene, die die österreichische Staatsbürgerschaft erlangen, werden vom Großteil der ÖsterreicherInnen nicht als ihresgleichen betrachtet. Dies ist einerseits in bestehenden Ethno-Stereotypen und Vorurteilen seitens der Einheimischen, andererseits aber auch im gespaltenen Arbeits- und Wohnungsmarkt begründet. „Sowohl im Beschäftigungssystem als auch im Bereich des sozialen Wohnbaus werden Inländer durch rechtliche Regelungen und informelle Mechanismen eindeutig bevorzugt.“ (Lebhart/Münz 1999:8)

Fast die Hälfte der ÖsterreicherInnen ist der Meinung, es gäbe hierzulande zu viele AusländerInnen, während etwas weniger als die Hälfte zwar von vielen, aber nicht zu vielen spricht. Hier ist anzumerken, dass bei höherer Schulbildung der Befragten, diese seltener der Auffassung waren, es gäbe zu viele AusländerInnen in Österreich. Mit zunehmendem Alter hingegen stimmten sie dieser Aussage eher zu (vgl. Lebhart/Münz 1999:11-15). Fast 40 Prozent der österreichischen Bevölkerung sprachen sich für einen Einwanderungsstopp aus und hielten eine Beschränkung der Zuwanderung für nicht ausreichend. Dabei sahen ältere Menschen häufiger eine Notwendigkeit zur Begrenzung der Zuwanderung als jüngere

Befragte. Auch hier hängt die Einstellung der ÖsterreicherInnen wesentlich von der Berufsschicht und dem Bildungsniveau ab. Menschen mit höherer Schulbildung und steigendem Einkommen sprachen sich häufiger gegen einen Zuwanderungsstopp aus. Erhebliche Unterschiede zeigen sich auch zwischen städtischen und ländlichen Regionen. So denken BürgerInnen aus ländlichen Gebieten eher, dass die Zuwanderung von AusländerInnen mit Nachteilen verbunden ist als jene, die in städtischen Regionen leben (vgl. Lebhart/Münz 1999:32-37). Erhebliche Ambivalenzen zeigen sich bei den Fragen zur Ausländerbeschäftigung. Die Mehrheit der Befragten stimmte der Aussage zu, dass AusländerInnen wichtig für die heimische Wirtschaft sind, da sie Arbeiten erledigen, die den ÖsterreicherInnen zuwider sind und die diese selbst nicht machen wollen. Dennoch haben 42 Prozent der Bevölkerung Angst, AusländerInnen könnten den österreichischen BürgerInnen ihre Arbeitsplätze wegnehmen. Knapp die Hälfte ist der Meinung, dass in Zeiten wirtschaftlicher Schwierigkeiten als erstes die AusländerInnen entlassen werden sollten (vgl. Lebhart/Münz 1999:52).

Seit Beginn der 90er Jahre werden AusländerInnen immer wieder für Probleme in der Finanzierung von Sozialleistungen verantwortlich gemacht. Fast die Hälfte der österreichischen Bevölkerung vertritt die Meinung, „dass der Sozialstaat durch die in Österreich lebenden Ausländer belastet wird.“ (Lebhart/Münz 1999:75f.) Die Mehrheit der Befragten (75 Prozent) empfindet einen deutlichen Unterschied zwischen ihrem eigenen Lebensstil und dem der in Österreich lebenden AusländerInnen. Die österreichische Bevölkerung erwartet sich im Allgemeinen von den hierzulande lebenden AusländerInnen eine Anpassung an den heimischen Lebensstil. Was Fragen bezüglich der kulturellen Begegnung durch die im Land lebenden AusländerInnen betrifft, so sind 31 Prozent der Ansicht, dass hierzulande ansässige AusländerInnen die österreichische Kultur bereichern. 42 Prozent der Befragten, darunter eher jene aus ländlichen Regionen, sehen dies ausdrücklich nicht so. Mit steigender Schulbildung schätzen die ÖsterreicherInnen vermehrt den multikulturellen Aspekt und die kulturelle Bereicherung durch hier lebende AusländerInnen (vgl. Lebhart/Münz 1999:75-80).

Eine Thematik, die relativ häufig mit Migration in Verbindung gebracht wird, ist der Anstieg der Kriminalität, für den es laut Polizei und Kriminalstatistik auch Belege gibt. Tatsächlich wird in Österreich und Deutschland ein beträchtlicher Teil der Straftaten von AusländerInnen begangen, allerdings wird bei dieser Interpretation selten berücksichtigt, dass es eine Reihe von Delikten gibt, die ausschließlich von AusländerInnen begangen werden können, wie beispielsweise Verstöße gegen das Fremdenengesetz. Solche Fälle wirken sich natürlich auf die Statistik aus, ohne jedoch wirklich Beweise für den Zusammenhang zwischen Zuwanderung und erhöhter Kriminalität zu liefern. 59 Prozent der ÖsterreicherInnen sind jedenfalls der Auffassung, dass AusländerInnen häufiger Straftaten begehen und somit eine Zunahme der Einwanderung gleichzeitig einen Anstieg der Kriminalität bedeutet. Jüngere Menschen sowie Gebildete haben diese Angst weniger (vgl. Lebhart/Münz 1999:82f.).

Kontakte zwischen AusländerInnen und Einheimischen, sei es beruflicher oder privater Natur, haben einen großen Einfluss auf sowohl den Integrationsprozess Ersterer als auch den Abbau von Vorurteilen Letzterer. Freundschaften, Partnerschaften und Eheschließungen zwischen Zugewanderten und Mitgliedern der Aufnahmegesellschaft können in der Regel als Indiz für eine gelungene Integration angesehen werden. Ebenso stellt sich die Frage, ob denn das Fehlen solcher Kontakte eine Ursache ethnozentrischer und xenophober Einstellungen sein könnte. Der Studie von Lebhart und Münz zufolge hat ungefähr ein Fünftel der befragten ÖsterreicherInnen persönlichen Kontakt zu Eingewanderten in der eigenen Familie, wobei die Beziehung zu diesen überwiegend als gut eingestuft wird. Nur ein sehr geringer Teil (3 Prozent) machte schlechte Erfahrungen mit AusländerInnen in der Verwandtschaft. Im Allgemeinen haben diejenigen, die in Städten leben, mehr Kontakt zu MigrantInnen als Personen aus ländlichen Regionen. Es zeigt sich auch, dass die österreichische Bevölkerung mit höherer Schulbildung verstärkten Kontakt zu AusländerInnen im Berufsalltag hat. Bei 41 Prozent der ÖsterreicherInnen befinden sich AusländerInnen im Freundes- und Bekanntenkreis. Auch hier ist festzustellen, dass der Kontakt zu AusländerInnen sowohl im Bekanntenkreis als auch in der Nachbarschaft mit steigendem Bildungsniveau zunimmt (vgl. Lebhart/Münz 1999:85-89).

Lebhart und Münz ziehen aus ihrer Untersuchung den Schluss, dass zwischen dem Fehlen von Kontakten zu Menschen anderer kultureller Herkunft und der xenophoben Einstellung seitens einzelner Mitglieder der Aufnahmegesellschaft ein Zusammenhang besteht.

„Bestehende oder fehlende Interaktion und Erfahrungen zwischen In- und Ausländern geben erste Hinweise auf mögliche Ursachen und Bedingungen der Entstehung von Fremdenfeindlichkeit. Die Ergebnisse unserer Studie legen den Schluss nahe, dass xenophobe Einstellungen durch seltene bzw. fehlende Kontakte zu Ausländern verstärkt werden. Zugleich ist zu vermuten, dass Personen mit xenophoben Einstellungen von sich aus den Kontakt zu Ausländern meiden.“ (Lebhart/Münz 1999:93)

Dieser Erkenntnis zufolge kann Fremdenfeindlichkeit daher vor allem durch persönliche Beziehungen zu Angehörigen fremder Kulturgemeinschaften abgebaut werden, was in weiterer Folge für den Integrationsprozess der MigrantInnen förderlich ist. „Kriterium für gelungene Integration ist das Verschwinden von Diskriminierung, die Abflachung von sozialen Ungleichheiten, die Ermöglichung von sozialer Aufwärtsmobilität, die Vermeidung von Exklusion.“ (Reinprecht/Weiss 2012²:24) Voraussetzung für erfolgreiche Integration ist also die Akzeptanz und Offenheit der Einheimischen gegenüber zugewanderten Menschen, welche die Grundlage für den Aufbau friedvoller Beziehungen zwischen den Mitgliedern beider Gruppen darstellt. Wie wir bereits wissen sind beide Seiten gleichermaßen in den Integrationsprozess involviert, weshalb seitens der MigrantInnen Offenheit sowie der Wille, sich in die Aufnahmegesellschaft zu integrieren, ebenso erforderlich sind. „Ob Migrantengruppen also integriert werden oder daran scheitern, sich anzupassen und zu dauerhaften Minderheiten werden, hängt genauso viel von der Bevölkerungsmehrheit wie von den Migranten selbst ab.“ (Hofstede 2006³:463) Fassmann nennt „soziale Kohäsion“ als wichtigstes Ziel im Kontext der Integration auf gesamtgesellschaftlicher Ebene und betont,

dass Segmentation und Marginalität diese sicherlich nicht fördern. In Bezug auf die strukturelle Dimension der Sozialintegration sollte es Aufgabe einer integrativen Politik sein, für eine gleichmäßige Verteilung von Einkommen, Status und Wohnraum zu sorgen, Diskriminierung weitgehend zu eliminieren sowie eine gerechte politische Partizipation zuzulassen (vgl. Fassmann 2006:235f.). Strasser weist darauf hin, dass MigrantInnen, um sich erfolgreich in die Gesellschaft des Aufnahmestaates zu integrieren, ihre alte Identität nicht zwingendermaßen aufgeben müssen.

„Integration kann nur gelingen, wenn in jedem einzelnen ‚Migranten‘, jeder einzelnen ‚Migrantin‘ Herkunftsland wie Zielland zur Integration gelangen, zu einer neuen Einheit verschmelzen. Wenn die erste Heimat nicht für die zweite aufgegeben werden muss. [...] Die eine Zugehörigkeit legt man nicht ab, um mit einer neuen Zugehörigkeit am Nullpunkt zu beginnen. Eine ‚repressive Integration‘ hingegen zwingt dazu, ‚sich entweder gegen sich selbst oder gegen die andere zu entscheiden‘.“ (Strasser 2006:292)

Offenheit und Akzeptanz seitens der Aufnahmegesellschaft bedeutet also nicht, integrationswillige Menschen anderer Kulturzugehörigkeit nur unter der Voraussetzung aufzunehmen, dass diese auch bereit sind, sich kulturell vollkommen anzupassen, sondern MigrantInnen mitsamt ihrer ganz spezifischen kulturellen Prägung und ihrer kulturellen Identität in der neuen Heimat willkommen zu heißen. Selbstverständlich dürfen sich MigrantInnen einer gewissen Anpassung nicht komplett verschließen, doch kann nicht von ihnen verlangt werden, jegliche kulturell geprägten Aspekte oder Traditionen ihrer alten Heimat aufzugeben. „Gesetztes Ziel muss es also sein, MigrantInnen und Einheimische in einem Gemeinwesen zu vereinigen, um ein vielfältiges Miteinander, statt eines multikulturellen Nebeneinanders zu erreichen.“ (Tibi 2006:175) Dazu ist vor allem interkulturelle Kompetenz, die unweigerlich mit dem nötigen Problembewusstsein hinsichtlich der Integrationsthematik einhergeht, aller Beteiligten, d.h. sowohl seitens der Mehrheitsgesellschaft als auch seitens der MigrantInnen, erforderlich. An dieser mangelt es bis dato einerseits der österreichischen Bevölkerung und andererseits oftmals auch beteiligten Organisationen. Es gilt, diese interkulturelle Kompetenz gesamtgesellschaftlich durch geeignete Maßnahmen zu steigern. Heftfleisch zufolge müssten MigrantInnen durch bisher fehlende Interessensvertretungen verstärkt in das Integrationsgeschehen einbezogen, anstatt von diesem ausgeschlossen werden. Die an den politischen Debatten beteiligten ExpertInnen mit Migrationshintergrund seien an einer Hand abzuzählen (vgl. Heftfleisch 2006:71f.). Dies führt wieder zurück zur Frage nach der Chancengleichheit, die anscheinend hierzulande (noch) nicht gegeben ist. Es bleibt zu hoffen, dass verstärkte Bewusstseinsbildung sowohl die österreichische Bevölkerung als auch jene anderer Staaten der Welt in naher Zukunft ein Stück näher ans Ziel des friedvollen Umgangs und Lebens miteinander sowie der Beseitigung von Vorurteilen gegenüber AusländerInnen bringt. „Das Zustandekommen einer wirklichen kulturellen Integration unter Mitgliedern von kulturell unterschiedlichen Gruppen ist nur in einer Umgebung möglich, in der solche Menschen als gleichwertig zusammenkommen und sich mischen können.“ (Hofstede 449) Im Zeitalter der Globalisierung mit erhöhter Mobilität muss es unser Ziel sein, eine Umgebung zu schaffen, in

der sich Menschen unterschiedlicher Kulturzugehörigkeit gegenseitig bereichern, ihre individuellen Identität entwickeln und dennoch zu einem gemeinsamen Ganzen verschmelzen können.

3 Leben in der Fremde

3.1 Expatriates

Bevor nun näher auf die speziellen Bedingungen und Herausforderungen im Ausland lebender Menschen, sogenannter Expatriates oder Expats, eingegangen wird, soll dieser Terminus selbst zunächst genauer betrachtet werden. Moosmüller definiert Expatriates als „Personen, die außerhalb ihres Herkunftslandes bzw. Stammlandes [...] leben.“ (Moosmüller 2007:480) Die auf der Website des DUDEN zu findende Bedeutung bezieht hier zusätzlich den beruflichen Aspekt mit ein und beschreibt einen Expatriate etwas exakter als „jemand, der [im Auftrag seiner Firma] längere Zeit im Ausland arbeitet.“ (DUDEN 2015) Dies bedeutet also, dass Expatriates entweder von der Firma, für die sie im Heimatland gearbeitet haben, für eine gewisse Zeit ins Ausland entsandt wurden oder aber sich selbst dazu entschlossen haben, auf eigene Faust in ein Land fern ihrer Heimat zu gehen, um dort ihren Lebensunterhalt zu verdienen und neue Erfahrungen zu sammeln. Expatriates fallen unter den Begriff der MigrantInnen, gehören jedoch großteils den oberen Sozial- und Bildungsschichten an und verweilen in der Regel nur eine begrenzte Zeit im Ausland, weshalb sie eine Sonderform von MigrantInnen darstellen (vgl. Moosmüller 2007:482). Meist handelt es sich dabei um die in Kapitel 2.1.3.3 vorgestellte Elite-, ExpertInnen-, Fachkräfte- und StudentInnemigration.

„Expatriates sind Migranten, aber keine Zuwanderer, da sie nicht beabsichtigen, dauerhaft im Residenzland zu bleiben und sich einbürgern zu lassen. Gegenüber Exilanten und Flüchtlingen, die ja auch nur vorübergehend im Aufnahmeland sind und baldmöglichst in ihr Heimatland zurückkehren wollen, unterscheidet sie die Tatsache, dass sie karrierebedingt und nicht aus existenziellen Gründen die Entscheidung trafen, ins Ausland zu gehen und dass sie den Rückkehrzeitpunkt im Prinzip selbst bestimmen.“ (Moosmüller 2007:480)

Für gewöhnlich verbringen Expatriates nur eine bestimmte Zeit im Ausland und haben die Absicht, nach ihrem Aufenthalt in der Ferne wieder in ihr Heimatland zurückzukehren. Selbstverständlich finden sich jedoch Fälle, in denen Menschen im Ausland bleiben und sich dort niederlassen. Dies kann verschiedenste Ursachen haben. So kann beispielsweise ein attraktiver Job, wie man ihn woanders vielleicht nicht so schnell wieder bekommt, verlockend genug sein, um nicht mehr nachhause zurückzugehen. Ebenso kommt es vor, dass jemand für seine „neue Heimat“ mitsamt der dortigen Gesellschaft und ihrer Kultur mehr Begeisterung aufbringt als für seine alte und deshalb beschließt zu bleiben. Einer der häufigsten Gründe ist mit Sicherheit das Eingehen einer Partnerschaft oder im weiteren Verlauf das Gründen einer Familie mit Angehörigen des Gastlandes. Es ist jedoch davon auszugehen, dass der Großteil der Expatriates nach Ablauf des geplanten Auslandsaufenthaltes das Gastland wieder verlässt.

Ein zweiter Aspekt, der in Moosmüllers Definition enthalten ist, bezieht sich darauf, dass Expatriates karrierebedingt und nicht aus existenziellen Gründen ins Ausland gehen. Genau in

diesem Punkt unterscheiden sich Expatriates und Flüchtlinge im Allgemeinen voneinander. Es muss jedoch berücksichtigt werden, dass Menschen, die einem Auslandsaufenthalt nicht abgeneigt sind, eine temporäre schlechte wirtschaftliche Situation im Heimatland womöglich zum Anlass nehmen, um sich in anderen Ländern nach einem Arbeitsplatz umzusehen. Diese Menschen fühlen sich zwar nicht gezwungen, ihre Heimat zu verlassen und ihr altes Leben komplett aufzugeben, weshalb man hier nicht von existenziellen Problemen sprechen kann, doch sind es nicht ausschließlich die Karrierechancen im Ausland, die sie zu diesem Schritt veranlassen. Auch zum Rückkehrzeitpunkt, der in selbiger Definition ein Kriterium zur Unterscheidung von Flüchtlingen darstellt, ist anzumerken, dass dieser nicht unbedingt von den Betroffenen selbst bestimmt wird. Zwar ist der Zeitpunkt der Rückkehr fast immer absehbar, doch wird er im Falle von Auslandsentsandten von deren Firmen vorgegeben. Lediglich jene Expatriates, die auf eigene Faust ins Ausland gehen, treffen für sich selbst die Entscheidung, wann es an der Zeit ist, das Gastland zu verlassen. Die Situation von Flüchtlingen ist jedoch insofern anders, als für diese bei der Ankunft im Aufnahmestaat meist nicht abzusehen ist, ob ihre Aufenthaltsdauer ein, fünf oder zehn Jahre betragen wird oder ob die Betroffenen gar nie mehr in ihre ursprüngliche Heimat zurückkehren werden.

Oftmals bezieht sich der Terminus Expatriate heute auf MitarbeiterInnen internationaler Unternehmen, die für einige Jahre in ausländische Niederlassungen oder Partnerbetriebe entsendet werden. Für gewöhnlich werden diese von ihren PartnerInnen oder Familien begleitet. Der Großteil dieser Art von Personaltransfer erfolgt zwischen industrialisierten Ländern und weniger zwischen diesen und Entwicklungsländern. Handelte es sich anfangs hauptsächlich um Entsendungen von der Firmenzentrale in Tochtergesellschaften im Ausland, so werden heute zunehmend auch MitarbeiterInnen von ausländischen Tochtergesellschaften in die Zentrale versetzt (vgl. Moosmüller 2007:480). Framson (2009:118) zufolge spricht man grundsätzlich dann von einer Entsendung, wenn die Dauer des Auslandsaufenthaltes mehr als sechs Monate beträgt, jedoch kann es durchaus auch zu kürzeren projektbezogenen Einsätzen im Ausland kommen. Oftmals erstreckt sich eine Entsendung über einen Zeitraum von drei bis fünf Jahren. Da eine solche für das Unternehmen häufig einen hohen finanziellen Aufwand bedeutet, zumal den entsandten MitarbeiterInnen mit speziellen Begünstigungen wie beispielsweise einer Abdeckung der Mietkosten oder des Schulgeldes der Kinder, entgegengekommen wird, sind Aufenthalte von längerer Dauer eher unüblich.

Der Großteil der Expatriates besitzt einen Universitätsabschluss und gehört der mittleren bis oberen Bildungsschicht an. Für so manche mögen sie den Inbegriff von modernen WeltbürgerInnen darstellen, deren Lebensstil von Flexibilität und Mobilität gekennzeichnet ist (vgl. Moosmüller 2007:480). Sie bereisen die Welt und kommen durch ihren Arbeitsplatz im Ausland nicht nur kurzfristig mit anderen Kulturen in Kontakt. Vielmehr spielt sich ihr gesamtes Leben für eine doch beträchtliche Zeitdauer in einer fremden Kultur ab. Besonders zu Beginn des Auslandsaufenthaltes kann dies überfordernd sein. Die Anpassung an eine

andere Umgebung und Kultur gestaltet sich für Expats nicht immer so einfach und ist häufig mit großen Herausforderungen und Schwierigkeiten verbunden. Dies hängt vor allem damit zusammen, dass die Werte und Verhaltensweisen, die wir im Rahmen der Enkulturation (siehe Kapitel 1.2) in unserer Heimat erworben haben, in einem anderen Land nicht notwendigerweise dieselben sind und wir bald merken, dass wir diese nicht wie gewohnt anwenden können bzw. wir durch deren Anwendung nicht die gewünschten Resultate erzielen. Das zu erkennen kann bei im Ausland lebenden Menschen mit großer Frustration verbunden sein, aufgrund derer Auslandsaufenthalte nicht selten frühzeitig abgebrochen werden. Dadurch, dass wir die Phase der Enkulturation in der fremden Kultur nicht im Rahmen unserer natürlichen Entwicklung durchlaufen haben und mit dem Verhaltenskodex der fremden Kultur nicht vertraut sind, kommt es in alltäglichen und eigentlich banalen Situationen leicht zu unangenehmen, peinlichen oder schlicht überraschenden Momenten. Oftmals gehen diese mit intensiven negativen Emotionen einher (vgl. Framson 2009:119). Kapitel 3.2 beschäftigt sich im Detail mit den starken Gefühlen von Angst und Hilflosigkeit, die Teil eines Phänomens sind, das sich Kulturschock nennt, und mit denen sich die Betroffenen zu Beginn ihres Auslandseinsatzes konfrontiert sehen.

Das Leben von Expatriates gestaltet sich je nach Herkunft, Zielland, Persönlichkeit und Gewohnheiten vollkommen unterschiedlich. All diese Faktoren haben einen Einfluss darauf, wie die Betroffenen das Leben im Ausland meistern und mit den Herausforderungen, die das tägliche Leben mit sich bringt, zurechtkommen. Eine ganz besondere Rolle spielen in diesem Zusammenhang die persönliche Einstellung gegenüber dem Gastland, das Wissen über die dort vorherrschenden kulturellen Normen und Eigenheiten sowie ganz allgemein die Motivation, in das entsprechende Land zu gehen. Für manche Expatriates stellt ein Auslandsaufenthalt primär eine Chance zur persönlichen Weiterentwicklung dar, wohingegen für andere der Reiz hauptsächlich in beruflichen Aufstiegsmöglichkeiten besteht. Ebenso wie die Gründe für den Schritt ins Ausland von Person zu Person unterschiedlich sind, so bereitet sich auch jede/r anders darauf vor. Einige versuchen gewissenhaft so viel Information wie möglich über das Gastland einzuholen und besuchen vielleicht sogar interkulturelle Trainings (siehe Kapitel 3.3), manche lassen das Ganze mehr auf sich zukommen, sind aber gespannt, vor Ort mehr über die neue Kultur zu erfahren, wiederum andere haben womöglich stereotype Vorstellungen von der Bevölkerung des Gastlandes und eher wenig Interesse daran, nähere Beziehungen zu den lokalen BürgerInnen aufzubauen. Die Berufs- und Lebenssituation von Expatriates ist in der Interkulturellen Kommunikation bereits seit längerem zentraler Forschungsgegenstand (vgl. Moosmüller 2007:481).

Framson betont den grundsätzlich positiven Charakter von Auslandsaufenthalten, indem sie sagt: „Auslandsaufenthalte bedeuten für diejenigen, die einen solchen Schritt tätigen, meist eine große Bereicherung in beruflicher und persönlicher Hinsicht.“ (Framson 2009:117) Framson bezieht sich in ihrem Werk speziell auf KommunikationsexpertInnen, von denen

anzunehmen ist, dass sie bereits vor Antritt des Aufenthaltes fern der Heimat sowohl mit der lokalen Sprache als auch Kultur vertraut sind, was den Adaptionsprozess erheblich erleichtert und weniger Herausforderung für die Betroffenen darstellt. Es kann jedoch davon ausgegangen werden, dass dasselbe für jeglichen Expatriate gilt, sofern dieser ein gewisses Interesse an der fremden Kultur und die Bereitschaft, sich an diese anzupassen, zeigt.

3.2 Kulturschock und kulturelle Anpassung

In Kapitel 3.1 wurde bereits angedeutet, dass es für die Betroffenen nicht immer ganz so einfach ist, sich in einer kulturell neuen Umgebung zurechtzufinden. Vom ersten Augenblick an werden Expatriates im Gastland mit neuen Eindrücken überflutet und das Verhalten der Einheimischen wirkt auf sie nicht selten rätselhaft und unverständlich. Die kulturspezifischen Denkweisen und Verhaltensnormen, mit denen man aufgewachsen und vertraut ist, scheinen in der neuen Heimat nicht zu gelten. Selbstverständlichkeiten werden womöglich als merkwürdig oder unangebracht empfunden und rufen unerwartete Reaktionen bei den Angehörigen des Gastlandes hervor. Dies kann bei den Neuankömmlingen zu großer Verwirrtheit und Unsicherheit führen, welche entweder Resignation zur Folge hat oder aber die Betroffenen dahingehend anspornt, neue Anstrengungen zu unternehmen, um das Unbekannte näher kennen zu lernen, sich neu zu orientieren und dadurch wieder an Selbstvertrauen zu gewinnen. In der Fachliteratur finden sich zur Beschreibung dieses Prozesses verschiedene Bezeichnungen wie „Enkulturation“, „Akkulturation“, „Assimilation“, „interkulturelles Lernen“ und „Anpassung“ (vgl. Maletzke 1996:160). Es muss an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, dass es sich hierbei zwar um ähnliche, jedoch meines Erachtens nicht um synonym verwendbare Bezeichnungen handelt. In Kapitel 1.2 wurde Enkulturation als Teil des Sozialisationsprozesses definiert, der die natürliche Aneignung der kulturspezifischen Verhaltensmuster und Denkweisen ab dem Zeitpunkt der Geburt bezeichnet. Dies impliziert also, dass der Prozess der Enkulturation bei bis dahin kulturfreien Individuen stattfindet. Bei Erwachsenen, die einen Auslandsaufenthalt antreten ist dies eindeutig nicht der Fall. Auch die Bezeichnung Assimilation erscheint mir als ungeeignet, da sie für eine spezielle Form des Integrationsverlaufes verwendet wird (siehe Kapitel 2.2.2). Akkulturation bezeichnet oftmals lediglich eine Phase des Prozesses, von dem hier die Rede ist und der in Kürze detailliert beschrieben wird. Ich möchte daher, um mich auf den Gesamtprozess zu beziehen, der Einfachheit halber von *kultureller Anpassung* sprechen.

Der Prozess der kulturellen Anpassung wird von einem breiten Spektrum an Personengruppen durchlaufen und betrifft gleichermaßen Flüchtlinge, Asylsuchende, ImmigrantInnen, Austauschstudierende, ExpertInnen im Auslandseinsatz sowie Angehörige indigener Völker, die in ihrem Heimatland von der Kultur der dort lebenden Mehrheitsgesellschaft umgeben sind (vgl. Weidemann 2007:489). Im weiteren Verlauf dieser Arbeit soll der Fokus auf Expatriates

gerichtet und untersucht werden, wie diese den Prozess der kulturellen Anpassung erleben bzw. wie sie sich auf ihren bevorstehenden Auslandsaufenthalt vorbereiten können.

Im Laufe der Zeit wurden verschiedene Modelle zur Beschreibung kultureller Anpassung im Ausland entwickelt. Eines der bekanntesten ist jenes des amerikanischen Soziologen Kalvero Oberg (1960), der den Verlauf in vier verschiedene Phasen unterteilt: *Honeymoon*, *Crisis*, *Recovery* und *Adjustment*, die im Deutschen auch als Euphorie, Kulturschock, Erholung und Anpassung bezeichnet werden (vgl. Schreiner 2009:78f., Weidemann 2007:489).

Die Phase der *Euphorie* setzt bereits kurz vor Beginn des Auslandsaufenthaltes ein und ist von positiven Gefühlen wie Spannung, Aufregung, Faszination und Begeisterung gekennzeichnet. Befinden sich die Betroffenen schließlich im Gastland, so wird anfangs alles Neue als positiv erlebt, ähnlich wie im Urlaub, doch hält diese Phase ab diesem Zeitpunkt meist nicht mehr all zu lange an (vgl. Schreiner 2009:78). Bald darauf kommt es zum *Kulturschock*, dem Tiefpunkt der Anpassungsphase, in der oftmals mit Heimweh gekämpft wird und vermehrt Kontakt zu eigenen Landsleuten im Gastland gesucht wird. Man erkennt, dass viele Dinge in der neuen Heimat anders ablaufen und die gewohnten Regeln und Verhaltensweisen hier nicht funktionieren. Es kommt häufig zu Missverständnissen und selbst alltägliche Dinge wie Einkäufe oder Friseurbesuche können Herausforderungen und Hürden darstellen. Aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse haben die Betroffenen große Schwierigkeiten, sich mitzuteilen, was zu Frustration führt. Die anfänglichen positiven Gefühle verwandeln sich rasch in negative. Man fühlt sich zunehmend unwohl gegenüber der Gastkultur, greift auf stereotype Wahrnehmungsmuster zurück und zieht sich aus der Gastkultur zurück (vgl. Schreiner 2009:79, Weidemann 2007:489). Oftmals geht dieser Rückzug auch mit einer Abneigung gegenüber dem Erlernen der Gastsprache einher. Im Falle von Entsandten ist es häufig so, dass der Kulturschock bei deren PartnerInnen bzw. Familien stärker ausgeprägt ist als bei den Entsandten selbst. Dies lässt sich dadurch erklären, dass der oder die Entsandte am Arbeitsplatz von Beginn an mit vertrauten Aufgaben beschäftigt ist und im besten Fall durch seine MitarbeiterInnen sofort ein soziales Netzwerk um sich hat, was den übrigen Familienmitgliedern komplett fehlt. Diese müssen den Alltag im Gastland anfangs größtenteils ganz alleine meistern und haben kaum AnsprechpartnerInnen, die ihnen bei möglichen auftretenden Problemen zur Seite stehen. Der Kulturschock macht sich allerdings nicht nur auf der Gefühlsebene durch verschiedenste Emotionen wie Hilflosigkeit, Einsamkeit, Hoffnungslosigkeit und Heimweh deutlich, sondern kann sich auch auf körperlicher Ebene oder im Verhalten widerspiegeln. So können Betroffene unter anderem mit Appetitlosigkeit, Schlafstörungen, Leistungsabfall oder Beziehungsstress zu kämpfen haben. Diese Phase, die durch ein Stimmungstief gekennzeichnet ist, kann sich über mehrere Monate erstrecken und mitunter zum Abbruch von Auslandsaufenthalten führen (vgl. Framson 2009:120f.). Dem Kulturschock, der sehr belastend für die Betroffenen sein kann, folgt schließlich die Phase der *Erholung*. In dieser sind BesucherInnen bereits mit einigen der

im Gastland vorherrschenden kulturspezifischen sozialen Regeln vertraut und erhalten von Einheimischen positives Feedback. Die Gefühle wenden sich wieder zum Positiven, die Beziehung zur Gastkultur verbessert sich und die Betroffenen beginnen, sich in der neuen Heimat zurechtzufinden. Diese Phase steht oft im Zusammenhang mit zunehmenden Kenntnissen der Landessprache, die es den BesucherInnen ermöglicht, sich besser mitzuteilen und dazu führt, dass diese sich im Gastland weniger fremd fühlen (vgl. Maletzke 1996:161, Weidemann 2007:489). Schließlich erfolgt die *Anpassung* an die neue Kultur als letzte Phase dieses Prozesses. Die Betroffenen bringen immer mehr Verständnis für die Gastkultur auf und nehmen sogar manche der Werte und Verhaltensweisen dieser an, oftmals jedoch, ohne sich dessen bewusst zu sein. Im Zuge dieser Phase werden Freundschaften mit Angehörigen der Gastkultur geschlossen, was zum Nachlassen negativer Gefühle der Einsamkeit und Hilflosigkeit führt (vgl. Framson 2009:121f.). Die anfänglichen Ängste wurden überwunden und der Auslandsaufenthalt wird an dieser Stelle meist als Bereicherung und Erweiterung des Horizontes erlebt (vgl. Maletzke 1996:162).

„Kulturschock bedeutet eine hochgradige Belastung, manchmal in einem solchen Maße, daß der Experte schon nach kurzer Zeit resigniert und in die Heimat zurückkehrt. Wer jedoch die schwierige Anfangszeit trotz des Schocks durchsteht, kommt meist bestärkt und bereichert aus diesem Tief heraus. So gesehen ist der Kulturschock als eine Durchgangsphase zu verstehen, der letzten Endes eine positive Funktion zukommen kann.“ (Maletzke 1996:166)

Hofstede (2006³:444ff.), der sich intensiv mit interkultureller Kommunikation und Kulturunterschieden beschäftigt hat, verwendet für die Darstellung der kulturellen Anpassung ein sehr ähnliches Modell. Die einzelnen Phasen nennt er *Euphorie*, *Kulturschock*, *Akkulturation* und *Stabilität*. Zur letzten Phase, der Stabilität, ist anzumerken, dass sie nicht ausschließlich positiv verläuft, sondern durchaus mit negativen Gefühlen verbunden sein kann. Dies ist dann der Fall, wenn die kulturelle Anpassung, also die von Hofstede bezeichnete Akkulturation, nicht stattgefunden oder besser gesagt nicht funktioniert hat und die Betroffenen sich weiterhin wie Fremde oder im schlimmsten Fall sogar diskriminiert fühlen. Etwaige durch Kulturspezifika hervorgerufene Hürden wurden nicht überwunden, Freundschaften mit Einheimischen wohl eher weniger geschlossen und Werte oder Verhaltensweisen der Gastkultur kaum angenommen. Viel besser sieht die Sache dann aus, wenn der mentale Zustand der Expatriates genauso stabil ist wie er es vor Antritt des Auslandsaufenthaltes war, d. h. wenn die Eindrücke des Gastlandes gut verarbeitet wurden, man sich in der neuen Heimat eingelebt hat und größtenteils gut zurechtkommt. Das allerbeste Szenario ergibt sich aus einer besonders erfolgreichen kulturellen Anpassung, die dafür sorgt, dass der Gefühlszustand der Betroffenen sogar stabiler ist als er es in der Heimat war. Die Expatriates sind mit den in der Gastkultur vorherrschenden Regeln und Normen mehr als vertraut und fühlen sich selbst fast schon wie Einheimische.

Das im Prinzip gleiche Modell ist auch bei Gullahorn und Gullahorn (1963) zu finden, jedoch wurde der Verlauf der kulturellen Anpassung von diesen um ein Stück erweitert und endet

nicht mit der Phase der Anpassung oder Stabilität, sondern erst nach der Rückkehr der Expatriates in deren Heimatland. Es kommt nach dieser erneut zu einem Tief, das von den Betroffenen erst bewältigt werden muss, bevor es wieder bergauf geht. Die gesamte U-förmige Kurve der kulturellen Anpassung wiederholt sich also ab dem Zeitpunkt der Rückkehr und wird somit zu einer W-förmigen (vgl. Gullahorn/Gullahorn 1963). Die meisten Expatriates rechnen bei ihrer Ankunft in der Heimat nicht mit Schwierigkeiten, sondern freuen sich darauf, sich nach längerer Zeit im Ausland wieder zurück in einer altbekannten und vertrauten Umgebung zu befinden, wo Verwandte und Bekannte sie bereits sehnsüchtig erwarten. Die Heimkehr verläuft jedoch nicht immer so problemlos wie erwartet und die Betroffenen sehen sich abermals mit Herausforderungen konfrontiert, die es im Rahmen der *Rückanpassung* zu meistern gilt. Man spricht hier auch von einem *umgekehrten Kulturschock* (vgl. Maletzke 1996:167, Schreiner 2009:93).

Die Problematik der Rückanpassung ergibt sich daraus, dass Expatriates während ihres Aufenthaltes im Ausland viele Erfahrungen mit einer anderen als ihrer eigenen Kultur gemacht und dadurch an sich selbst Veränderungen erfahren haben. Es fand eine Anpassung an die fremde Kultur statt, im Zuge derer bestimmte Gewohnheiten übernommen und neue Vorlieben entdeckt wurden. Diese Anpassung erforderte auch eine gewisse Distanzierung von der eigenen Kultur, die nun aus einem anderen Blickwinkel betrachtet wird als zuvor. Im Falle von besonders positiv verlaufenden Interaktionen mit Angehörigen der Gastkultur kann es sogar so weit kommen, dass sich Expatriates mit der Gastkultur stärker identifizieren als mit ihrer Heimatkultur und sich deshalb nach ihrer Rückkehr sozusagen etwas fehl am Platz fühlen (vgl. Gullahorn/Gullahorn 1963:39). All diese in der Ferne gewonnenen Erfahrungen fehlen den Familienmitgliedern und Bekannten, die während des Auslandsaufenthaltes ihrem gewohnten Alltag im Heimatland ausgesetzt waren, weshalb diese bestimmte Ansichten oftmals nicht nachvollziehen können und wenig Interesse für die Erlebnisse im Ausland aufbringen, die den Zurückgekehrten häufig sehr viel bedeuten. Genauso haben sich aber zuhause Veränderungen vollzogen, von denen die Expatriates vielleicht weniger mitbekommen haben als gedacht. Nach der Rückkehr spüren sie eine gewisse Distanz zu ihrer Familie und dem Freundeskreis, die sich durch das lange Getrenntsein und die komplett unterschiedlichen Lebensweisen der beiden Seiten auf ganz natürliche Art aufgebaut hat. Die Zeit ist während ihrer Abwesenheit nicht stehengeblieben und es ist unmöglich, an dem Punkt fortzusetzen, an dem man sich vor der Abreise befunden hat (vgl. Maletzke 1996:167f.; Schreiner 2009:92ff.).

Die Rückkehr nach einem Auslandsaufenthalt wird häufig von gemischten Gefühlen begleitet, einerseits von großer Freude auf das Zuhause und hohen Erwartungen an dieses, andererseits jedoch von Wehmut, Verlust und Traurigkeit. Es ist kein einfacher Schritt, die neue Heimat, in der man sich so gut eingelebt, Freundschaften geschlossen und soziale Netzwerke aufgebaut hat, zu verlassen. Aufgrund der hohen Erwartungen kommt es nach der Rückkehr

oft zu Enttäuschungen, wenn die alte Heimat plötzlich befremdend wirkt. Der Grund, weshalb das Vertraute als fremd empfunden wird, liegt darin, dass durch die herausfordernden Bedingungen im Gastland, die unzähligen Eindrücke und Erlebnisse in der Fremde und die dadurch erfolgte Horizonterweiterung die „kulturelle Identität nicht mehr dieselbe ist wie früher.“ (Schreiner 2009:93)

3.3 Vorbereitung auf den Auslandsaufenthalt

In Kapitel 3.1 wurde bereits davon gesprochen, dass sich Expatriates sehr unterschiedlich auf bevorstehende Auslandsaufenthalte vorbereiten. Framson (2009:124) weist in diesem Zusammenhang auf die Wichtigkeit der Vorbereitung von MitarbeiterInnen auf bevorstehende Auslandsentsendungen hin. Die Auseinandersetzung mit diesem Thema vor Antritt des Auslandsaufenthaltes kann die Intensität des Kulturschockes erheblich vermindern oder zumindest dafür sorgen, dass dieser als etwas Normales erlebt wird. Wissen die Betroffenen über den Verlauf der kulturellen Anpassung Bescheid, so hilft ihnen das, mit der emotionsbeladenen Situation im Gastland besser umzugehen. Es darf jedoch nicht vergessen werden, auch die PartnerInnen in diese Vorbereitung miteinzubeziehen, zumal diese vom Kulturschock, wie bereits besprochen, besonders stark betroffen sind. Zwar wird generell davon ausgegangen, dass gute Sprachkenntnisse den Kulturschock mindern und die kulturelle Anpassung beschleunigen, doch sollte die Vorbereitung auf den Aufenthalt im Ausland aus mehr als nur einem Sprachkurs bestehen. Es geht hier vor allem um die Aneignung von Wissen über die betreffende Kultur auf der einen Seite und Kulturunterschiede im Allgemeinen auf der anderen Seite. Im Rahmen dieser Bewusstseinsbildung soll ein Reflektieren, sowohl der eigenen kulturellen Werte als auch jener fremder Kulturen, stattfinden (vgl. Schreiner 2009:89). Immer mehr Unternehmen erkennen die Bedeutung gezielter Vorbereitung auf den Auslandsaufenthalt und bieten ihren zukünftigen Entsandten und deren Familien interkulturelle Trainings und Sprachkurse an. Erstere werden von ExpertInnen geleitet, die sowohl mit der Heimatkultur des Entsandten als auch mit der des Gastlandes sehr vertraut sind. Sie zeigen die Unterschiede der beiden Kulturen auf und weisen die MitarbeiterInnen auf mögliche Probleme hin, die daraus im Alltagsleben resultieren können. Ziel eines interkulturellen Trainings ist jedoch nicht, jegliches möglicherweise auftretende Problem vorab zu beseitigen, sondern das Bewusstsein im Hinblick auf die Besonderheiten interkultureller Interaktionen zu schärfen (vgl. Framson 2009:125).

„Die Firmen nehmen mit dem dichten Beratungs- und Schulungsangebot für Expatriates [...] unmittelbar Einfluss nicht nur auf die Gestaltung der beruflichen sondern ebenso auch der privaten Situation. Da Auslandsentsendungen von erheblichen interkulturellen Anpassungsproblemen der Expatriates begleitet werden – familiäre Probleme gelten als die häufigste Ursache gescheiterter Entsendungen –, finden es die Firmen sehr wichtig, entsprechende Hilfestellungen bereitzustellen, wodurch sich der direkte Einfluss auf die private Lebensgestaltung ihrer entsandten Mitarbeiter verstärkt.“ (Moosmüller 2007:480f.)

Auch Moosmüller weist auf das vermehrte Angebot an interkulturellen Trainings hin, die nicht nur den entsandten MitarbeiterInnen, sondern vor allem auch deren Familien zu Gute kommen und die den Erfolg eines Auslandsaufenthaltes sowohl auf beruflicher als auch privater Ebene entscheidend beeinflussen können.

3.4 Auswirkungen von Auslandsaufenthalten

Expatriates, die für längere Zeit in einer fremden Kultur leben, erfahren also gerade durch den Kontakt mit dieser Kultur eine Veränderung. Es darf allerdings nicht vergessen werden, dass sie sich auch verändert hätten, wären sie in ihrem Heimatland geblieben, wenn auch nicht in demselben Ausmaß. Es ist daher schwierig festzustellen, welche Aspekte der durchlaufenen Veränderung auf die Gastkultur zurückzuführen sind und welche durch andere Einflüsse bedingt waren. Aus Erfahrungen und Beobachtungen geht jedenfalls hervor, dass Veränderungen durch die Aufenthaltsdauer, die Ausprägung sozialer Beziehungen im Gastland sowie persönlichkeitsbedingte Faktoren wie Intelligenz, Wissen, Fähigkeiten, Denkweisen und Einstellungen beeinflusst werden. Es macht also einen Unterschied, ob Expatriates sechs Monate oder mehrere Jahre in einem Land fern ihrer Heimat verbringen, ob sie zum ersten oder wiederholten Mal ins Ausland gehen und ob sie mit oder ohne Familie unterwegs sind. Auch die Kenntnisse der Landessprache und nicht zuletzt die persönlichen Erwartungen der BesucherInnen spielen hier eine entscheidende Rolle. Insgesamt sind realistische Erwartungen für einen positiv empfundenen Auslandsaufenthalt förderlicher als überhöhte Wunschvorstellungen (vgl. Maletzke 1996:168f.).

„Ein längerer Aufenthalt in einer fremden Kultur bewirkt oft eine *Stärkung des Ich*, eine Festigung des Selbstwertgefühls und der persönlichen Identität. In der Konfrontation mit einer anderen Kultur lernt der Besucher sich selbst besser kennen, als das zu Hause möglich wäre.“ (Maletzke 1996:170; Hervorhebung im Original)

Durch die Anpassung an eine fremde Kultur und die erfolgreiche Bewältigung zahlreicher Herausforderungen fühlen sich Expats, die dabei aufgrund mangelnder Hilfestellungen von außen oftmals völlig auf sich alleine gestellt waren, nach ihrer Rückkehr aus dem Ausland als Person sehr sicher und bestärkt. Auch haben sie aus selbigen Gründen vermehrt gelernt, bei anstehenden Entscheidungen auf ihre innere Stimme zu hören. Maletzke (1996:170) zufolge fördern Auslandsaufenthalte außerdem Kreativität und Leistungsorientierung. Kreativität besteht darin, aus etwas Bestehendem, also aus bekannten Teilen, durch gezielte Anordnung ein neues Ganzes zu schaffen. Dieser Prozess wird durch die Begegnung mit fremden Kulturen begünstigt. Bedeutende Schriftsteller wie Mark Twain und Henry James erlebten ihre kreativsten Momente im Ausland und konnten dort ihr künstlerisches Potenzial voll ausschöpfen. Was die angesprochene Leistungsorientierung betrifft, so werden Expatriates während ihres Auslandsaufenthaltes dahingehend trainiert, sich Ziele zu setzen, die weder so

hoch gesteckt sind, dass sie unmöglich erreicht werden können, noch so niedrig, dass das Erfolgserlebnis ausbleibt. Vor allem jedoch sind Aufenthalte im Ausland mit einer Wissens- und Horizonterweiterung verbunden. Dabei gilt es, neue Sachverhalte in ihrer Komplexität zu begreifen und dieses neu gewonnene Wissen mit dem Altbekannten zu verknüpfen (vgl. Maletzke 1996:170).

„Unverarbeitetes, bruchstückhaftes Wissen ist oft nicht nur nutzlos, sondern geradezu schädlich; es kann zu Fehlverstehen führen und klischeehafte Vorstellungen verstärken. Sinnvoll verarbeitetes neues Wissen führt meist zu mehr Toleranz gegenüber dem Fremden und zu einer Weltoffenheit [...], verbunden mit differenziertem Denken, mit Relativierung und mit einem Rückgang ethnozentrischer, nationalistischer und autoritärer Einstellungen.“ (Maletzke 1996:170f.)

Werden neue Eindrücke also nicht ausreichend verarbeitet und Zusammenhänge der fremdkulturellen Umgebung nicht verstanden, so ändert sich folglich an der ethnozentrischen Denkweise der Betroffenen kaum etwas. Lernt man jedoch, die Konzepte der Gastkultur als etwas Natürliches anzusehen und nimmt diese, bewusst oder unbewusst, vielleicht sogar an, ähnlich wie dies im Rahmen der Enkulturation auf natürliche Weise geschieht, so wirkt sich das positiv auf den Wissensstand und die Weltsicht des Individuums aus. Oft werden sich Menschen sogar erst durch die Begegnung mit einer fremden Kultur, ihrer eigenen wirklich bewusst und begreifen, wie sehr sie von dieser geprägt sind. Nicht selten beginnen Expatriates im Laufe ihres Auslandsaufenthaltes, multikulturell zu denken, d. h. sie machen sowohl von eigenkulturellen als auch fremdkulturellen Denkweisen Gebrauch. Auch lernt man Selbstverständlichkeiten der eigenen Kultur mitunter zu schätzen, wenn einem vor Augen geführt wird, dass diese nicht überall auf der Welt in der gleichen Form existieren (vgl. Maletzke 1996:171).

SozialwissenschaftlerInnen gehen seit geraumer Zeit der Frage nach, inwieweit sich Auslandsaufenthalte auf die Vorstellungen und Einstellungen, also unter anderem auch auf Stereotype und Vorurteile (siehe Kapitel 1.6.2) der dabei in Kontakt mit einer fremden Kultur tretenden Personen auswirken. Anfangs wurde davon ausgegangen, der Kontakt alleine zwischen Menschen unterschiedlicher Länder und Kulturen sei ausreichend, um die Einstellungen der jeweiligen Kulturangehörigen gegenüber den anderen zu verbessern. So manchen Austauschprogrammen liegt diese Philosophie auch heute noch zu Grunde. Die empirische Sozialforschung konnte diese Annahme allerdings nicht bestätigen, weshalb es zur Entwicklung sehr komplexer Modelle und Konzepte kam, um zu untersuchen, welche positiven oder negativen Reaktionen durch welche Bedingungen und Faktoren in der Begegnung mit Menschen fremder Kulturen hervorgerufen oder beeinflusst werden.

„In der Interaktionstheorie werden fünf Bedingungen zum Abbau von Vorurteilen genannt: Die Individuen sollen den gleichen Status haben; negative Fremdbilder sollten widerlegt werden; es soll Zusammenarbeit geben (etwa an einem gemeinsamen Projekt); die Möglichkeit gegenseitigen Kennenlernens sollte möglichst groß sein und es sollte ein positives soziales Klima herrschen. Nicht die Häufigkeit des Kontakts verschiedener Gruppen ist ausschlaggebend für positive Einstellungen, sondern die Art des Aufeinandertreffens.“ (Luger 1994:55)

Bestehen bereits vor der tatsächlichen Begegnung mit Angehörigen einer fremden Kultur stark ausgeprägte Stereotype und Vorurteile gegenüber diesen, so kann die interkulturelle Begegnung durchaus negative Resultate aufweisen. Negative Vorstellungen und Einstellungen dienen häufig als Schutzmechanismus und werden von den Betroffenen deshalb verteidigt. Um eine Bestätigung dieser Stereotype und Vorurteile zu erzielen, kommt es erst recht zu einer einseitigen und unreflektierten Wahrnehmung fremder Personen und Situationen. Auch wird Kontakt zu Angehörigen der entsprechenden Kultur dadurch oftmals von vorne herein vermieden. Für eine positive Veränderung der Vorstellungen und Einstellungen ist eine gewisse „Intimität“ in der Begegnung erforderlich, flüchtige Kontakte bewirken hingegen in diese Richtung kaum etwas. Erst durch längere persönliche Gespräche wird das Gegenüber als differenziertes Individuum mit seiner eigenen Lebensgeschichte, jedoch denselben menschlichen Gefühlen, wahrgenommen und lässt sich nicht mehr so einfach einer bestimmten Kategorie zuordnen. Auch ist an dieser Stelle darauf hinzuweisen, dass Stereotype und Vorurteile gegenüber Angehörigen bestimmter Kulturen häufig durch kleine, für die entsprechende Kultur nicht repräsentative Gruppen geprägt werden (vgl. Maletzke 1996:172ff.).

4 Spanische Expatriates in Österreich

4.1 Wirtschaftliche Situation Spaniens

Bevor im Folgenden die Situation in Österreich lebender SpanierInnen sowie mit deren Auslandsaufenthalt im Zusammenhang stehende Aspekte untersucht und analysiert werden, soll an dieser Stelle kurz auf die derzeitige wirtschaftliche Lage in Spanien eingegangen werden.

Mit Ausbruch der Finanzkrise und dem Ende des Baubooms im Jahr 2007 fiel Spanien von der weltweit achtbedeutendsten Wirtschaft um einige Plätze zurück. Wurden noch zuvor von den Banken großzügig Kredite vergeben, so nahmen die Staatsschulden nach einigen Jahren des Gedeihens plötzlich wieder zu. Der Anteil der Arbeitslosen stieg auf 27,2 Prozent an und erreichte damit einen europäischen Rekordwert. In weiterer Folge kam es aufgrund von Kürzungen staatlicher Leistungen wiederholt zu Streiks und Demonstrationen bestimmter Berufsgruppen. Dem spanischen nationalen Statistikamt zufolge betrug die Arbeitslosigkeit unter Jugendlichen im Jahr 2013 57 Prozent. Aufgrund der hohen Arbeitslosigkeit verlassen heute vor allem jüngere StaatsbürgerInnen das Land. Oftmals fällt die Wahl der Destination dabei auf Deutschland, weshalb die Nachfrage an Deutschkursen in Spanien derzeit außergewöhnlich hoch ist. Laut Angaben des deutschen statistischen Bundesamtes wanderten zwischen den Jahren 2011 und 2012 rund 50.000 SpanierInnen nach Deutschland aus (vgl. Grätius 2013:1-7).

Jene SpanierInnen, die unter 25 Jahren alt sind, sind aufgrund mangelnder Berufserfahrung häufig dazu genötigt, für ein sehr niedriges Gehalt zu arbeiten oder unbezahlte Praktikumsstellen anzunehmen. Durch Kürzungen von Forschungsgeldern sehen sich viele WissenschaftlerInnen gezwungen, ins Ausland zu gehen, was für Spanien die Gefahr eines *brain drain*, also der Abwanderung von Hochqualifizierten zum Nachteil deren Heimatstaates, birgt. Der spanischen Presse zufolge verließen aufgrund der aussichtslosen Situation des spanischen Arbeitsmarktes zwischen 2008 und 2011 ungefähr 300.000 gebildete SpanierInnen das Land. Die meisten davon sehen ihren Aufenthalt im Ausland als vorübergehende Lösung an und planen, nach Spanien zurückzukehren, sobald sich die Lage gebessert hat (vgl. UNRIC).

4.2 Befragung in Österreich lebender spanischer Expatriates

4.2.1 Methodik der Datenerhebung

Im Rahmen dieser Arbeit sollen Daten zur Lebenssituation in Österreich lebender SpanierInnen erhoben werden. Von Beginn an war klar, dass dies entweder mittels einer Aussendung von Fragebögen oder der Durchführung von Interviews erfolgen würde. Nach einigen Überlegungen fiel die Wahl schließlich auf den Fragebogen als geeignetes Mittel zur Datenerhebung, da es dieser ermöglichte, innerhalb weniger Wochen Daten von einer größeren Anzahl an Personen zu beziehen. Die Durchführung von Interviews hätte die Anzahl der TeilnehmerInnen aus zeitlichen Gründen auf eine relativ kleine Gruppe beschränkt, weshalb diese anfängliche Idee wieder verworfen wurde.

Fragebögen gehören zu den Methoden der quantitativen Datenerhebung. „Als quantitative Methoden werden alle Vorgangsweisen, die zur numerischen Darstellung empirischer Sachverhalte dienen, verstanden, somit auch Erhebungen mittels standardisierter Fragebogen [...]“. (Raab-Steiner/Benesch 2012³:45) Neben der schriftlichen Befragung existieren außerdem folgende quantitative Methoden, mittels derer in den Sozialwissenschaften und Humanwissenschaften empirisch Daten erhoben werden können: Zählen, Urteilen, Testen, Befragen, Beobachten sowie physiologische Messungen (vgl. Raab-Steiner/Benesch 2012³:45f.).

Fragebögen zählen zu den am häufigsten eingesetzten Instrumenten der empirischen Sozialforschung. Sie bestehen aus einer Liste an Fragestellungen, deren Reihenfolge und Formulierung bei allen TeilnehmerInnen identisch ist und die schriftlich, auf einem Papierbogen oder in elektronischer Form, beantwortet werden. Grundsätzlich wird zwischen zwei Arten von Fragestellungen unterschieden, nämlich offenen und geschlossenen Fragen. Offene Fragen zeichnen sich dadurch aus, dass ihnen keine vorgegebenen Antwortmöglichkeiten folgen, sondern die TeilnehmerInnen aufgefordert sind, ihre Antworten eigenständig zu formulieren. Bei geschlossenen Fragen hingegen haben die Befragten aus mehreren vorgeschlagenen Antwortmöglichkeiten die auf sie zutreffende(n) Antwort(en) auszuwählen (vgl. Kühlmann 2007:346).

4.2.2 Aufbau und Gestaltung des Fragebogens

Während des Studiums der wissenschaftlichen Literatur zu den Themenbereichen dieser Arbeit wurden gleichzeitig Ideen für die Gestaltung des Fragebogens gesammelt. Nach Abschluss dieser Brainstorming-Phase wurde der Rohentwurf des Fragebogens erarbeitet und anschließend dem Betreuer dieser Arbeit in deutscher Sprache sowie einer spanischen Muttersprachlerin und Expertin auf dem Gebiet der Translation in spanischer Sprache

vorgelegt, um die kontextuelle Adäquatheit und die Verständlichkeit der Fragen zu überprüfen. Durch konstruktives Feedback wurde der Fragebogen daraufhin optimiert. Die technische Umsetzung erfolgte über die Website *Umfrage Online*, wo eine Online-Version des Fragebogens erstellt wurde, der nach der Fertigstellung über einen Link aufgerufen werden konnte. Im ersten und ursprünglich einzig geplanten Durchlauf wurde der Link gemeinsam mit einem erklärenden Schreiben ab 17. April 2015 per Privat-Nachricht über die Expatriate-Plattform *InterNations* an potenzielle KandidatInnen, also in Österreich lebende SpanierInnen, gesendet. Als Anreiz zur Teilnahme wurde die Verlosung von zwei Gutscheinen des Online-Versandhändlers Amazon im Wert von je 10 Euro angekündigt. Zu diesem Zwecke bestand für Interessierte die Möglichkeit, am Ende der Befragung ihre E-Mail-Adresse zu hinterlassen, die selbstverständlich vertraulich behandelt und nicht an Dritte weitergegeben wurde. Innerhalb einer Woche nahmen von den 152 Personen, an die der Link zum Fragebogen geschickt wurde, 18 an der Befragung teil. Da anzunehmen war, dass der Großteil der TeilnehmerInnen den Fragebogen innerhalb weniger Tage nach Erhalt des Links ausfüllen würde und es Ziel war, Daten von mehr als knapp über 18 Personen zu erhalten, wurde der Link mitsamt erklärendem Text in einem zweiten Durchlauf am 24. April 2015 in fünf relevante Gruppen der Social-Media-Plattform *Facebook* gestellt. Alle diese Gruppen dienten dem Austausch in Österreich lebender SpanierInnen, weshalb deren Mitglieder fast ausschließlich der Zielgruppe der Befragung angehörten. Innerhalb von 24 Stunden nahmen rund 100 weitere Personen an der Umfrage teil. Nach einer Laufzeit von insgesamt einem Monat wurde die Umfrage am 17. Mai 2015 mit gewonnenen Daten von 165 Personen beendet. Acht Personen davon beantworteten zwar die ersten paar Fragen, schlossen die Umfrage jedoch nicht ab, weshalb deren Daten entfernt wurden. Eine weitere Teilnehmerin musste eliminiert werden, da sie sowohl argentinische Staatsbürgerin war als auch vor ihrem Aufenthalt in Österreich in Argentinien lebte und dadurch vermutet wurde, dass sie den Großteil ihres Lebens in Argentinien verbracht hatte und nicht in Spanien aufwuchs, wodurch sie die Kriterien für die Teilnahme an der Umfrage nicht erfüllte. Dies führte schließlich zu einem Datensatzbestand von 156 Personen.

Der Fragebogen selbst gliedert sich in vier Blöcke. Block A beschäftigt sich mit allgemeinen Fragen zum Aufenthalt der TeilnehmerInnen in Österreich und erhebt Daten bezüglich der Aufenthaltsdauer, des derzeitigen Wohn- und Beschäftigungsortes, der Vorbereitungen auf den Aufenthalt in Österreich, der Lebensqualität in Österreich verglichen mit jener in Spanien, des Freundeskreises sowie aufgetretener Kulturschock-Erlebnisse. Block B enthält Fragen zu den Sprachkenntnissen der TeilnehmerInnen. Dadurch sollen Informationen über deren Fremdsprachenkenntnisse, den Besuch von Deutschkursen, den Einsatz der deutschen Sprache in Beruf und Freizeit sowie den persönlichen Aufwand in das Erlernen der deutschen Sprache gewonnen werden. In Block C werden die TeilnehmerInnen gebeten, eine Reihe an Aussagen hinsichtlich ihrer Gefühle während der Anfangsphase in Österreich, der österreichischen Kultur und Bevölkerung sowie allgemein mit Auslandsaufenthalten verbundenen

Thematiken zu bewerten. Block D dient schließlich dazu, um persönliche Daten der TeilnehmerInnen zu erheben wie etwa bezüglich des Alters, Geschlechts, des Familien- bzw. Beziehungsstandes, des Bildungsstandes und der Art der Beschäftigung.

Im Rahmen dieser Umfrage wurde hauptsächlich mit geschlossenen Fragen gearbeitet, d. h. die TeilnehmerInnen waren großteils aufgefordert, aus einer Liste von Antwortvorschlägen zu wählen. Bei einigen Fragen bestand zusätzlich die Möglichkeit einer offenen Antwort in der Kategorie ‚Sonstiges‘, die als Ergänzungsmöglichkeit angeführt wurde, für den Fall, dass die aufgelisteten Antwortformulierungen als unzureichend empfunden wurden. Bei lediglich fünf Fragen, nämlich jenen nach dem Wohn- und Beschäftigungsort, den Fremdsprachenkenntnissen, der Nationalität und dem Wohnort unmittelbar vor Antritt des Aufenthaltes in Österreich standen keinerlei Antwortmöglichkeiten zur Verfügung.

Der Fragebogen wurde in spanischer Sprache gestaltet, um zu garantieren, dass er von allen TeilnehmerInnen, auch jenen mit schlechten bzw. fehlenden Deutschkenntnissen, verstanden würde. Auf diese Weise wurde eine Verfälschung der Umfrageergebnisse aufgrund von Sprachdefiziten vermieden.

4.3 Auswertung und Präsentation der Ergebnisse

Im Folgenden werden nun die Ergebnisse der Befragung in Österreich lebender spanischer Expatriates präsentiert. Dazu werden die einzelnen Fragen mit den entsprechenden Antwortmöglichkeiten in deutscher Sprache aufgelistet und die Resultate hinterher diskutiert. Da nicht alle Fragen von allen TeilnehmerInnen beantwortet wurden, wird jeweils auch die Gesamtanzahl der Personen, die eine Frage beantwortet haben, angeführt (n).

A) Fragen zu Ihrem Aufenthalt in Österreich

1.) Aus welchem Grund sind Sie ursprünglich nach Österreich gekommen?

- ☐ Ich wurde von der Firma, für die ich in Spanien arbeitete, nach Österreich entsandt
- ☐ Ich bin nach Österreich gekommen, um hier zu studieren/ein Praktikum zu machen
- ☐ Mein/e damalige/r Partner/in lebte in Österreich
- ☐ Aufgrund der hohen Arbeitslosigkeit in Spanien, beschloss ich, mich im Ausland nach Jobs umzusehen
- ☐ Sonstige Gründe: _____

(n = 154)

Diese Frage wurde von 154 TeilnehmerInnen beantwortet und zeigt, dass die Gründe der befragten SpanierInnen für den Aufenthalt in Österreich sehr unterschiedlicher Natur sind. 43

Befragte (27,9 %) kamen ursprünglich nach Österreich, um hier zu studieren oder ein Praktikum zu machen. 37 Personen (24,0 %) sagten aus, sich aufgrund der hohen Arbeitslosigkeit in Spanien im Ausland nach einer Stelle umgesehen zu haben. Als dritthäufigste Ursache gaben 34 TeilnehmerInnen (22,1 %) an, nach Österreich gekommen zu sein, weil ihr/e damalige/r Partner/in hier lebte und lediglich 3 Personen wurden von den Firmen, für die sie in Spanien arbeiteten, nach Österreich entsendet. Fast ein Viertel der Befragten, nämlich ebenfalls 37 Personen (24,0 %), hatten laut eigener Aussage andere Gründe für den Antritt eines Auslandsaufenthaltes in Österreich. Am öftesten genannt wurde von insgesamt acht Personen der Wunsch nach dem Sammeln von Erfahrungen im Ausland bzw. nach einer Veränderung. Fünf Personen gaben an, vom Ort ihres damaligen Wohnsitzes aus, den zwei Personen in Spanien, zwei Personen in Deutschland und eine Person in Slowenien hatten, eine Stelle in Österreich gefunden zu haben und deshalb übersiedelt zu sein. Jeweils drei Befragte kamen in erster Linie nach Österreich um ihre Deutschkenntnisse zu verbessern bzw. um Deutsch zu lernen, begleiteten ihre PartnerInnen nach Österreich, nachdem diese hier einen Arbeitsplatz gefunden hatten, nahmen einen Job bei einer internationalen Organisation an oder kamen als AuPair. Unzufriedenheit mit der damaligen Arbeitsstelle und Volontariate des Europäischen Freiwilligendienstes wurden von jeweils zwei Befragten als ausschlaggebende Gründe für den Weg nach Österreich genannt. Eine Person wurde zwar von ihrer Firma entsendet, doch befand sich diese nicht in Spanien, sondern in den Vereinigten Arabischen Emiraten. Auf weitere genannte Gründe für die Ausreise aus Spanien soll an dieser Stelle nicht eingegangen werden.

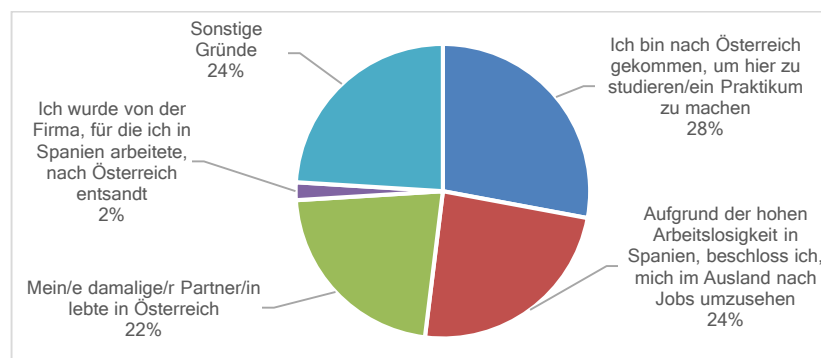


Abbildung 1: Gründe für den Aufenthalt in Österreich

2.) Wären Sie auch ins Ausland gegangen, wenn die wirtschaftliche Situation in Spanien zum damaligen Zeitpunkt besser ausgesehen hätte?

- ☐ Ja
☐ Nein

(n = 154)

Die Mehrheit der Befragten, nämlich 100 Personen (64,9 %) beantworteten diese Frage mit ‚Ja‘, was darauf hindeutet, dass die derzeitige schlechte wirtschaftliche Situation in Spanien

und die daraus resultierende hohe Arbeitslosigkeit nicht den alleinigen Grund darstellt, weshalb SpanierInnen beschließen, ins Ausland zu gehen. Den Antworten auf Frage 1 zufolge geht es vielen vorrangig um das Sammeln von Erfahrungen im Ausland oder dem einer Lebensveränderung. Das Beantworten dieser Frage mit ‚Nein‘ durch knapp mehr als ein Drittel, nämlich 54 Personen (35,1 %), zeigt allerdings, dass sich ein doch beachtlicher Teil der Auswandernden gezwungen sah, Spanien zu verlassen, weil, bedingt durch die Krise, die Aussichten auf einen Arbeitsplatz bzw. auf akzeptable Arbeitsbedingungen sehr schlecht waren.

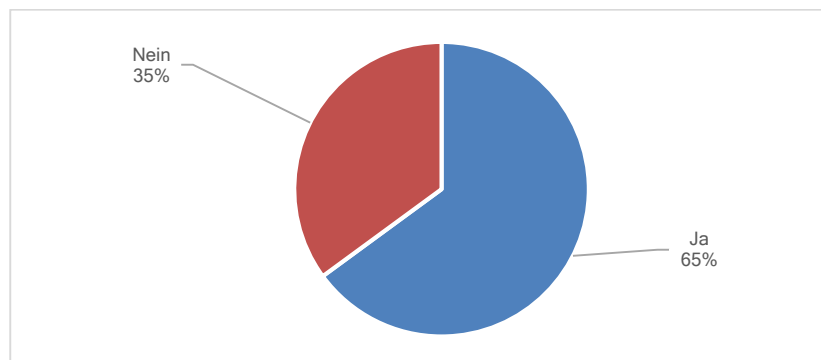


Abbildung 2: Auslandsaufenthalt unabhängig von wirtschaftlicher Situation Spaniens?

3.) Wie lange leben Sie schon in Österreich?

- ☐ < 6 Monate
- ☐ 6 Monate-1 Jahr
- ☐ 1-3 Jahre
- ☐ 3-5 Jahre
- ☐ > 5 Jahre

(n = 155)

Die größte Gruppe machen jene 62 Befragten (40,0 %) aus, die vor ein bis drei Jahren nach Österreich kamen. 51 Personen befinden sich seit weniger als einem Jahr in Österreich, wovon 37 Personen (23,9 %) bereits mindestens sechs Monate und 12 Personen (9,0 %) weniger als sechs Monate hier verbracht haben. 27 Befragte (17, 4 %) gaben ab, seit bereits mehr als fünf Jahren in Österreich zu leben und die letzte Gruppe bilden jene 15 Personen, die ihren Aufenthalt in Österreich vor drei bis fünf Jahren antraten. Insgesamt befindet sich also knapp über ein Viertel der Befragten seit mindestens drei Jahren in Österreich, wobei es sich bereits um einen relativ langen Auslandsaufenthalt handelt.

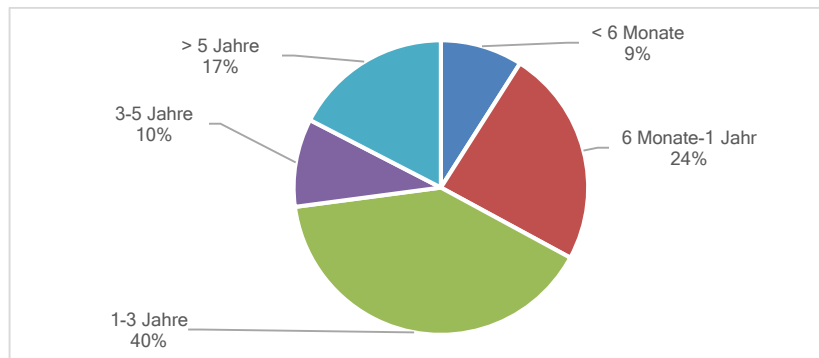


Abbildung 3: Bisherige Aufenthaltsdauer in Österreich

4.) In welcher österreichischen Stadt leben Sie derzeit?

(n = 155)

Fast die Hälfte der befragten SpanierInnen, nämlich 72 Personen (46,5 %), leben derzeit in der österreichischen Bundeshauptstadt. Die Verteilung auf die neben Wien am häufigsten genannten Wohnorte gestaltet sich folgendermaßen: 27 Befragte (17,4 %) leben in Innsbruck, 15 (9,7 %) in Graz, zehn (6,5 %) in Linz und sechs (3,9 %) in Salzburg. Die übrigen 25 Personen gaben andere Städte bzw. Ortschaften als deren Wohnorte an. Je zwei Personen leben in Klagenfurt, Wels und Aigen im Ennstal. Unter den restlichen Antworten auf diese Frage befanden sich folgende Ortsnamen: Bregenz, Lauterach, Pottenstein, Bludenz, Saalfelden, Feldkirch, Schwarzach im Pongau, Rohrendorf, Hohenems, Enns, Engabrunn, Hofstadt am Anzbach, Dornbirn, Steyr, Dietach, Seekirchen, Jenbach, Klosterneuburg und Telfs.

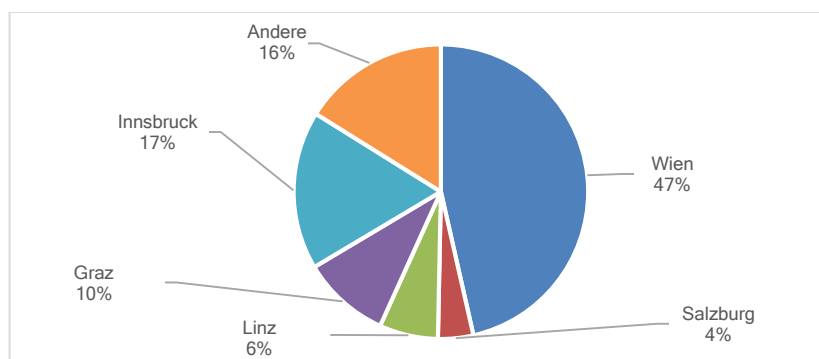


Abbildung 4: Verteilung der Wohnorte

5.) In welcher österreichischen Stadt arbeiten Sie derzeit?

(n = 149)

Auch im Hinblick auf den Ort der Beschäftigung gaben mit 65 Stimmen (43,6 %) etwas weniger als die Hälfte der Befragten ‚Wien‘ als Antwort. 22 Personen (14,8 %) haben ihren Arbeitsplatz in Innsbruck, 13 (8,7 %) in Graz, acht (5,4 %) in Linz und sechs (4,0 %) in

Salzburg. Acht TeilnehmerInnen (5,4 %) nannten in ihrer Antwort keinen Ort, wiesen jedoch darauf hin, dass sie zum Zeitpunkt der Befragung in keinem Beschäftigungsverhältnis standen, weil sie entweder an einer Universität bzw. Fachhochschule studierten, sich gerade in Karenz befanden oder noch auf der Suche nach dem passenden Job waren. Zwei Personen (1,3 %) gaben an, von zuhause aus zu arbeiten und wurden der Übersichtlichkeit halber gemeinsam mit jenen, die keinen Beschäftigungsort angaben, zu einer Kategorie von zehn Personen (6,7 %) zusammengefasst. Die übrigen 25 Befragten (16,8 %) haben ihre Arbeitsplätze in Mödling, Vösendorf, Bregenz, Sulz, Saalbach, Liezen, Schwarzach im Pongau, Rohrendorf, Klaus, Langenlois, Wels, Kammer, Kritzendorf, Hofstadt am Anzbach, Dornbirn, Steyr, Hagenberg, Mötz, Vomp, Klagenfurt, Mils und Dietach. Hier ist anzumerken, dass Bregenz von zwei Personen und Wels von drei Personen als Beschäftigungsort genannt wurde.

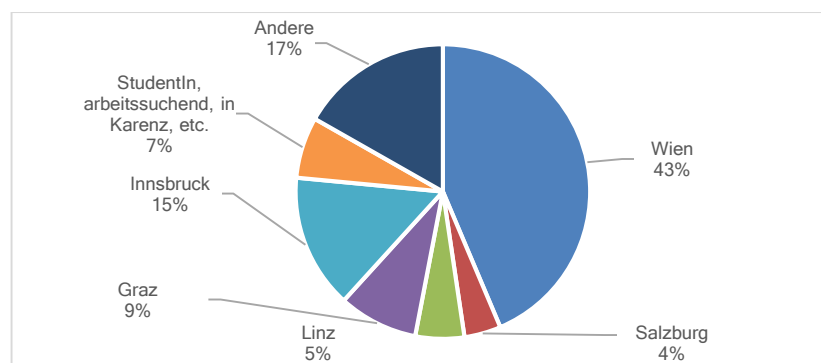


Abbildung 5: Verteilung der Beschäftigungsorte

6.) Waren Sie vor Ihrem jetzigen Aufenthalt schon einmal in Österreich (z.B. auf Urlaub)?

- ☐ Ja
☐ Nein

(n = 156)

Dies ist die erste Frage, die ausnahmslos von allen TeilnehmerInnen beantwortet wurde. Etwas weniger als die Hälfte der Befragten, nämlich 72 Personen (46,2 %), kannten Österreich bereits vor ihrem derzeitigen Aufenthalt, weil sie in der Vergangenheit entweder schon einmal hier auf Urlaub waren oder das Land aus einem anderen Grund besucht hatten. Überraschenderweise waren mehr als die Hälfte der Befragten, nämlich 84 Personen, laut eigenen Angaben zuvor noch nie in Österreich gewesen und kannten das Land vor Antritt ihres Auslandsaufenthaltes nicht.

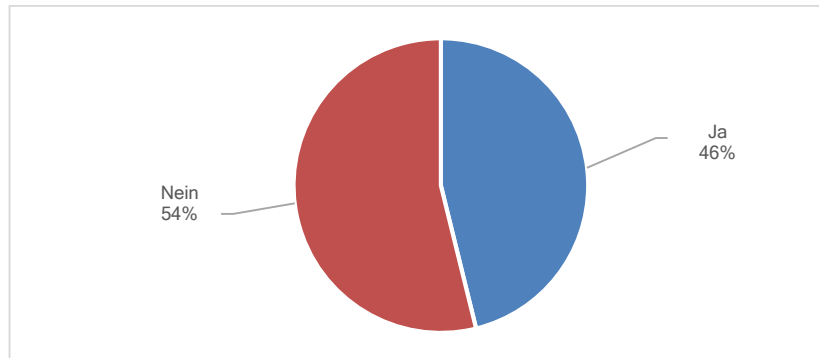


Abbildung 6: Österreich-Besuche vor dem derzeitigen Aufenthalt

7.) Waren Sie vor Ihrem Aufenthalt in Österreich schon einmal längere Zeit (mindestens drei Monate) im Ausland?

- ☐ Ja, einmal
- ☐ Ja, mehrmals
- ☐ Nein

(n = 156)

Auch die Frage nach ehemaligen Auslandsaufenthalten wurde von allen TeilnehmerInnen beantwortet. Sie diente dazu, herauszufinden, ob Menschen, die bereits einmal für längere Zeit im Ausland waren, dazu neigen, erneut Auslandsaufenthalte anzutreten oder ob es sich bei Auslandsaufenthalten großteils um einmalige Ereignisse handelt. Die Angaben der befragten SpanierInnen verteilen sich hier ziemlich gleichmäßig auf die drei vorgegebenen Antwortmöglichkeiten. 52 Befragte (33,3 %) gaben an, vor ihrem Aufenthalt in Österreich schon einmal für mindestens drei Monate ins Ausland gegangen zu sein und 42 Personen (26,9 %), also ein beinahe ebenso großer Anteil, hatten dies sogar schon mehrmals getan. Die größte Gruppe, wenn auch nur in bescheidenem Ausmaß größer als die anderen beiden, bilden jene 62 Personen (39,7 %), die vor ihrem Aufenthalt in Österreich noch nie für einen Zeitraum von mindestens drei Monaten im Ausland gelebt hatten.

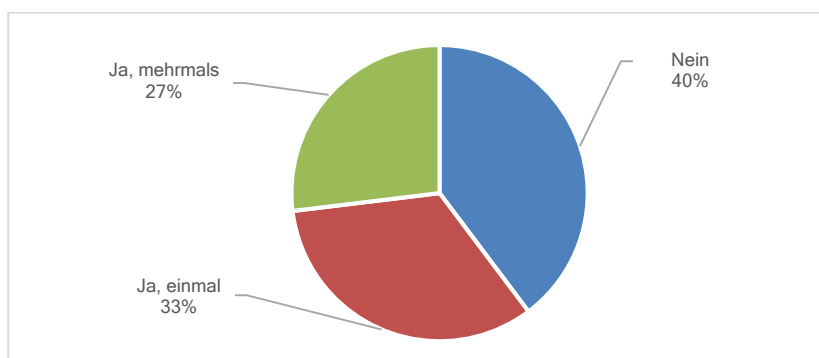


Abbildung 7: Auslandsaufenthalte vor dem derzeitigen Aufenthalt in Österreich

Es lässt sich dadurch die Annahme bestätigen, dass sich Menschen, die bereits Erfahrungen fern ihrer Heimat gesammelt haben, weniger scheuen, dies zu wiederholen. Hingegen scheint es für jene, die noch nie längere Zeit im Ausland verbracht haben, eine weitaus größere Überwindung darzustellen, das Heimatland und die gewohnte Umgebung zu verlassen und sich anderswo, wenn auch nur vorübergehend, etwas Neues aufzubauen.

8.) Haben Sie in Spanien oder in Österreich einen Kurs für interkulturelles Training oder sonstige vorbereitende Kurse (abgesehen von Deutschkursen) besucht?

- ☐ Ja, von meinem Arbeitgeber organisiert/bezahlt
- ☐ Ja, aus eigenem Interesse
- ☐ Nein

(n = 156)

Durch diese Frage sollte geprüft werden, wie weit verbreitet das Wissen um Kulturunterschiede und somit die Wichtigkeit des Besuchens interkultureller Trainings vor dem Antritt eines Auslandsaufenthaltes ist. Die Resultate geben Auskunft darüber, inwieweit Firmen ihre MitarbeiterInnen bei der berufsbedingten Begegnung mit einer fremden Kultur unterstützen und wie groß die Motivation von Menschen ist, die vorhaben, für einige Zeit ins Ausland zu gehen, Kurse dieser Art zu besuchen. Es war zu erwarten, dass der Großteil der Befragten, abgesehen von Deutschkursen, die hier ausgenommen waren, keine vorbereitenden Kurse besuchte. Überraschenderweise gaben jedoch insgesamt 26 Personen an, in Spanien oder in Österreich einen Kurs für interkulturelles Training oder einen sonstigen vorbereitenden Kurs besucht zu haben. Für sechs Befragte (3,8 %) wurde dieser Kurs von deren Firma organisiert bzw. bezahlt. 20 SpanierInnen (12,8 %) nahmen aus eigenem Interesse an einem solchen Kurs teil. Erwartungsgemäß besuchte der Großteil der Befragten, in diesem Fall 130 Personen (83,3 %), keinerlei vorbereitende Kurse vor Antritt bzw. zu Beginn des Aufenthaltes in Österreich.

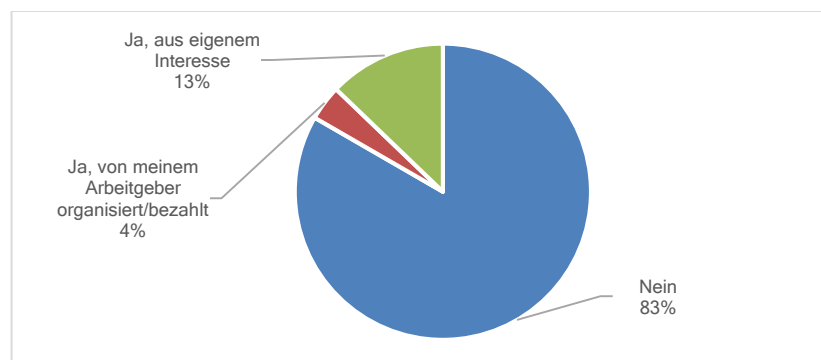


Abbildung 8: Besuche von interkulturellen Trainings o. ä. vorbereitenden Kursen

Interessant ist hier auch, dass jene drei Befragten, die durch ihre Antwort auf Frage 1 aussagten, von ihren spanischen Firmen nach Österreich entsandt worden zu sein, an keinen

vorbereitenden Kursen teilnahmen, was bedeutet, dass diese Firmen ihren MitarbeiterInnen die Möglichkeit des Besuches eines interkulturellen Trainings nicht boten, sei es aus finanziellen Gründen oder aufgrund des fehlenden Problembewusstseins hinsichtlich interkultureller Kommunikation.

9.) Haben Sie während Ihres Aufenthaltes in Österreich an sich selbst einen Kulturschock erfahren?

- ☐ Ja
- ☐ Nein
- ☐ Ich weiß nicht, was ein Kulturschock ist

(n = 155)

Erfreulicherweise scheinen alle Befragten mit dem Phänomen des Kulturschocks vertraut zu sein bzw. zumindest soweit darüber informiert, um zu wissen, dass dieser existiert und beim Verweilen in einer fremden Kultur, auch wenn diese auf den ersten Blick nicht sonderlich fremd erscheinen mag, häufig auftritt. Niemand wählte jene Antwortkategorie, die ausdrückte, nicht zu wissen, worum es sich bei einem Kulturschock handelte. 103 Personen (66,5 %), also die Mehrheit der befragten SpanierInnen, erlebten im Laufe ihres Aufenthaltes in Österreich an sich selbst die Symptome eines Kulturschocks, während bei einem Drittel der Befragten, nämlich 52 Personen (33,5 %) diese laut eigenen Angaben in keiner Weise auftraten.

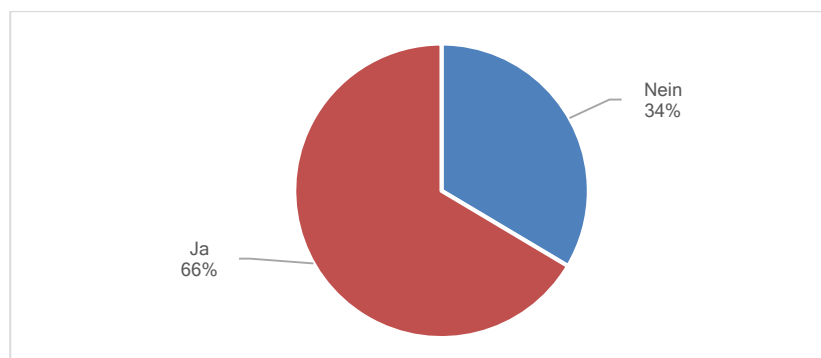


Abbildung 9: Kulturschock-Erlebnisse der Befragten

10.) Bitte ergänzen Sie folgende Aussage: Ich arbeite in einem Unternehmen/Umfeld mit hauptsächlich...

- ☐ Österreichischen KollegInnen
- ☐ Spanischen KollegInnen
- ☐ Internationalen KollegInnen
- ☐ Einer Mischung aus ebenso vielen ÖsterreicherInnen wie SpanierInnen und internationalen Personen

(n = 147)

Ziel dieser Frage war es, Informationen zum beruflichen Umfeld in Österreich lebender SpanierInnen einzuholen. Es sollte festgestellt werden, ob diese hauptsächlich in internationalen Unternehmen beschäftigt oder in heimischen Firmen angestellt waren und aus welchen Nationalitäten sich folglich deren KollegInnenschaft zusammensetzte. Dies gibt unter anderem Auskunft über den Grad an Kontakt zur österreichischen Kultur und deren Angehörigen. Da wir einen beträchtlichen Teil unserer Zeit am Arbeitsplatz verbringen, hat selbstverständlich auch der Kontakt zu ArbeitskollegInnen Einfluss auf die fremdkulturelle Prägung. Den Resultaten der Umfrage zufolge sind mit 74 Personen (50,3 %) ziemlich genau die Hälfte der TeilnehmerInnen in ihrem Berufsalltag hauptsächlich von österreichischen KollegInnen umgeben. 45 Befragte (30,6 %) arbeiten als zweitgrößte Gruppe mit einer Mischung aus ebenso vielen ÖsterreicherInnen wie SpanierInnen und internationalen Personen zusammen. 25 TeilnehmerInnen (17,0 %) gaben an, hauptsächlich internationale ArbeitskollegInnen zu haben und lediglich drei Personen (2,0 %) sind in Unternehmen mit größtenteils spanischen MitarbeiterInnen angestellt.

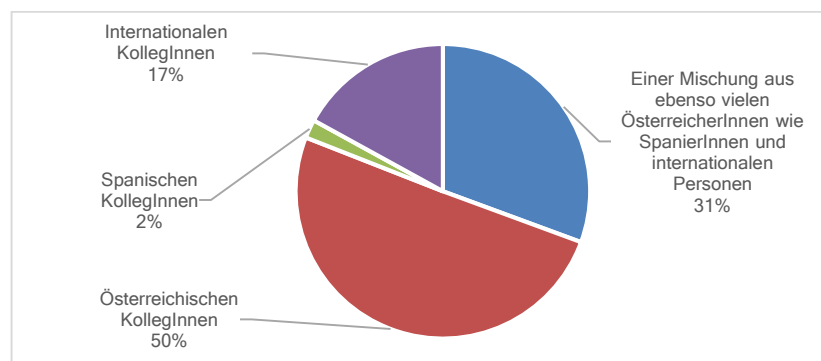


Abbildung 10: Unter den ArbeitskollegInnen primär vertretene Nationalität

11.) Bitte ergänzen Sie folgende Aussage: Mein Freundes- und Bekanntenkreis hier in Österreich besteht zum Großteil aus...

- ☐ ÖsterreicherInnen
- ☐ SpanierInnen
- ☐ Internationalen Personen
- ☐ Einer Mischung aus ebenso vielen ÖsterreicherInnen wie SpanierInnen und internationalen Personen

(n = 156)

Diese Frage diente der Ermittlung des Ausmaßes an Kontakten zu Einheimischen und zu einem gewissen Grad auch der Stufe der Integration in die österreichische Gesellschaft. Die gewonnenen Resultate geben Aufschluss darüber, mit welchen Personen die Befragten aus eigenem Wunsch und Interesse heraus sozialen Beziehungen eingehen. Mehr als die Hälfte der befragten SpanierInnen, nämlich 83 Personen (53,2 %), verbringen ihre Freizeit mit ebenso vielen ÖsterreicherInnen wie SpanierInnen und internationalen Personen und scheinen

in der Auswahl ihrer Freunde und Bekannten nicht selektiv zu sein. Genau ein Viertel der Befragten, in diesem Fall 39 Personen (25,0 %), halten sich großteils umgeben von eigenen Landsleuten auf und gaben an, ihr Freundeskreis bestehe hauptsächlich aus SpanierInnen. Die übrigen beiden Antwortmöglichkeiten wurden von exakt der gleichen Anzahl an Personen gewählt. Jeweils 17 Befragte (10,9 %) zählen laut eigenen Angaben hauptsächlich internationale Personen bzw. hauptsächlich ÖsterreicherInnen zu ihren FreundInnen und Bekannten. Hier zeigt sich also die Ausprägung von prinzipiell drei Gruppen, nämlich jenen Expats, die auch im Ausland lebend ihre Freizeit vorrangig mit Landsleuten verbringen, denen, die vermehrt Kontakt zu Einheimischen, sprich Angehörigen der Gastkultur suchen, und solchen, die es bevorzugen, mit Menschen aus aller Welt in Kontakt zu sein. Es ist naheliegend, dass hierfür unter anderem die Kenntnisse der Landessprache entscheidend sind. Betrachtet man nun die Situation jener 17 SpanierInnen näher, deren Freundeskreise hauptsächlich aus ÖsterreicherInnen bestehen, so zeigt sich, dass elf dieser 17 Personen über Deutschkenntnisse auf hohem bzw. fortgeschrittenem Niveau, 4 Personen über Deutschkenntnisse auf mittlerem Niveau, eine Person über Grundkenntnisse sowie eine Person über gar keine Kenntnisse der deutschen Sprache verfügen. Dies gibt Hinweise auf den Zusammenhang zwischen Kenntnissen der Landessprache und erfolgreicher Integration. Es ist demnach anzunehmen, dass der Großteil der am besten integrierten Expatriates auch gute Kenntnisse der Landessprache hat.

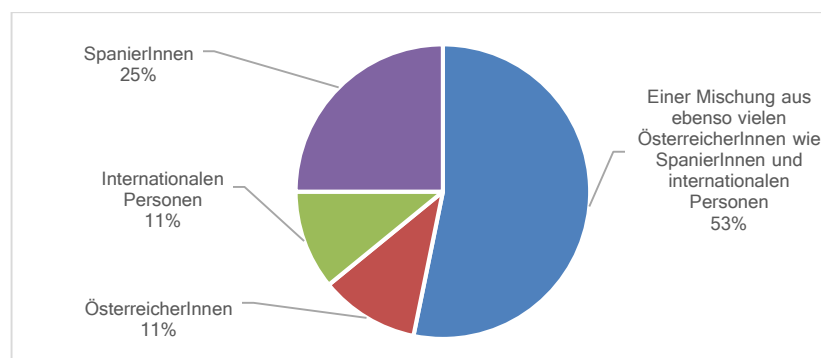


Abbildung 11: Im Freundeskreis primär vertretene Nationalität

12.) Leben Sie derzeit in einer Beziehung?

- ☐ Nein
- ☐ Ja, mein/e Partner/in ist Spanier/in
- ☐ Ja, mein/e Partner/in ist Österreicher/in
- ☐ Ja, mein/e Partner/in ist _____

(n = 155)

44 SpanierInnen (28,4 %), also etwas mehr als ein Viertel aller TeilnehmerInnen, befanden sich zum Zeitpunkt der Befragung in keiner Beziehung. 45 Personen (29,0 %) gaben an, dass es sich bei deren PartnerInnen um SpanierInnen handelte und 43 Personen (27,7 %) befanden sich zum Zeitpunkt der Befragung mit ÖsterreicherInnen in einer Beziehung. Die restlichen

23 Personen (14,8 %) hatten PartnerInnen anderer Nationalitäten. Davon gaben sechs Befragte im Zusatzfeld an, dass es sich bei ihren PartnerInnen um Deutsche handelte, jeweils drei Personen befanden sich mit Ungarinnen bzw. Russinnen in einer Beziehung und je zwei Befragte hatten Kolumbianerinnen bzw. Italienerinnen als Partnerinnen. Eine Person gab an, mit einer Katalonierin in einer Beziehung zu sein, die jedoch, da es sich hier um Nationalitäten handelt, in die Gruppe der spanischen PartnerInnen aufgenommen werden sollte. Eine weitere Person führte lediglich an, dass ihr/e PartnerIn einer anderen Nationalität angehörte, spezifizierte dies jedoch nicht näher. Unter den restlichen PartnerInnen befanden sich ein Tscheche, eine Ukrainerin, eine Französin, eine Mexikanerin und eine Portugiesin.

Um an dieser Stelle abermals einen Blick auf den Zusammenhang zwischen gelungener Integration und Kenntnissen der Landessprache zu werfen, so kann diesbezüglich die Situation jener 43 SpanierInnen, die gemäß den Antworten auf Frage 12 österreichische PartnerInnen haben, analysiert werden. Dabei wird davon ausgegangen, dass Partnerschaften mit Einheimischen als Indiz erfolgreicher Integrationsprozesse zu betrachten sind (siehe Kapitel 2.2.1). Von besagten 43 SpanierInnen hatten zum Zeitpunkt der Befragung 27 Personen Kenntnisse der deutschen Sprache auf hohem bzw. fortgeschrittenem Niveau, 13 Personen auf mittlerem Niveau und nur drei Personen auf grundlegendem Niveau. Dies lässt darauf schließen, dass sich unter den in die Gesellschaft des Gastlandes gut integrierten AusländerInnen größtenteils Personen befinden, die die Landessprache halbwegs gut beherrschen. Unter jenen acht SpanierInnen, die mit ÖsterreicherInnen verheiratet sind, befindet sich nur noch eine Person mit Deutschkenntnissen auf mittlerem Niveau. Die übrigen sieben Personen verfügen über hohe bzw. fortgeschrittene Deutschkenntnisse.

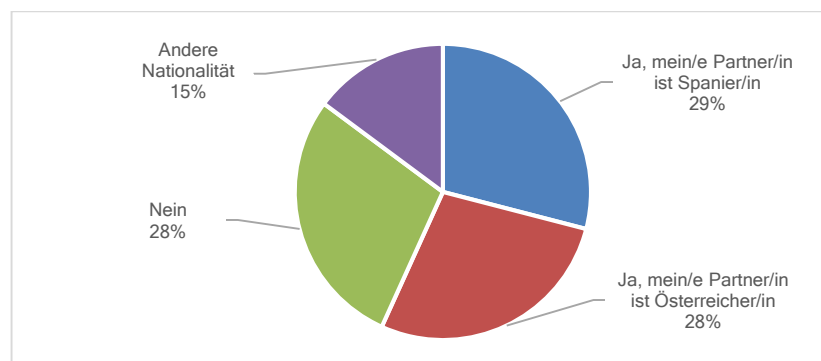


Abbildung 12: Beziehung und Nationalitäten der PartnerInnen

13.) Wie bewerten Sie die Lebensqualität in Österreich im Vergleich zu der in Spanien?

☐ Viel besser ☐ Besser ☐ Gleich ☐ Schlechter ☐ Viel schlechter

(n = 154)

Die Ergebnisse der Umfrage zeigen, dass dem Staat Österreich im Allgemeinen eine höhere Lebensqualität zugeschrieben wird als dem südlichen Spanien. Diese Ansicht vertreten

immerhin mehr als drei Viertel der Befragten. Mit 39 Stimmen (25,3 %) bewertete ein Viertel der TeilnehmerInnen die Lebensqualität in Österreich als viel besser im Gegensatz zu jener in Spanien. Die Hälfte der Befragten, nämlich 80 Personen (51,9 %), sind der Meinung, es lebe sich in Österreich zwar nicht viel besser, aber dennoch besser als in Spanien. 25 Personen (16,2 %) sind der Ansicht, die Lebensqualität sei in beiden Ländern gleich, während neun Befragte (5,8 %) die Lebensqualität in Österreich als schlechter und eine Person sogar als viel schlechter im Vergleich zu jener in Spanien empfinden. Lediglich ein sehr geringer Anteil der Befragten, nämlich zehn Personen, ist also der Auffassung, in Österreich lebe es sich allgemein betrachtet schlechter als in Spanien.

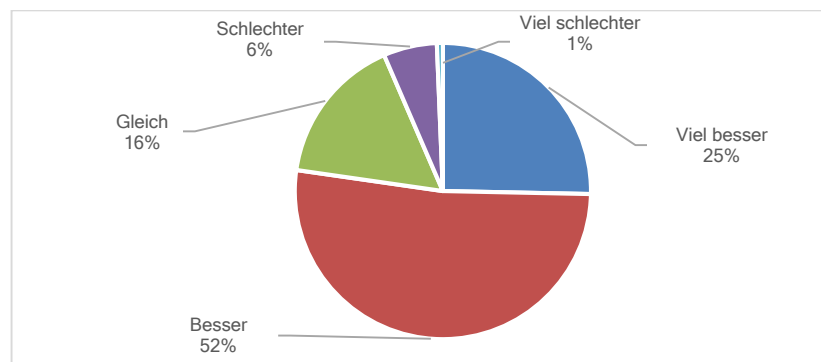


Abbildung 13: Lebensqualität in Österreich im Vergleich zu Spanien

14.) Wo fühlen Sie sich zuhause? (Mehrfachantworten möglich)

- ☐ In Spanien
- ☐ In Österreich
- ☐ In _____

(n = 156)

Durch diese Frage sollte ermittelt werden, ob sich manche Personen im Laufe ihres Aufenthaltes in Österreich so gut eingelebt haben, dass sie sich auch hierzulande zuhause fühlen. Ebenso stellt sich die Frage, ob es unter diesen denn SpanierInnen gibt, die sich in Österreich, jedoch nicht länger in Spanien zuhause fühlen. Es wäre anzunehmen, dass in letztgenannte Kategorie vor allem Expatriates fallen, die sich schon längere Zeit im Ausland befinden und die deshalb eine stärkere Zugehörigkeit zum Gastland als zum Ursprungsland empfinden. Erwartungsgemäß gab eine große Anzahl der TeilnehmerInnen an, sich in Spanien zuhause zu fühlen. Genau genommen handelte es sich dabei um 129 Personen (82,7 %). In Österreich fühlen sich insgesamt mehr als die Hälfte der Befragten, nämlich 80 Personen (51,3 %), zuhause. Von diesen 80 Befragten wählten lediglich 63 zusätzlich die Kategorie ‚In Spanien‘ aus, während sich die übrigen 17 SpanierInnen ausschließlich in Österreich, nicht aber in Spanien zuhause fühlen. 19 Befragte (12,2 %) wählten die dritte Antwortmöglichkeit, die für sonstige Ortsangaben gedacht war und erforderte, selbst eine Antwort zu formulieren und in das Zusatzfeld einzugeben. Neun dieser 19 Personen wählten diese Kategorie zusätzlich zu

einer der beiden anderen, während sich zehn Personen ausschließlich für die Zusatzkategorie entschieden. Um zuerst auf die zusätzlichen Antworten ersterer Gruppe einzugehen, so gaben drei Personen dieser an, sich generell an allen Orten zuhause zu fühlen, an denen sie glücklich seien bzw. die sie eben selbst als Heimat wählten. Zwei Personen sagten aus, sich in Deutschland zuhause zu fühlen. Als weitere Ort wurden von je einer Person Belgien, Peru, die Schweiz und Teneriffa genannt. Ähnlich gestalten sich die Antworten zweiterer Gruppe, also jener TeilnehmerInnen, die sich ausschließlich für die Zusatzkategorie entschieden. Hier sagten vier Befragte aus, sie fühlten sich an jeglichem Ort, an dem sie lebten, zuhause und das Land spiele dabei keine Rolle. Jeweils zwei Personen gaben an, sich in Katalonien, also in Spanien, bzw. sowohl in Spanien als auch in Österreich zuhause zu fühlen. Zwei Befragte fühlen sich nirgends wirklich zuhause, wovon eine Person zusätzlich anmerkte, sie fühle sich durch ständiges Reisen in jedem Land fremd.

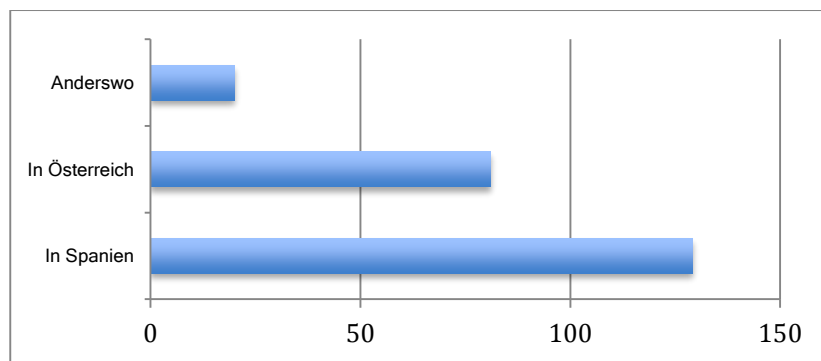


Abbildung 14: „Wo fühlen Sie sich zuhause?“

15.) Bitte ergänzen Sie folgende Aussage: Insgesamt empfinde ich meinen Aufenthalt in Österreich als...

- ☐ Verschwendete Zeit
- ☐ Abwechslung vom Alltag in Spanien, einmal etwas Anderes
- ☐ Eine wertvolle Erfahrung, die ich nicht missen möchte

(n = 155)

38 Personen (24,5 %) denken über ihren Aufenthalt in Österreich, er sei eine Abwechslung vom Alltag in Spanien, sozusagen „einmal etwas Anderes“. Rund drei Viertel aller Befragten, mit 116 Personen (74,8 %) also ganz deutlich die große Mehrheit, empfinden ihren Aufenthalt in Österreich als eine wertvolle Erfahrung, für die sie sehr dankbar sind und die sie nicht missen möchten. Lediglich eine Person (0,6 %) gab an, beim Aufenthalt in Österreich handle es sich um verschwendete Zeit.

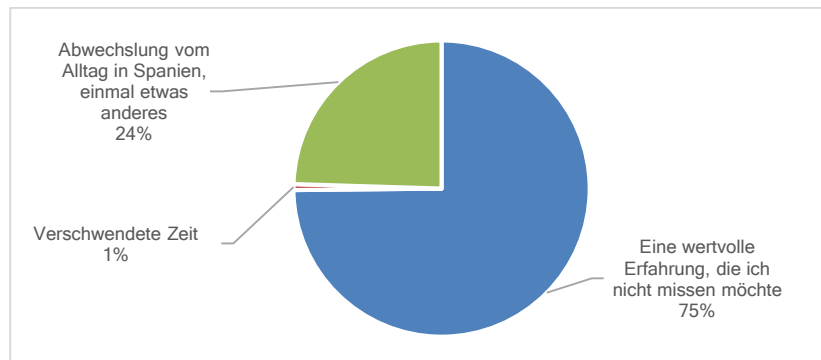


Abbildung 15: "Meinen Aufenthalt in Österreich empfinde ich als..."

B) Fragen zu Ihren Sprachkenntnissen

16.) Welche Sprachen sprechen Sie?

(n = 143)

Grundsätzlich ist festzustellen, dass der Großteil aller TeilnehmerInnen, die diese Frage beantworteten, Kenntnisse mehrerer Sprachen hat. Die meisten Befragten führten mindestens drei Sprachen an. Zwar handelt es sich bei manchen davon um eine der nichtkastilischen Amtssprachen bestimmter spanischer Regionen (in diesem Fall konkret um Katalanisch, Baskisch und Galicisch), die im Rahmen der Enkulturation auf natürliche Weise und nicht später in der Schule oder in diversen Kursen als Fremdsprache erlernt wurden, doch betreffen diese weniger als ein Viertel aller befragten SpanierInnen. Auffallend ist vor allem, dass auch Fremdsprachenkenntnisse unter den Befragten ungewöhnlich stark ausgeprägt sind.

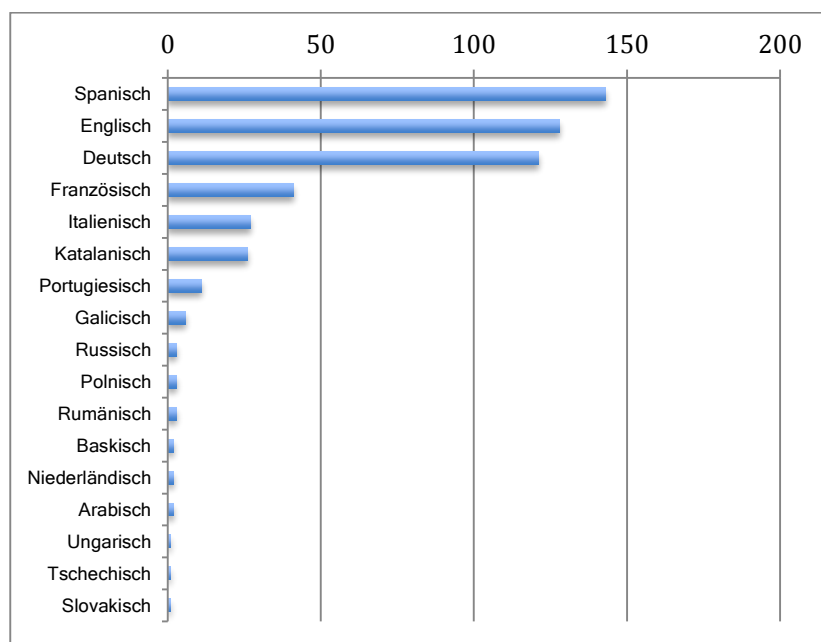


Abbildung 16: Sprachkenntnisse

Die fünf am häufigsten vertretenen Sprachen, abgesehen vom Spanischen, wobei es sich um die Muttersprache aller TeilnehmerInnen handelt, sind Englisch, Deutsch, Französisch, Italienisch und Katalanisch. Dabei gaben 128 Befragte (89,5 %) an, Englisch zu sprechen, dicht gefolgt von Deutsch, das von 121 Personen (84,6 %) genannt wurde. 41 Befragte (28,7 %) verfügen über Französisch- und 27 Befragte (18,9 %) über Italienischkenntnisse. An fünfter Stelle befindet sich mit 26 SprecherInnen (18,2 %) schließlich das Katalanische. Weiters wurden folgende Sprachen angeführt: Portugiesisch von elf Personen (7,7 %), Galicisch von sechs Personen (4,2 %), Russisch, Polnisch und Rumänisch von jeweils drei Personen (2,1 %), Baskisch, Niederländisch und Arabisch von je zwei Personen (1,4 %) sowie Ungarisch, Tschechisch und Slowakisch von jeweils einer Person (0,7 %).

17.) Hatten Sie vor Ihrer Abreise nach Österreich bereits Deutschkenntnisse?

- ☐ Ja, Deutsch ist (eine) meine(r) Muttersprache(n)
- ☐ Ja, auf fortgeschrittenem Niveau
- ☐ Ja, auf mittlerem Niveau
- ☐ Ja, Grundkenntnisse
- ☐ Nein, keine Kenntnisse

(n = 156)

Vier Befragte (2,6 %) gaben an, bereits vor ihrer Ankunft in Österreich Deutsch gesprochen zu haben, weil es sich dabei um (eine) deren Muttersprache(n) handelt. 18 TeilnehmerInnen (11,5 %) hatten zum Zeitpunkt des Antrittes ihres derzeitigen Auslandsaufenthaltes laut eigenen Angaben Deutschkenntnisse auf fortgeschrittenem und 22 Personen (14,1 %) auf mittlerem Niveau.

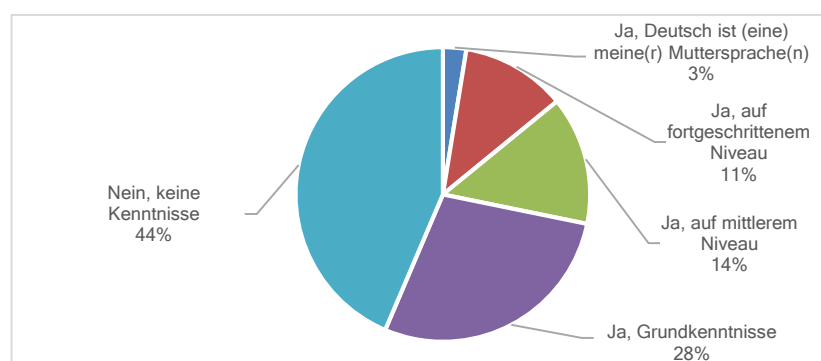


Abbildung 17: Deutschkenntnisse vor der Ankunft in Österreich

Es kann also angenommen werden, dass sich knapp über ein Viertel der befragten SpanierInnen bei ihrer Ankunft in Österreich halbwegs gut mit Einheimischen auf Deutsch verständigen konnten. Beinahe ebenso viele TeilnehmerInnen, nämlich 44 Personen (28,2 %), hatten bei ihrer Abreise nach Österreich zumindest Grundkenntnisse der deutschen Sprache.

Die größte Gruppe bilden jedoch jene 68 Befragten (43,6 %), die angaben, keinerlei Deutschkenntnisse gehabt zu haben, als sie nach Österreich kamen.

18.) Haben Sie vor Ihrer Abreise nach Österreich in Spanien einen Deutschkurs besucht?

- ☐ Ja, weil es wichtig für mich war, Deutsch zu sprechen
- ☐ Ja, von meinem Arbeitgeber organisiert/bezahlt
- ☐ Nein, weil ich Deutsch bereits gut beherrscht habe
- ☐ Nein, weil ich gewusst habe, dass ich in Österreich einen Kurs besuchen würde
- ☐ Nein, weil Deutschkenntnisse für mich nicht wichtig waren

(n = 154)

Die größte Gruppe setzt sich aus jenen 55 Befragten (35,7 %) zusammen, die bereits vor Antritt ihres Auslandsaufenthaltes zuhause in Spanien einen Sprachkurs besuchten, weil es ihnen wichtig war, bei ihrer Ankunft in Österreich mit der deutschen Sprache vertraut zu sein. Zwei TeilnehmerInnen (1,3 %) gaben an, dass der Deutschkurs, den sie in Spanien besuchten, von ihrem Arbeitgeber organisiert bzw. bezahlt wurde. Für 24 SpanierInnen (15,8 %) war der Besuch eines Sprachkurses vor Antritt des Aufenthaltes in Österreich nicht nötig, weil diese bereits über Deutschkenntnisse verfügten. 45 Personen (29,2 %) nahmen deshalb in Spanien an keinem Sprachkurs teil, weil sie bereits wussten, dass sie dies stattdessen in Österreich tun würden. Die übrigen 28 Befragten (18,2 %) besuchten keinen Kurs, weil es ihnen laut eigenen Angaben nicht wichtig war, Deutsch zu sprechen.

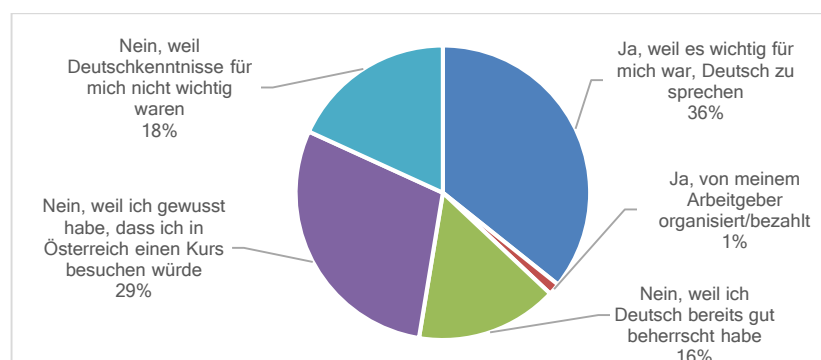


Abbildung 18: Besuch eines Deutschkurses in Spanien

Um hier wieder einen Blick auf die Vorbereitung ins Ausland Entsandter durch ihre Firmen zu werfen, ist an dieser Stelle anzumerken, dass keine/r jener drei Befragten, die nach Österreich entsandt wurden, angaben, einen Deutschkurs von ihrem Arbeitgeber organisiert bzw. bezahlt bekommen zu haben. Eine dieser Personen gab an, vor der Abreise aus Spanien keinen Kurs besucht zu haben, weil Deutschkenntnisse nicht als wichtig empfunden wurden, während die anderen beiden bereits vor Antritt des Auslandsaufenthaltes vorhatten, in Österreich Deutsch zu lernen.

19.) Haben Sie nach Ihrer Ankunft in Österreich einen Deutschkurs besucht?

- ☐ Ja, weil es wichtig für mich war, Deutsch zu sprechen
- ☐ Ja, von meinem Arbeitgeber organisiert/bezahlt
- ☐ Nein, weil ich Deutsch bereits gut beherrscht habe
- ☐ Nein, weil ich bereits in Spanien einen Kurs besucht hatte
- ☐ Nein, weil Deutschkenntnisse für mich nicht wichtig waren

(n = 156)

Die Ergebnisse der Umfrage lassen vermuten, dass Sprachkurse gerne direkt im Gastland besucht werden. Auch ist anzunehmen, dass Expatriates erst während des Auslandsaufenthaltes selbst die Wichtigkeit bzw. Nützlichkeit landessprachlicher Kenntnisse erkennen und sich deshalb vor Ort zu einem Kursbesuch entschließen. Weit mehr als die Hälfte der Befragten, nämlich 97 Personen (62,2 %) gaben an, in Österreich einen Deutschkurs besucht zu haben, weil es ihnen wichtig war, Deutsch zu sprechen. 17 TeilnehmerInnen (10,9 %) nahmen an einem vom Arbeitgeber organisierten bzw. bezahlten Sprachkurs teil. 23 Personen (14,7 %) beherrschten die deutsche Sprache bereits so gut, dass sie es nicht für nötig empfanden, nach ihrer Ankunft in Österreich einen Kurs zu besuchen. Lediglich vier Befragte (2,6 %) entschieden sich deshalb nicht für einen Deutschkurs, da sie durch den in Spanien besuchten bereits über ausreichende Deutschkenntnisse verfügten. Nur 15 Personen (9,6 %) war es selbst nach Antritt des Aufenthaltes in Österreich nicht wichtig, die deutsche Sprache zu beherrschen, weshalb diese auch hierzulande keinen Kurs besuchten.

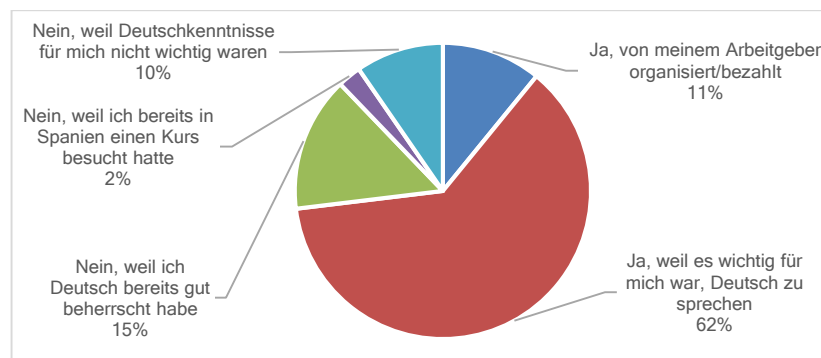


Abbildung 19: Besuch eines Deutschkurses in Österreich

Es ist an dieser Stelle interessant, einige Vergleiche der durch Frage 18 und Frage 19 gewonnenen Daten hinsichtlich des Besuches von Deutschkursen zu ziehen. So gab es beispielsweise insgesamt 46 Befragte, die sowohl in Spanien als auch in Österreich an Sprachkursen teilnahmen. Jene beiden TeilnehmerInnen, für die bereits in Spanien ein Kurs vom Arbeitgeber organisiert bzw. bezahlt wurde, bekamen in Österreich abermals einen Deutschkurs von diesem organisiert bzw. bezahlt. Hier muss jedoch berücksichtigt werden, dass es sich dabei theoretisch auch um zwei verschiedene Arbeitgeber handeln könnte, falls die betreffenden Personen innerhalb der Zeitspanne zwischen dem Besuch des Deutschkurses

in Spanien und jenem in Österreich ihren Arbeitsplatz wechselten, was jedoch aufgrund des mit dem Erlernen einer Sprache verbundenen Aufwandes als eher unwahrscheinlich betrachtet werden kann. Acht der 24 Befragten, die in ihrer Antwort auf Frage 18 angaben, in Spanien an keinem Sprachkurs teilgenommen zu haben, weil sie bereits relativ gute Deutschkenntnisse hatten, änderten in Laufe ihres Auslandsaufenthaltes ihre Meinung und besuchten in Österreich schließlich doch einen Kurs, obwohl sie dies ursprünglich nicht geplant hatten. Von jenen 45 Personen, die in Spanien keinen Deutschkurs besuchten, weil sie wussten, dass sie dies in Österreich machen würden, nahmen schließlich 41 Personen tatsächlich an Sprachkursen in Österreich teil, zwei davon im Rahmen eines Kurses, der vom Arbeitgeber organisiert bzw. bezahlt wurde. Überraschenderweise änderten zwei Befragte, die vorhatten, in Österreich einen Kurs zu besuchen, nach Antritt ihres Aufenthaltes dahingehend ihre Meinung, dass sie es schließlich nicht mehr für wichtig empfanden, Deutsch zu sprechen und darum auch keinen Kurs besuchten. Ebenfalls zwei der ursprünglich 45 Personen mit dem Vorhaben, in Österreich an einem Deutschkurs teilzunehmen, gaben in ihrer Antwort auf Frage 19 schließlich an, hierzulande keinen Kurs besucht zu haben, da sie bereits über ausreichende Deutschkenntnisse verfügten. Bei einer dieser beiden Personen handelte es sich tatsächlich um jemanden, der oder die vor der Ankunft in Österreich bereits Grundkenntnisse der deutschen Sprache hatte und wahrscheinlich erst vorhatte, diese durch den Besuch eines Kurses in Österreich zu erweitern, es dann vor Ort aber doch nicht für absolut notwendig empfand. Die zweite Person hingegen hatte ihrer Antwort auf Frage 17 zufolge vor Antritt des Auslandsaufenthaltes keinerlei Deutschkenntnisse, hinterher jedoch ohne jeglichen Kursbesuch in Spanien oder Österreich plötzlich ausreichende Kenntnisse, sodass die geplante Teilnahme an einem Kurs in Österreich nicht mehr nötig war. Die einzig plausible Erklärung dafür wäre, dass der- oder diejenige sich zu Beginn des Aufenthaltes in Österreich Kenntnisse der deutschen Sprache im Selbststudium angeeignet hat. Auf Frage 18 hatten des Weiteren 28 TeilnehmerInnen geantwortet, keinen Kurs in Spanien besucht zu haben, weil es ihnen nicht wichtig war, Deutsch zu sprechen. Diese 28 Personen hatten zum Zeitpunkt ihrer Abreise auch nicht geplant, in Österreich an einem Kurs teilzunehmen. Es änderten davon jedoch elf SpanierInnen nach der Ankunft in Österreich ihre Meinung und gaben in ihrer Antwort auf Frage 19 bekannt, in Österreich einen Sprachkurs besucht zu haben, weil ihnen Kenntnisse der deutschen Sprache schließlich doch wichtig waren. Fünf weitere Personen dieser Gruppe besuchten am Ende in Österreich Deutschkurse, die von deren Arbeitgebern organisiert bzw. bezahlt wurden. Den restlichen zwölf Befragten war es nach der Ankunft in Österreich weiterhin nicht wichtig, Deutsch zu sprechen.

20.) Wie schätzen Sie Ihre Deutschkenntnisse zum jetzigen Zeitpunkt ein?¹

- ☐ Hohes Niveau
- ☐ Fortgeschrittenes Niveau
- ☐ Mittleres Niveau
- ☐ Grundkenntnisse
- ☐ Keine Kenntnisse

(n = 156)

62 TeilnehmerInnen (39,7 %) verfügen zum Zeitpunkt der Befragung laut eigenen Einschätzungen über Deutschkenntnisse auf hohem bzw. fortgeschrittenem Niveau. Die Deutschkenntnisse von 53 Personen (34,0 %), also ziemlich genau einem Drittel der Befragten, befanden sich auf mittlerem Niveau, während 33 TeilnehmerInnen (21,2 %) angaben, über Grundkenntnisse der deutschen Sprache zu verfügen. Lediglich acht SpanierInnen (5,1 %) hatten zum Zeitpunkt der Befragung keinerlei Deutschkenntnisse.

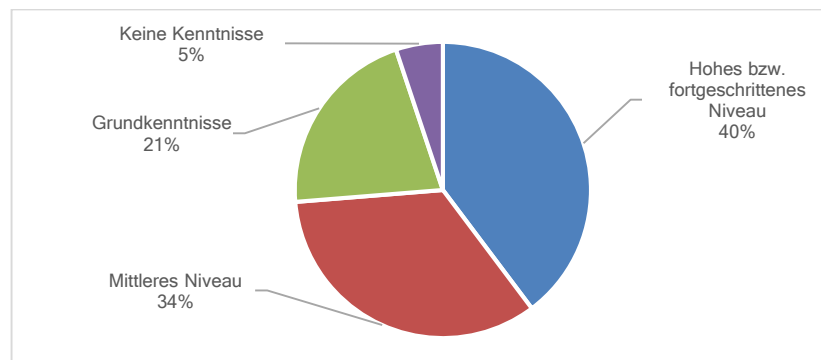


Abbildung 20: Deutschkenntnisse zum Zeitpunkt der Befragung

21.) Welche Sprache sprechen Sie hauptsächlich an Ihrem Arbeitsplatz? (Mehrfachantworten möglich)

- ☐ Deutsch
- ☐ Englisch
- ☐ Spanisch
- ☐ Sonstige: _____

(n = 150)

Die Ergebnisse der Umfrage zeigen, dass die in Österreich lebenden SpanierInnen in ihrem Berufsalltag größtenteils die deutsche Sprache verwenden, um mit ihren KollegInnen bzw. KundInnen zu kommunizieren. 104 Befragte (69,3 %) gaben an, an ihrem Arbeitsplatz

¹ Da die höchsten beiden Kategorien (‘Hohes Niveau’ und ‘Fortgeschrittenes Niveau’) in der spanischsprachigen Version des Fragebogens fälschlicherweise in umgekehrter Reihenfolge platziert wurden, mussten sie, um ein verfälschtes Ergebnis zu vermeiden, bei der Auswertung zu einer gemeinsamen Kategorie zusammengefasst werden.

hauptsächlich Deutsch zu sprechen. Es muss berücksichtigt werden, dass es hier zu Überschneidungen der einzelnen Sprachgruppen kommen kann, da anzunehmen ist, dass es TeilnehmerInnen gibt, die an ihrem Arbeitsplatz von verschiedenen Sprachen im selben Ausmaß Gebrauch machen. Aus diesem Grund bestand hier die Möglichkeit, mehrere Antworten auszuwählen. Insgesamt führten 74 Befragte (49,3 %), also fast genau die Hälfte aller TeilnehmerInnen, an, in ihrem Berufsalltag zum Großteil Englisch zu sprechen, während 23 Personen (15,3 %) hauptsächlich ihre Muttersprache, also Spanisch, verwenden, um sich mit KollegInnen oder KundInnen zu verständigen. Als weitere am Arbeitsplatz gesprochene Sprachen wurden von sieben Befragten (4,7 %) Französisch, Italienisch, Portugiesisch und Russisch genannt.

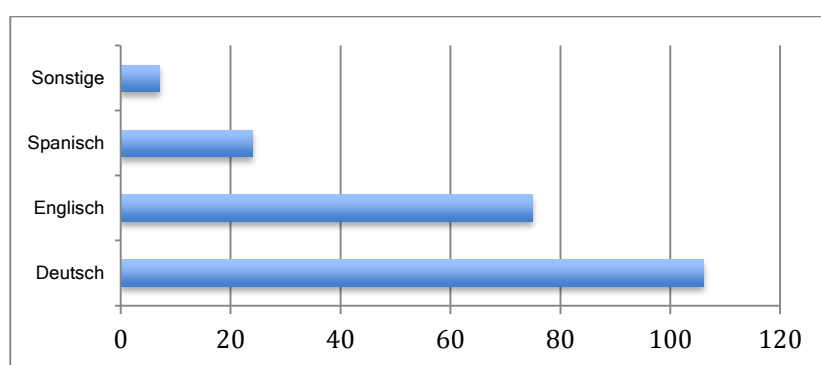


Abbildung 21: Am Arbeitsplatz gesprochene Sprachen

22.) Welche Sprache sprechen Sie hauptsächlich in Ihrer Freizeit? (Mehrfachantworten möglich)

- ☐ Deutsch
- ☐ Englisch
- ☐ Spanisch
- ☐ Sonstige: _____

(n = 155)

Etwas anderes gestaltet sich das Bild der großteils in der Freizeit gesprochenen Sprachen, wo das Spanische deutlich überwiegt. Im Vergleich zu den 104 Befragten, die in ihrer Antwort auf Frage 21 angaben, am Arbeitsplatz hauptsächlich Deutsch zu sprechen, tun dies in ihrer Freizeit laut eigenen Angaben nur noch 62 Personen (40,0 %). Beinahe ebenso häufig wird in der Freizeit Englisch gesprochen, was bei 59 TeilnehmerInnen (38,1 %) der Fall ist. Die in der Freizeit mit Abstand am meisten verwendete Sprache ist jedoch Spanisch, wie durch die Angabe 119 Befragter (76,8 %) ersichtlich ist. Fünf Personen (3,2 %) gaben an, in ihrer Freizeit auch weitere Sprachen häufig zu sprechen. Dabei handelt es sich um Rumänisch, Französisch, Italienisch und Katalanisch.

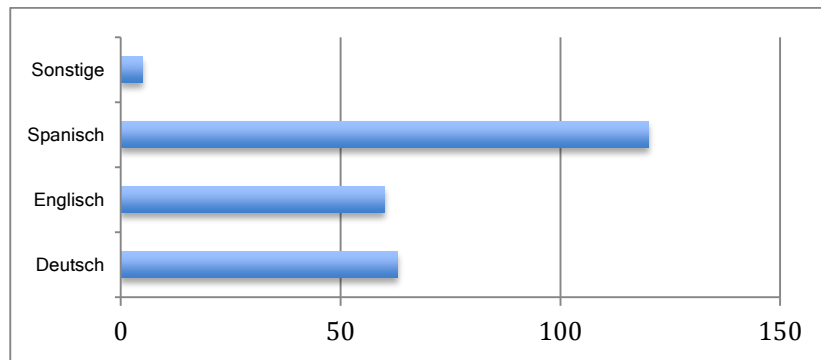


Abbildung 22: In der Freizeit gesprochene Sprachen

23.) Finden Sie, dass es wichtig ist, die Amtssprache des Landes, in dem man lebt, zu beherrschen?

- ☐ Ja
- ☐ Nein
- ☐ Ich weiß es nicht

(n = 156)

Bei der Beantwortung dieser Frage waren sich die TeilnehmerInnen ziemlich einig. 153 Personen (98,1 %) sind laut der durchgeführten Umfrage der Meinung, es sei wichtig, Kenntnisse der Amtssprache jenes Landes zu haben, in dem man lebt. Lediglich zwei Befragte (1,3 %) waren gegenteiliger Meinung und eine Person (0,6 %) beantwortete diese Frage mit ‚Ich weiß es nicht.‘

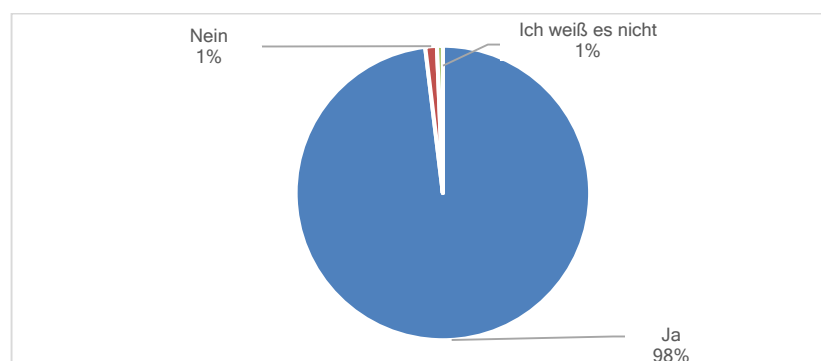


Abbildung 23: "Sind Kenntnisse der Landessprache wichtig?"

24.) Ist es Ihrer Meinung nach absolut notwendig, Deutschkenntnisse zu haben, um sich in Österreich zurechtzufinden?

- ☐ Ja, auf jeden Fall
- ☐ Nicht absolut notwendig, aber auf jeden Fall hilfreich
- ☐ Nein, Englisch reicht aus, um sich in Österreich zurechtzufinden

(n = 156)

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Frage nach der Notwendigkeit von Deutschkenntnissen, um sich in Österreich zurechtzufinden und den Alltag hierzulande bewältigen zu können. Etwas weniger als die Hälfte der befragten SpanierInnen, nämlich 74 Personen (47,4 %) sagten aus, Kenntnisse der deutschen Sprache seien unbedingt notwendig, um sich in Österreich zurechtzufinden. Exakt die Hälfte der Befragten, die mit 78 Personen (50,0%) die am häufigsten genannte Antwortkategorie auswählten, vertreten den Standpunkt, Deutschkenntnisse seien nicht absolut notwendig, aber auf jeden Fall hilfreich, um den Alltag in Österreich zu bewältigen. Nur vier TeilnehmerInnen (2,6 %) sind der Auffassung, man komme in Österreich auch mit Englisch durch.

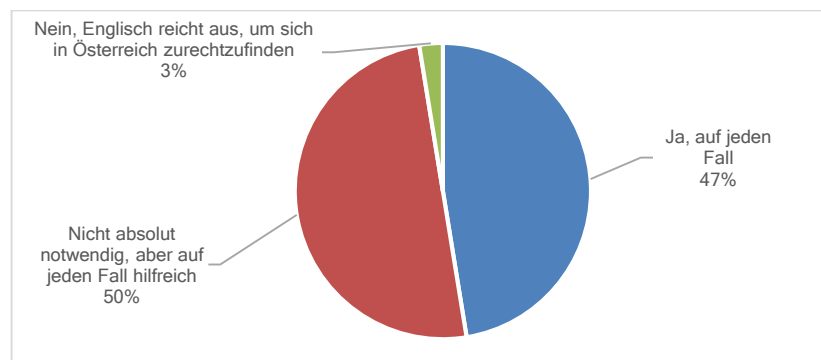


Abbildung 24: Notwendigkeit von Deutschkenntnissen in Österreich

25.) Fühlen Sie sich unwohl, nervös oder verunsichert, wenn Sie von jemandem auf Deutsch angesprochen werden und auf Deutsch antworten müssen?

☐ Ja, sehr ☐ Eher ja ☐ Ein bisschen ☐ Eher nein ☐ Nein
(n = 155)

Zwölf Befragte (7,7 %) beantworteten diese Frage mit ‚Ja sehr‘ und elf Befragte (7,1 %) mit ‚Eher ja.‘ Eine der größten beiden Gruppen bildeten jene 47 Personen (30,3 %), die angaben, sich ein bisschen nervös oder verunsichert zu fühlen, wenn sie von jemandem auf Deutsch angesprochen werden und der- oder demjenigen auf Deutsch antworten müssen. 31 Befragte (20,0 %) fühlen sich in einer solchen Situation kaum verunsichert.

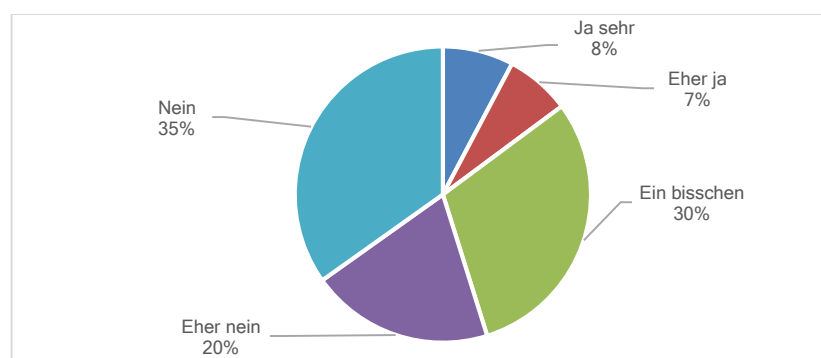


Abbildung 25: Unsicherheit beim Sprechen der deutschen Sprache

Knapp über ein Drittel der TeilnehmerInnen und somit die größte Gruppe der SpanierInnen, die sich aus 54 Personen (34,8 %) zusammensetzt, fühlt sich beim Kommunizieren auf Deutsch überhaupt nicht unwohl oder nervös.

26.) Würden Sie sagen, dass Sie viel Zeit in das Erlernen der deutschen Sprache investieren oder investiert haben?

☐ Ja, sehr ☐ Eher ja ☐ Ein bisschen ☐ Eher nein ☐ Nein

(n = 156)

Knapp über die Hälfte der SpanierInnen behauptete zum Zeitpunkt der Befragung von sich selbst, viel Zeit in das Erlernen der deutschen Sprache investiert zu haben. Von diesen insgesamt 82 Personen wählten zu gleichen Teilen 41 (26,3 %) die Antwortkategorie ‚Ja sehr‘ und 41 (26,3 %) die Antwortkategorie ‚Eher ja‘ aus. 33 Befragte (21,2 %) gaben an, zeitmäßig nicht wirklich viel, sondern nur ein bisschen in deren Deutscherwerb investiert zu haben. Knapp über ein Viertel machen schließlich jene 41 SpanierInnen aus, die laut eigenen Angaben sehr wenig bis überhaupt keine Zeit in das Erlernen der deutschen Sprache investiert haben. Von diesen wählten 24 Personen (15,4 %) die Antwortmöglichkeit ‚Eher nein‘ und 17 Personen (10,9 %) die Antwortmöglichkeit ‚Nein‘ aus.

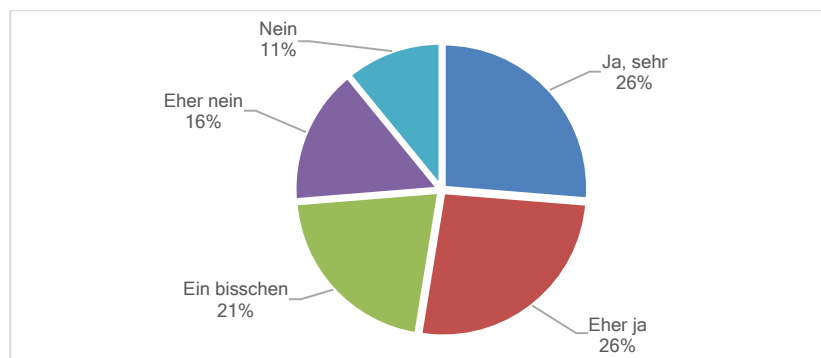


Abbildung 26: In das Erlernen der deutschen Sprache investierte Zeit

27.) Wie häufig lesen Sie deutschsprachige Bücher/Zeitungen oder sehen sich deutschsprachige Filme/Nachrichten an?

☐ Häufig ☐ Manchmal ☐ Selten ☐ Nie

(n = 156)

Diese Frage diente der Untersuchung von Gewohnheiten der Befragten hinsichtlich des Erlernens der deutschen Sprache sowie indirekt auch der Ermittlung des Grades an Motivation diesbezüglich. Es ist anzunehmen, dass Personen, die, was das Erlernen einer Fremdsprache betrifft, hochmotiviert sind, sich eher Filme, Bücher und Nachrichten in der entsprechenden Sprache zu Gemüte führen werden, als Menschen, denen diese Motivation fehlt. 44 Befragte (18,2 %) gaben durch ihre Antwort auf diese Frage an, häufig

deutschsprachige Bücher bzw. Zeitungen zu lesen oder sich deutschsprachige Filme bzw. Nachrichten anzuschauen. 64 Personen (41,0 %) tun dies den Umfrageergebnissen zufolge manchmal, 31 Personen (19,9 %) selten und 17 Personen (10,9 %) nie. Mehr als zwei Drittel der Befragten machen also zumindest ab und zu von deutschsprachigen Medien Gebrauch, um dadurch – so jedenfalls die Annahme – ihre Deutschkenntnisse zu verbessern.

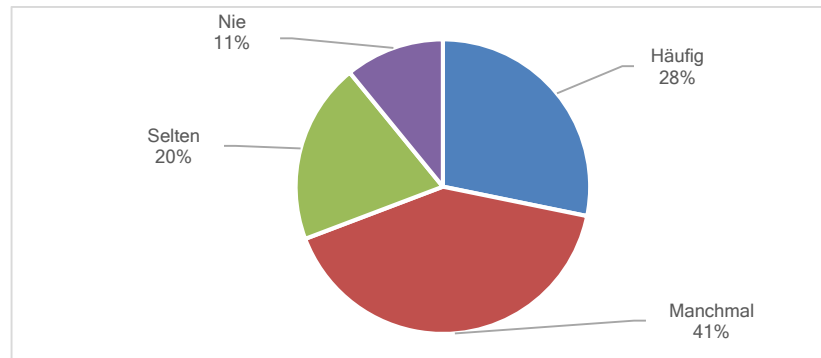


Abbildung 27: Gebrauch deutschsprachiger Medien

C) Wie sehr treffen folgende Aussagen für Sie persönlich zu?

1 = trifft sehr zu, 2 = trifft eher zu, 3 = weder/noch, 4 = trifft weniger zu, 5 = trifft gar nicht zu

28.) Zu Beginn meines Aufenthaltes in Österreich fühlte ich mich unwohl, weil ich die deutsche Sprache zu wenig beherrschte.

☐ ☐ ☐ ☐ ☐
 Trifft sehr zu Trifft eher zu Weder noch Trifft weniger zu Trifft gar nicht zu
 (n = 156)

Diese Aussage traf für 36 TeilnehmerInnen (23,1 %) sehr zu und für 37 TeilnehmerInnen (23,7 %) eher zu. 35 Befragte (22,4 %) fühlten sich zu Beginn ihres Aufenthaltes aufgrund mangelnder Deutschkenntnisse zwar nicht unwohl, jedoch auch nicht komplett wohl und empfanden diese Aussage als ‚weder noch‘ zutreffend.

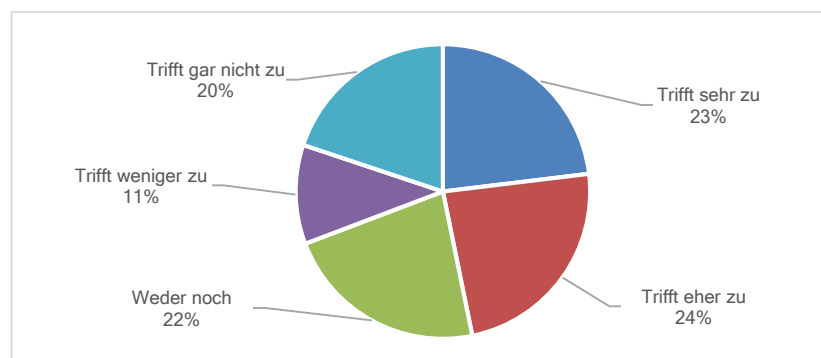


Abbildung 28: Unwohlsein aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse

Von jenen 17 Personen (10,9 %), die die Kategorie ‚trifft weniger zu‘ auswählten, und weiteren 31 Personen (19,9 %), denen die Antwortkategorie ‚trifft gar nicht zu‘ am passendsten erschien, konnte dieses Erlebnis nicht bestätigt werden. Insgesamt ergibt sich dadurch ein arithmetisches Mittel von 2,8. Es wäre jedoch selbstverständlich verfehlt zu behaupten, diese Aussage treffe auf die Mehrheit der befragten SpanierInnen weder zu noch nicht zu.

29.) Zu Beginn meines Aufenthaltes in Österreich fühlte ich mich unwohl, weil ich meine Heimat, Familie und Freunde vermisste.

☐ ☐ ☐ ☐ ☐
 Trifft sehr zu Trifft eher zu Weder noch Trifft weniger zu Trifft gar nicht zu
 (n = 156)

Hier fiel die Verteilung auf die einzelnen Antwortkategorien sehr gleichmäßig aus. 67 Befragte fühlten sich zu Beginn ihres Auslandsaufenthaltes unwohl, weil sie ihre Heimat, Familie und Freunde vermissten. Von diesen gaben 31 Personen (19,9 %) an, die Aussage treffe auf sie sehr zu und 36 Personen (23,1 %), sie treffe eher zu. 29 TeilnehmerInnen (18,6 %) fühlten sich durch das plötzliche Fehlen der gewohnten Umgebung etwas unwohl, jedoch nicht in gewaltigem Ausmaß und entschieden sich für die mittlere Kategorie. Von jenen, die sich laut eigenen Angaben nicht unwohl fühlten, weil sie ihre Freunde und Familie entweder weniger vermissten oder das Vermissen der Heimat weniger Einfluss auf deren Stimmung und Gefühlswelt hatte, empfanden 31 Personen (19,9 %) die Aussage als weniger zutreffend und 29 Personen (18,6 %) als gar nicht zutreffend. Der Mittelwert liegt hier bei 2,9. Es lässt sich zusammenfassend sagen, dass sich jeweils ungefähr die Hälfte aller befragten SpanierInnen sowohl hinsichtlich ihrer Sprachkenntnisse als auch hinsichtlich des Lebens außerhalb der vertrauten Umgebung während der Anfangsphase in Österreich wohl bzw. unwohl fühlten.

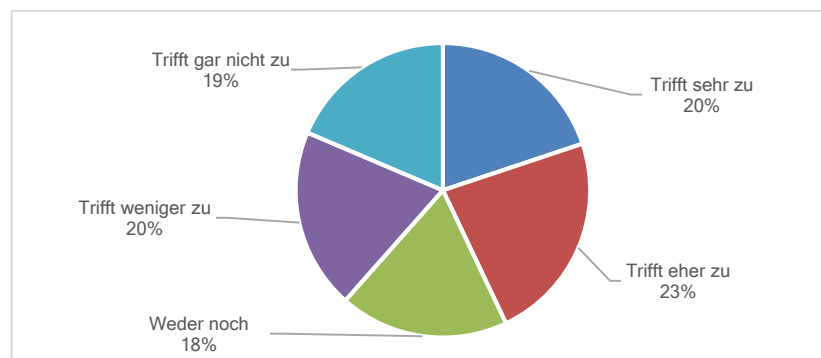


Abbildung 29: Unwohlsein durch das Fehlen der vertrauten Umgebung

30.) Zu Beginn meines Aufenthaltes in Österreich fühlte ich mich unwohl, weil die österreichische Kultur auf mich sehr befremdend wirkte.

☐ ☐ ☐ ☐ ☐
Trifft sehr zu Trifft eher zu Weder noch Trifft weniger zu Trifft gar nicht zu
(n = 155)

Etwas anders als bei den vorigen beiden Aussagen sieht die Verteilung hier aus. Diese Aussage wurde nur noch von acht Befragten (5,2 %) als sehr zutreffend, jedoch von 20 Personen (12,9 %) als eher zutreffend empfunden. Auf 39 SpanierInnen (25,2 %) wirkte die österreichische Kultur zu Beginn ihres Aufenthaltes weder komplett befremdend noch überhaupt nicht befremdend. An dieser Stelle muss die Vermutung angestellt werden, dass viele TeilnehmerInnen die mittlere Kategorie ‚weder noch‘ als neutrale Kategorie auffassten und tendenziell auswählten, wenn keines der beiden Extreme klar auf sie zutraf. Knapp über ein Viertel der Befragten, nämlich 42 Personen (27,1 %), betrachteten diese Aussage als weniger zutreffend und 46 Personen (29,7 %) als gar nicht zutreffend. Die Berechnung des arithmetischen Mittels ergibt einen Wert von 3,6 und zeigt, dass die österreichische Kultur auf den Großteil der befragten SpanierInnen verglichen mit ihrer Heimatkultur nicht sonderlich befremdend wirkte.

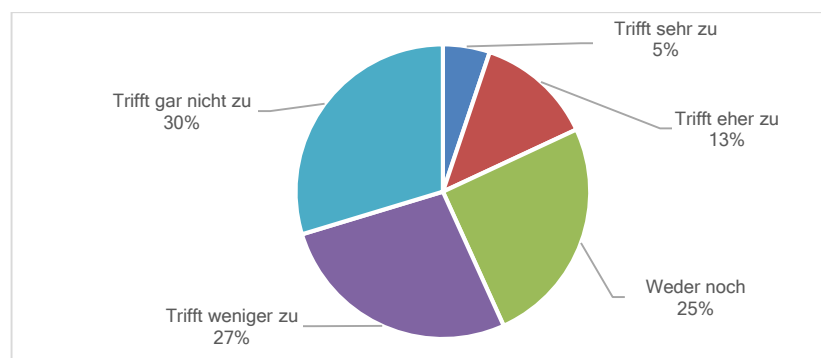


Abbildung 30: Unwohlsein durch befremdend wirkende Kultur

31.) Den Beginn meines Aufenthaltes in Österreich erlebte ich als sehr positiv und spannend, weil alles neu und aufregend war.

☐ ☐ ☐ ☐ ☐
Trifft sehr zu Trifft eher zu Weder noch Trifft weniger zu Trifft gar nicht zu
(n = 156)

Auch hier liefern die Resultate der Umfrage ein klares Bild. Die Aussage, dass der Beginn des Aufenthaltes in Österreich als sehr positiv erlebt wurde, weil alles neu und aufregend war, empfanden 50 TeilnehmerInnen (32,1 %) als sehr zutreffend, 56 TeilnehmerInnen (35,9 %) als eher zutreffend, 29 Befragte (18,6 %) weder als zutreffend noch als nicht zutreffend, 14 Personen (9,0 %) als weniger zutreffend und nur sieben Personen (4,5 %) als überhaupt nicht

zutreffend. Zwei Drittel der befragten SpanierInnen erlebten den Beginn ihres Auslandsaufenthaltes also als positiv und aufregend, worin sich die in Kapitel 3.2 im Zusammenhang mit dem Phänomen des Kulturschockes besprochene anfängliche Phase der Euphorie klar widerspiegelt. Das Mittelwert liegt hier bei 2,2.

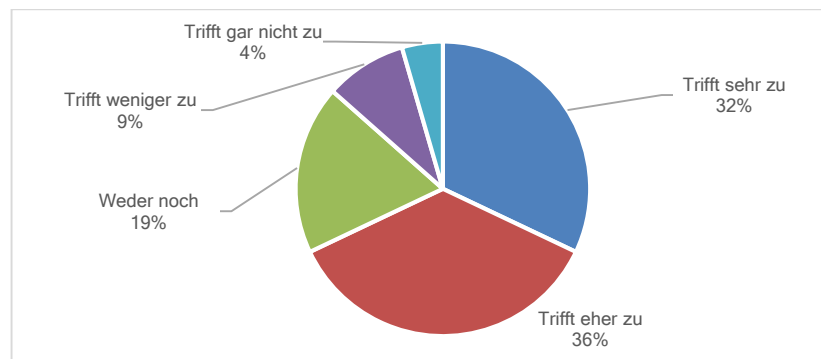


Abbildung 31: Positiv erlebte Anfangsphase

32.) Zwischen der österreichischen und der spanischen Kultur besteht ein großer Unterschied.

☐ Trifft sehr zu
 ☐ Trifft eher zu
 ☐ Weder noch
 ☐ Trifft weniger zu
 ☐ Trifft gar nicht zu
 (n = 156)

Beinahe ein Drittel aller Befragten bestätigte diese Aussage und ist sich daher der Existenz kulturspezifischer Merkmale in irgendeiner Form bewusst. Dabei kann es sich um ausschließlich sichtbare Merkmale handeln, aber auch um jene, die unter der Oberfläche liegen. 31 TeilnehmerInnen (19,9 %) stimmten der Aussage sehr und fast doppelt so viele, nämlich 61 Befragte (39,1 %), eher zu. 43 TeilnehmerInnen (27,6 %) waren der Meinung, zwischen der österreichischen und der spanischen Kultur bestehe kein allzu großer Unterschied.

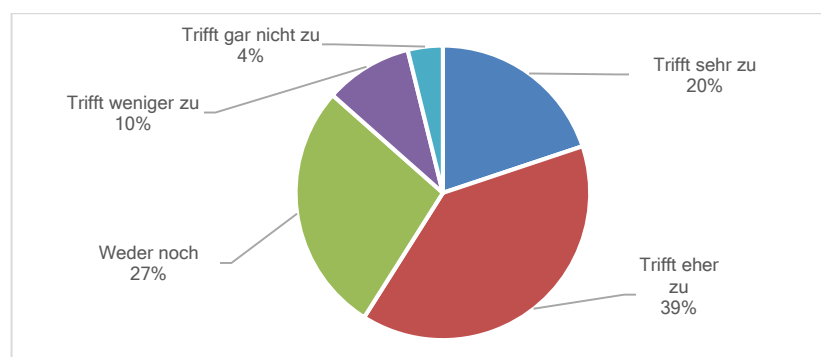


Abbildung 32: Unterschied zwischen österreichischer und spanischer Kultur

Lediglich 19 Personen, von denen 15 (9,6 %) die Aussage als weniger zutreffend und sechs (3,9 %) als gar nicht zutreffend bewerteten, vertraten die Ansicht, dass sich die beiden

Kulturen zu einem hohen Grad voneinander unterscheiden, definitiv nicht. Es ergibt sich in diesem Fall ein arithmetisches Mittel von 2,4.

33.) Die Wertvorstellungen der ÖsterreicherInnen unterscheiden sich sehr von jenen der SpanierInnen.

☐ Trifft sehr zu ☐ Trifft eher zu ☐ Weder noch ☐ Trifft weniger zu ☐ Trifft gar nicht zu
 (n = 156)

Auch hier zeigen die Ergebnisse, dass sich die befragten SpanierInnen im Durchschnitt der Existenz von Unterschieden zwischen der österreichischen und der spanischen Kultur bewusst sind. 31 TeilnehmerInnen (19,9 %) vertreten die Ansicht, dass sich die Wertvorstellungen der ÖsterreicherInnen sehr und 55 TeilnehmerInnen (35,3 %), dass sich diese eher von jenen der SpanierInnen unterscheiden. 40 Personen (25,6 %), wählten die Kategorie ‚weder noch‘ und scheinen sich über das Bestehen von Unterschieden hinsichtlich der Wertvorstellungen beider Kulturen nicht im Klaren zu sein. 23 Befragte (14,7 %) sind der Meinung, dass sich die Wertvorstellungen der ÖsterreicherInnen und SpanierInnen weniger voneinander unterscheiden und sieben Befragte (4,5 %), dass in Bezug auf die Wertvorstellungen beider Gruppen von Kulturangehörigen überhaupt kein Unterschied besteht. Der Mittelwert liegt bei 2,5.

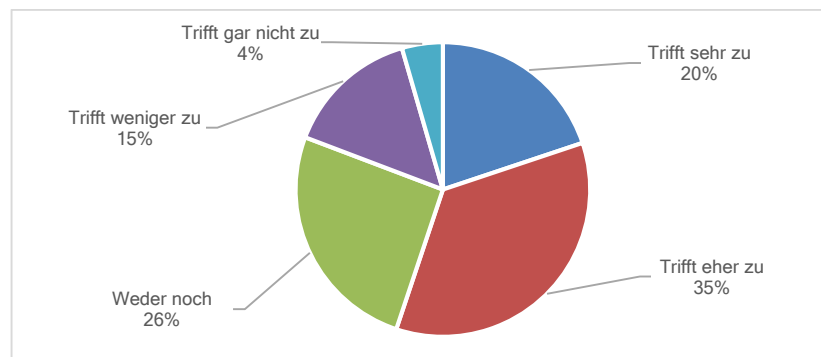


Abbildung 33: Unterschied in den Wertvorstellungen

34.) Die Lebensweise/Mentalität der ÖsterreicherInnen unterscheidet sich sehr von jener der SpanierInnen.

☐ Trifft sehr zu ☐ Trifft eher zu ☐ Weder noch ☐ Trifft weniger zu ☐ Trifft gar nicht zu
 (n = 156)

Eine ähnliche Äußerung wie bereits durch Nummer 32 und 33 wurde den UmfrageteilnehmerInnen mit Nummer 34 vorgelegt. Hinsichtlich der Lebensweise oder Mentalität vertraten die Befragten im Allgemeinen einen etwas klareren Standpunkt. Insgesamt stimmten der Aussage, die Lebensweise bzw. Mentalität der ÖsterreicherInnen unterscheide sich sehr

von jener der SpanierInnen 45 Personen (28,9 %) sehr zu, 61 Personen (39,1 %) eher zu, 28 Befragte (18,0 %) weder zu noch nicht zu, 17 TeilnehmerInnen (10,9 %) weniger zu und fünf TeilnehmerInnen (3,2 %) gar nicht zu. Daraus ergibt sich ein arithmetisches Mittel von 2,2. Knapp über zwei Drittel der Befragten erkennt also einen klaren Unterschied in der Lebensweise und Mentalität der ÖsterreicherInnen und SpanierInnen.

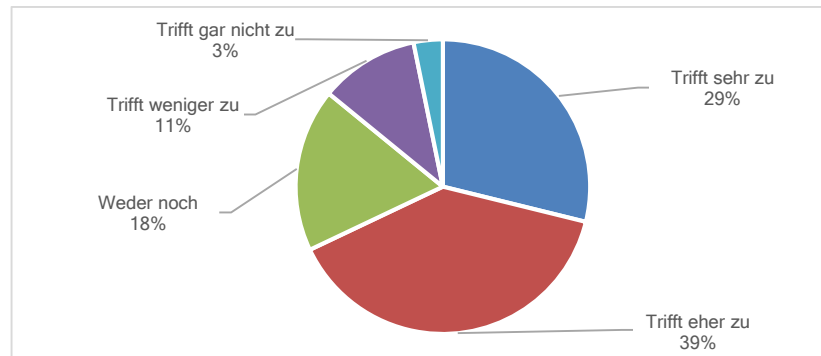


Abbildung 34: Unterschied in der Lebensweise/Mentalität

35.) Ich habe in Österreich sehr schnell Anschluss gefunden und Freundschaften geschlossen (am Arbeitsplatz, im Deutschkurs etc.).

☐ Trifft sehr zu
 ☐ Trifft eher zu
 ☐ Weder noch
 ☐ Trifft weniger zu
 ☐ Trifft gar nicht zu
 (n = 156)

Die Aussage, nach der Ankunft in Österreich sehr schnell Anschluss gefunden und Freundschaften geschlossen zu haben, traf laut eigenen Angaben auf 38 TeilnehmerInnen (24,4 %) sehr zu und auf 61 TeilnehmerInnen (39,1 %) eher zu. 25 SpanierInnen (16,0 %) waren sich darüber unschlüssig und gaben an, sie weder zutreffend noch nicht zutreffend zu empfinden. Die letzten beiden aus insgesamt 32 Befragten bestehenden Gruppen hatten Schwierigkeiten, während ihrer Anfangsphase in Österreich neue Kontakte zu knüpfen. Auf 24 Personen (15,4 %) traf die Aussage, rasch Freundschaften geschlossen zu haben, weniger zu und auf acht Personen (5,1 %) gar nicht zu.

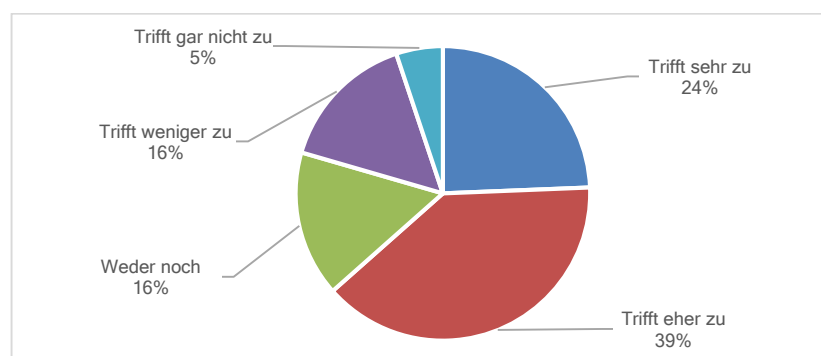


Abbildung 35: Knüpfen von Kontakten in der Anfangsphase

Der Mittelwert beträgt 2,4. Der Großteil der befragten SpanierInnen hatte also keine Schwierigkeiten damit, rasch neue Bekanntschaften zu machen und sich im Ausland ein soziales Netz aufzubauen.

36.) Es ist einfach für mich, ÖsterreicherInnen kennen zu lernen und Freundschaften mit ihnen zu schließen.

☐ ☐ ☐ ☐ ☐
 Trifft sehr zu Trifft eher zu Weder noch Trifft weniger zu Trifft gar nicht zu
 (n = 156)

Nur knapp über ein Viertel der Befragten bezeichnete es als einfach, ÖsterreicherInnen kennen zu lernen und Freundschaften mit ihnen zu schließen. 14 Personen (9,0 %) sagten aus, es sei für sie sehr einfach und 30 Personen (19,2 %), es sei für sie eher einfach, mit ÖsterreicherInnen in Kontakt zu treten. 34 TeilnehmerInnen (21,8 %) wählten die Kategorie ‚Weder noch‘ aus und die Hälfte der Befragten konnte die vorliegende Aussage nicht bestätigen. Von Letzteren gaben 48 Personen (30,8 %) an, es sei für sie weniger einfach, Freundschaften mit ÖsterreicherInnen zu schließen und 30 Personen (19,2 %) sagten aus, dies sei für sie gar nicht einfach. Die Berechnung des Mittelwertes ergibt hier 3,3.

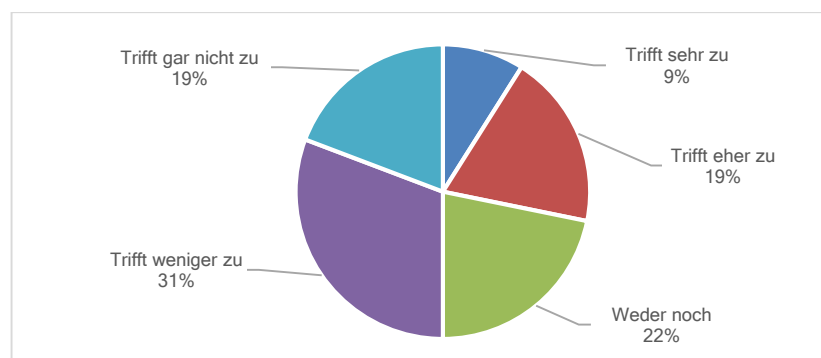


Abbildung 36: Freundschaften mit ÖsterreicherInnen

37.) Ich hätte gerne mehr Kontakt zu ÖsterreicherInnen als ich derzeit habe.

☐ ☐ ☐ ☐ ☐
 Trifft sehr zu Trifft eher zu Weder noch Trifft weniger zu Trifft gar nicht zu
 (n = 155)

In Bezug auf den Kontakt zu Einheimischen liefern die Ergebnisse der Umfrage ein klares Bild. Mehr als die Hälfte der befragten SpanierInnen hat den Wunsch nach vermehrtem Kontakt zu ÖsterreicherInnen. Beinahe ein Drittel der Befragten, nämlich 47 Personen (30,3 %), empfand die Aussage, gerne mehr Kontakt zu ÖsterreicherInnen zu haben, als dies zum Zeitpunkt der Umfrage der Fall war, als sehr zutreffend und 40 Personen (25,8 %) als eher zutreffend. 44 TeilnehmerInnen (28,4 %) drückten durch ihre neutrale Platzierung aus,

dass sie Bekanntschaften mit ÖsterreicherInnen gegenüber offen waren, diese jedoch nicht bewusst suchten. Lediglich 24 Befragte, von denen 16 Personen (10,3 %) mit ‚Trifft weniger zu‘ und acht Personen (5,2 %) mit ‚Trifft gar nicht zu‘ antworteten, waren zum Zeitpunkt der Befragung mit ihrer aktuellen Situation zufrieden und verspürten definitiv nicht das Bedürfnis nach vermehrtem Kontakt zu ÖsterreicherInnen bzw. eventuell sogar eine Abneigung demgegenüber. Das arithmetische Mittel beträgt 2,3. Es zeigt sich also im Vergleich mit Aussage Nummer 36 sowie Frage 11, dass der geringe Kontakt zu ÖsterreicherInnen oftmals gar nicht dem Wunsch der SpanierInnen entspricht. Diese hätten in vielen Fällen sogar gerne mehr ÖsterreicherInnen in ihrem Freundeskreis, doch haben sie sichtlich Schwierigkeiten, mit der einheimischen Bevölkerung in Kontakt zu treten und zu deren Mitgliedern Beziehungen aufzubauen.

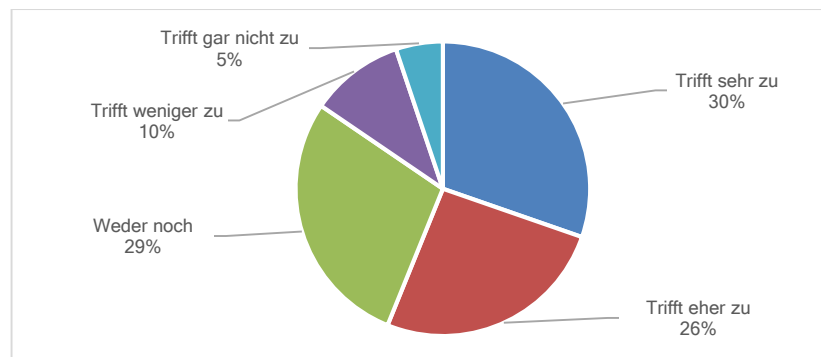


Abbildung 37: Wunsch nach vermehrtem Kontakt zu ÖsterreicherInnen

38.) Im Allgemeinen sind ÖsterreicherInnen ebenso offene Menschen wie SpanierInnen.

☐ Trifft sehr zu
 ☐ Trifft eher zu
 ☐ Weder noch
 ☐ Trifft weniger zu
 ☐ Trifft gar nicht zu
 (n = 156)

Die Umfrageergebnisse liefern Hinweise dafür, woran die Kontaktaufnahme zwischen Angehörigen der spanischen und der österreichischen Kultur sowie das rasche Schließen von Freundschaften scheitern könnten. Lediglich sieben SpanierInnen (4,5 %), die hier die Kategorie ‚Trifft sehr zu‘ sowie weitere 15 Befragte (9,6 %), die die Kategorie ‚Trifft eher zu‘ wählten, empfinden die ÖsterreicherInnen im Allgemeinen als offene Menschen. 26 Personen (16,7 %) sind sich nicht im Klaren darüber, ob die österreichische Bevölkerung ebenso offen ist wie die spanische, sehen diesbezüglich aber anscheinend keine offensichtlichen Unterschiede. Knapp über zwei Drittel, also ein beachtlicher Anteil der Befragten, ist der Meinung, ÖsterreicherInnen seien weniger offen als SpanierInnen. Von jenen TeilnehmerInnen, die die Aussage, ÖsterreicherInnen seien ebenso offen wie SpanierInnen, nicht bestätigen konnten, gaben 56 Personen (35,9 %) an, diese treffe weniger zu und 52 Personen (33,3 %), also immer noch ein ganzes Drittel, sie treffe gar nicht zu. Der Mittelwert liegt bei 3,8, was deutlich zeigt, welche Meinung vom Großteil der befragten SpanierInnen vertreten wird.

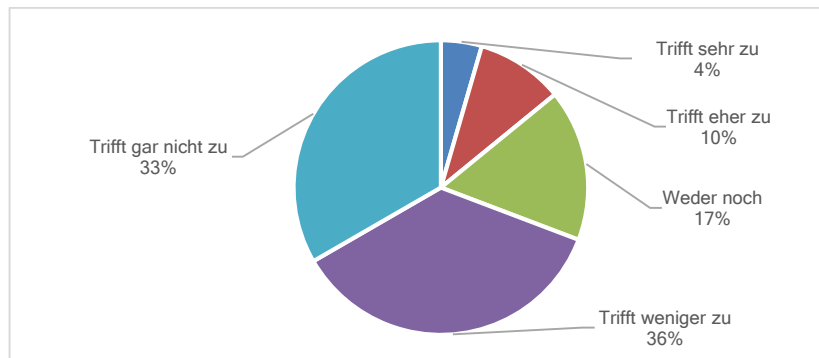


Abbildung 38: ÖsterreicherInnen sind ebenso offen wie SpanierInnen

39.) Im Allgemeinen sind die ÖsterreicherInnen sehr freundlich.

☐ Trifft sehr zu
 ☐ Trifft eher zu
 ☐ Weder noch
 ☐ Trifft weniger zu
 ☐ Trifft gar nicht zu
 (n = 155)

Anders sieht die Verteilung aus, wenn es um die Freundlichkeit der ÖsterreicherInnen geht. Die Aussage, ÖsterreicherInnen seien im Allgemeinen sehr freundlich wurde von 31 Personen (20,0 %) als zutreffend, von 65 Personen (41,9 %) als eher zutreffend, von 40 Befragten (25,8 %) als weder zutreffend noch nicht zutreffend, von 16 TeilnehmerInnen (10,3 %) als weniger zutreffend und von nur drei TeilnehmerInnen (1,9 %) als gar nicht zutreffend erachtet. Daraus ergibt sich ein arithmetisches Mittel von 2,3. Der Großteil der Befragten empfindet die ÖsterreicherInnen also als weniger offene, jedoch freundliche Menschen.

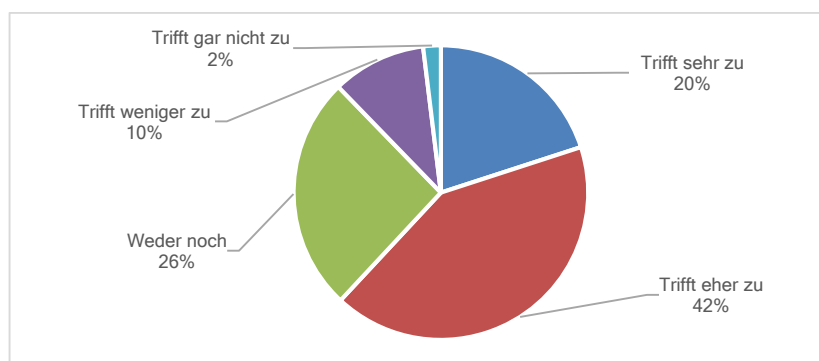


Abbildung 39: ÖsterreicherInnen sind sehr freundlich

40.) Ich empfinde die ÖsterreicherInnen im Allgemeinen als sehr hilfsbereit.

☐ Trifft sehr zu
 ☐ Trifft eher zu
 ☐ Weder noch
 ☐ Trifft weniger zu
 ☐ Trifft gar nicht zu
 (n = 156)

27 Befragte (17,3 %) gaben an, die ÖsterreicherInnen im Allgemeine als sehr hilfsbereit und 55 Personen (35,3 %), diese als eher hilfsbereit zu empfinden. Auf ebenfalls 55 Befragte

(35,3 %) wirkt die österreichische Bevölkerung weder übermäßig noch überhaupt nicht, sondern durchschnittlich hilfsbereit. 14 Personen (9,0 %) betrachten die österreichischen Landsleute als weniger hilfsbereit und fünf Personen (3,2 %) als gar nicht hilfsbereit. Der Mittelwert beträgt in diesem Fall 2,5.

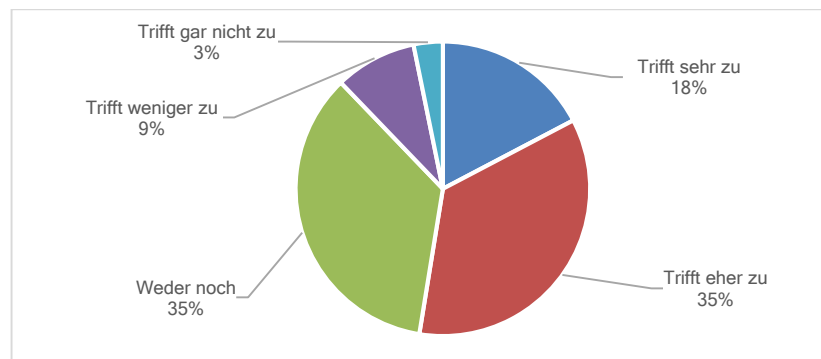


Abbildung 40: ÖsterreicherInnen sind sehr hilfsbereit

41.) Ich vermissе viele Dinge aus Spanien (z.B. Lebensmittel) und wünschte, es gäbe sie auch hier in Österreich.

☐ Trifft sehr zu
 ☐ Trifft eher zu
 ☐ Weder noch
 ☐ Trifft weniger zu
 ☐ Trifft gar nicht zu
 (n = 155)

Es sollte ermittelt werden, ob in Österreich lebende SpanierInnen grundsätzlich gewohnte Produkte aus ihrer Heimat vermissen oder fehlende Produkte einfach durch andere, hierzulande erhältliche ersetzen und somit nach ersteren kein all zu großes Verlangen verspürten. Auch gibt das Vermissen von Produkten aus der Heimat Aufschluss auf das Vermissen der Heimat mitsamt vertrauter Umgebung und vertrauter Personen im Allgemeinen.

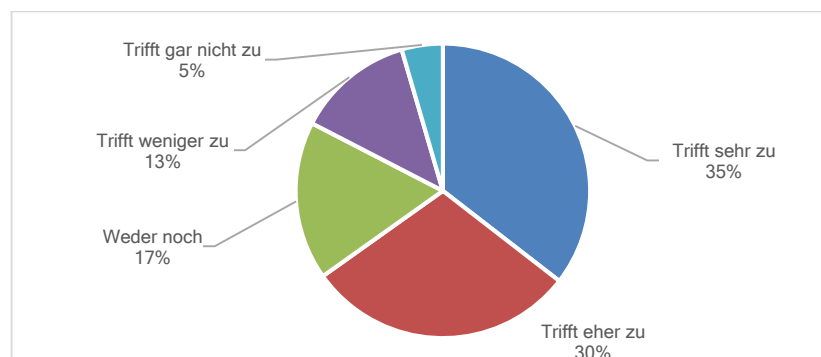


Abbildung 41: Vermissen gewohnter Produkte in Österreich

Überraschenderweise gaben fast zwei Drittel aller TeilnehmerInnen an, viele Dinge aus Spanien zu vermissen und gerne die Möglichkeit zu haben, diese auch in Österreich erwerben

zu können. Die Aussage, viele Dinge aus Spanien zu vermissen, traf auf 55 Personen (35,5 %) sehr und auf 46 Personen (29,7 %) eher zu. 27 Befragte (17,4 %) entschieden sich für die neutrale Kategorie ‚Weder noch‘, während 20 TeilnehmerInnen (12,9 %) bekanntgaben, dass die vorliegende Aussage auf sie weniger zutreffe und sieben Personen (4,5 %) aussagten, dass diese gar nicht auf sie zutreffe. Das arithmetische Mittel liegt somit bei 2,2.

42.) Ich habe an mir bemerkt, dass ich gewisse Denk- oder Verhaltensweisen der ÖsterreicherInnen mit der Zeit selbst angenommen habe.

☐ ☐ ☐ ☐ ☐
 Trifft sehr zu Trifft eher zu Weder noch Trifft weniger zu Trifft gar nicht zu
 (n = 156)

Beinahe drei Viertel aller Befragten sagten über sich selbst, bestimmte für die österreichische Kultur typische Denk- oder Verhaltensweisen im Laufe ihres Aufenthaltes angenommen zu haben. Die Aussage, dies getan zu haben, wurde von 49 Personen (31,4 %) als sehr zutreffend, von 66 Personen (42,3 %) als eher zutreffend, von 24 TeilnehmerInnen (15,4 %) als weder zutreffend noch nicht zutreffend, von 13 Befragten (8,3 %) als weniger zutreffend und von vier Befragten (2,6 %) als gar nicht zutreffend bezeichnet. Nur knapp über 10 % der befragten SpanierInnen behaupteten also, österreichische Denk- oder Verhaltensweise kaum bis gar nicht angenommen zu haben. Der Großteil hat sich hingegen während des Auslandsaufenthaltes bestimmte Aspekte der österreichischen Kultur zu eigen gemacht und dadurch das kulturelle Weltbild erweitert. Die Berechnung des Mittelwertes ergibt hier 2,1.

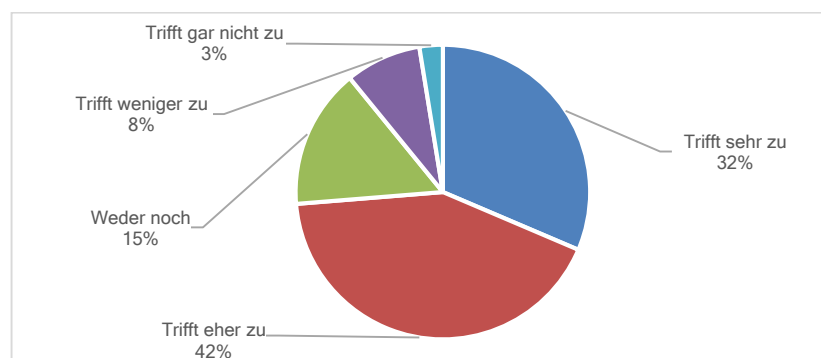


Abbildung 42: Annahme österreichischer Denk- oder Verhaltensweisen

43.) Ich habe mich in Spanien durch das Lesen von Büchern, Internetrecherche oder den Besuch von (Sprach)Kursen selbst intensiv auf den Aufenthalt in Österreich vorbereitet.

☐ ☐ ☐ ☐ ☐
 Trifft sehr zu Trifft eher zu Weder noch Trifft weniger zu Trifft gar nicht zu
 (n = 156)

Es sollte dadurch untersucht werden, wie intensiv sich die befragten SpanierInnen selbst auf den Aufenthalt in Österreich vorbereitet hatten. Nur zehn Personen (6,4 %) gaben durch die Auswahl der Kategorie ‚Triff sehr zu‘ an, sich durch das Lesen von Büchern, Internetrecherche oder den Besuch von (Sprach)Kursen wirklich intensiv auf den bevorstehenden Auslandsaufenthalt vorbereitet zu haben. 24 weitere TeilnehmerInnen (15,4 %) drückten durch die Auswahl der Kategorie ‚Triff eher zu‘, dies zwar nicht mehr ganz so intensiv, aber dennoch getan zu haben. Jene 37 Personen (23,7 %), die hier mit ‚Weder noch‘ antworteten, konnten definitiv nicht mehr von intensiver Vorbereitung sprechen, hatten aber anscheinend auch nicht das Gefühl, sich in keiner Weise vorbereitet zu haben. Deutlich weniger hatten sich jene 34 TeilnehmerInnen (21,8 %) vorbereitet, die angaben, die vorliegende Aussage sei für sie weniger zutreffend und ein Drittel aller Befragten, nämlich 51 Personen (32,7 %), hatte sich laut eigenen Angaben kaum bis überhaupt nicht auf den bevorstehenden Auslandsaufenthalt vorbereitet. Daraus ergibt sich ein arithmetischer Mittelwert von 3,6. Intensive Vorbereitung erachteten also weniger als ein Viertel der befragten SpanierInnen als wichtig.

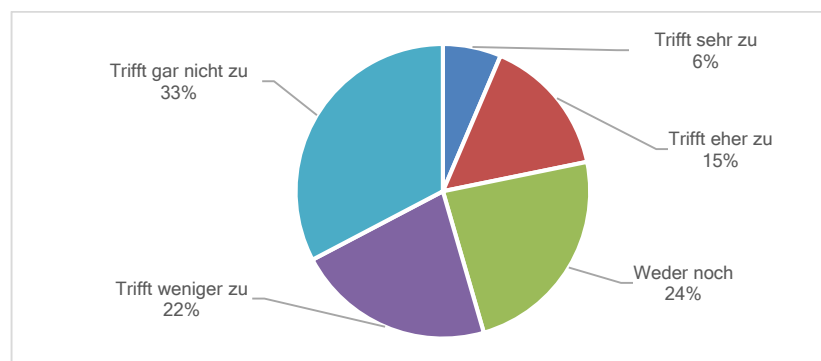


Abbildung 43: Vorbereitung auf den Aufenthalt in Österreich

44.) Ich finde es wichtig, sich an die Kultur, in der man während eines längeren Auslandsaufenthaltes lebt, anzupassen.

☐ ☐ ☐ ☐ ☐
 Triff sehr zu Triff eher zu Weder/noch Triff weniger zu Triff gar nicht zu
 (n = 155)

Hinsichtlich der Anpassung an die Kultur des Gastlandes zeigt sich abermals ein sehr klares Bild. Die Aussage, es sei wichtig, sich die Kultur des Landes, in dem man während eines längeren Auslandsaufenthaltes lebt, anzupassen, wurde von 91 Befragten (58,7 %) als sehr zutreffend und von 48 Personen (31,0 %) als eher zutreffend erachtet, also von insgesamt knapp 90 % aller TeilnehmerInnen als wichtig befunden. Sieben Personen (4,5 %) entschieden sich für die neutrale Kategorie ‚Weder noch‘, ebenfalls sieben Personen (4,5 %) fanden es weniger wichtig, sich während eines längeren Auslandsaufenthaltes an die Gastkultur anzupassen und nur zwei Befragte (1,3 %) stimmten der vorliegenden Aussage gar nicht zu. Es ergibt sich hier ein Mittelwert von 1,6.

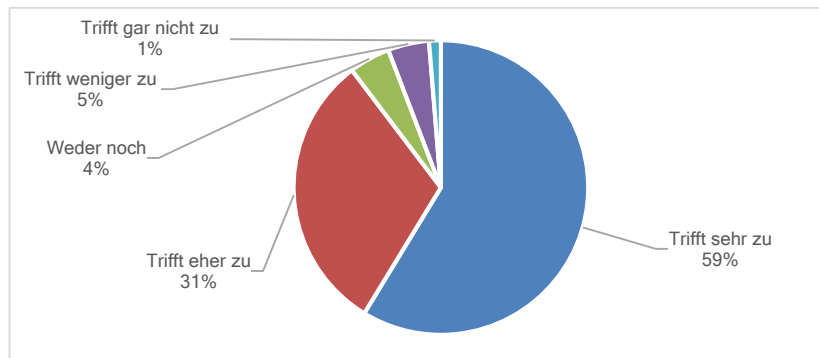


Abbildung 44: Wichtigkeit der Anpassung an die fremde Kultur

45.) Ich finde es wichtig, etwas über die Kultur, in der man während eines Auslandsaufenthaltes lebt, zu lernen.

☐ ☐ ☐ ☐ ☐
 Trifft sehr zu Trifft eher zu Weder noch Trifft weniger zu Trifft gar nicht zu
 (n = 156)

Auch hier vertrat der Großteil der Befragten dieselbe Meinung. Etwas über die Gastkultur des Landes, in dem man während eines Auslandsaufenthaltes lebt, zu lernen, betrachteten 104 Personen (66,7 %), also zwei Drittel aller Befragten, als sehr wichtig, mit 39 Stimmen (25,0 %) ein weiteres Viertel aller TeilnehmerInnen als eher wichtig, sechs Befragte (3,9 %) weder als wichtig noch als unwichtig, fünf Personen (3,2 %) als weniger wichtig und zwei TeilnehmerInnen (1,3 %) als gar nicht wichtig. Das arithmetische Mittel liegt bei 1,5.

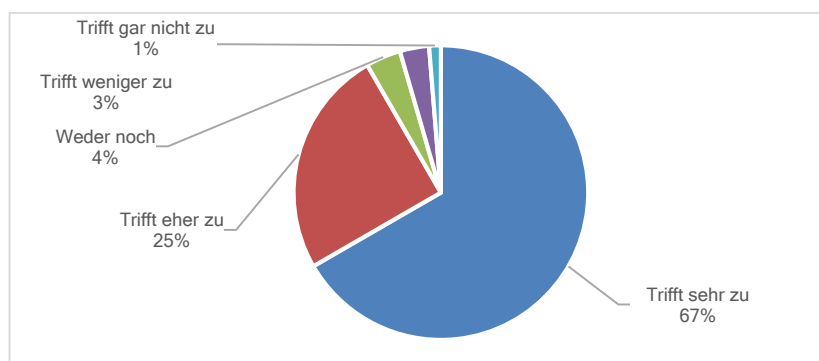


Abbildung 45: Wichtigkeit von Kenntnissen über die fremde Kultur

46.) Ich habe großes Interesse an der österreichischen Kultur.

☐ ☐ ☐ ☐ ☐
 Trifft sehr zu Trifft eher zu Weder noch Trifft weniger zu Trifft gar nicht zu
 (n = 156)

Knapp zwei Drittel der befragten SpanierInnen zeigten persönliches Interesse an der österreichischen Kultur. 37 TeilnehmerInnen (23,7 %) fanden es sehr zutreffend und 60

TeilnehmerInnen (38,5 %) eher zutreffend, von sich selbst zu behaupten, sie hätten großes Interesse an der österreichischen Kultur. 45 Befragte (28,9 %) drückten ihr mäßiges Interesse an der heimischen Kultur durch die Wahl der Kategorie ‚Weder noch‘ aus. Zehn Personen (6,4 %) empfanden es als weniger zutreffend und vier Personen (2,6 %) als überhaupt nicht zutreffend, von großem Interesse ihrerseits an der österreichischen Kultur zu sprechen. Daraus ergibt sich ein Mittelwert von 2,3.

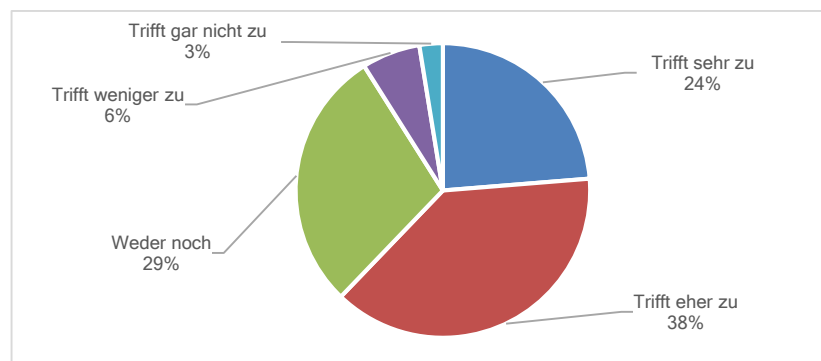


Abbildung 46: Interesse an der österreichischen Kultur

47.) Ich lebe gerne in Österreich.

☐ Trifft sehr zu
 ☐ Trifft eher zu
 ☐ Weder noch
 ☐ Trifft weniger zu
 ☐ Trifft gar nicht zu
 (n = 156)

Beinahe drei Viertel aller TeilnehmerInnen gaben an, gerne in Österreich zu leben, wovon 55 Personen (35,3 %) die Kategorie ‚Trifft sehr zu‘ und 61 Personen (39,1 %) die Kategorie ‚Trifft eher zu‘ auswählten. Für 29 Befragte (18,6 %), die sich hier nicht ganz sicher waren, scheint Österreich jedenfalls nicht den idealen Heimatort darzustellen.

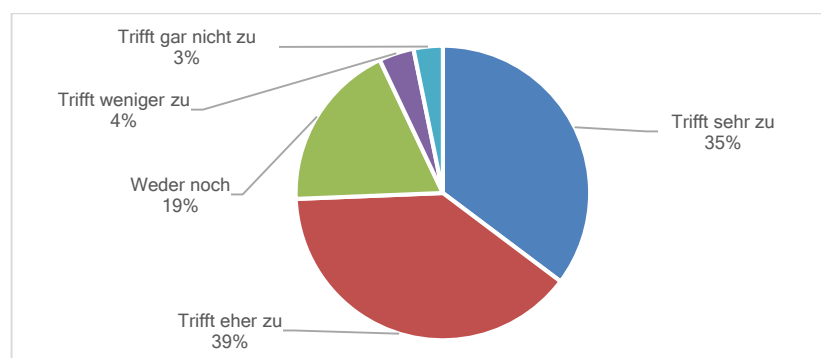


Abbildung 47: "Ich lebe gerne in Österreich."

Sechs Befragte (3,9 %) fanden die Aussage, gerne in Österreich zu leben, auf sich selbst weniger zutreffend und fünf Befragte (3,2 %) gar nicht zutreffend, was insgesamt einen Mittelwert von 2,0 ergibt.

48.) Ich habe zum jetzigen Zeitpunkt mehr Interesse an der österreichischen Sprache und Kultur als zu Beginn meines Aufenthaltes.

☐ ☐ ☐ ☐ ☐
Trifft sehr zu Trifft eher zu Weder noch Trifft weniger zu Trifft gar nicht zu
(n = 156)

Das Interesse an der österreichischen Kultur und Sprache verstärkte sich bei mehr als der Hälfte aller Befragten im Laufe des Auslandsaufenthaltes auf natürliche Weise durch die wachsende Beziehung zum Gastland und die Erfahrungen im Umgang mit Angehörigen der Gastkultur. Die vorliegende Aussage wurde von 44 der befragten SpanierInnen (28,2 %) als sehr zutreffend und von 49 (31,4 %) als eher zutreffend bezeichnet. Bei über einem Viertel der Befragten, nämlich 45 Personen (28,9 %) stieg das Interesse an der heimischen Kultur und Sprache mit voranschreitender Aufenthaltsdauer nicht sonderlich an, bei 14 Befragten (9,0 %) war dies weniger und bei vier Befragten (2,6 %) gar nicht der Fall. Dies zeigt, dass ein Auslandsaufenthalt nicht zwingermaßen mit einer Zunahme des Interesses an der entsprechenden Gastkultur und deren Sprache einhergeht, doch wird die Entwicklung eines solchen Interesses durch das Leben in der Fremde sicherlich gefördert. Der Mittelwert liegt hier bei 2,3.

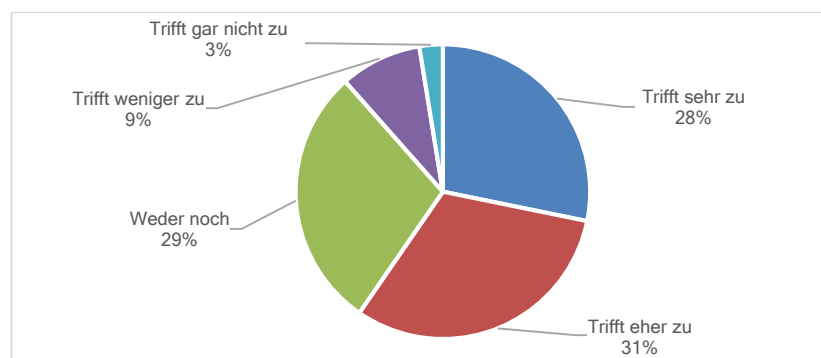


Abbildung 48: Steigerung des Interesses an der österr. Kultur und Sprache

49.) Ich fühle mich durch meine Erfahrungen im Ausland selbstbewusster als zuvor.

☐ ☐ ☐ ☐ ☐
Trifft sehr zu Trifft eher zu Weder noch Trifft weniger zu Trifft gar nicht zu
(n = 156)

Die Ergebnisse der Umfrage machen deutlich, dass sich Auslandsaufenthalte positiv auf das Selbstbewusstsein der betreffenden Personen auswirken und decken sich daher mit den diesbezüglich in Kapitel 3.4 gemachten Erläuterungen. 71 Befragte (45,5 %) empfanden die Aussage, sich durch die im Ausland gemachten Erfahrungen selbstbewusster zu fühlen als zuvor als auf sich selbst sehr zutreffend und 51 Befragte (32,7 %) als auf sich selbst eher zutreffend. 23 Personen (14,7 %) waren sich nicht sicher, ob der Aufenthalt in Österreich

Auswirkungen auf ihr Selbstwertgefühl hatte. Lediglich sechs TeilnehmerInnen (3,9 %) gaben an, dass ihr Grad an Selbstsicherheit durch den Auslandsaufenthalt weniger und fünf Personen (3,2 %), dass dieser dadurch gar nicht beeinflusst wurde. Die Berechnung des arithmetischen Mittels ergibt hierfür 1,9.

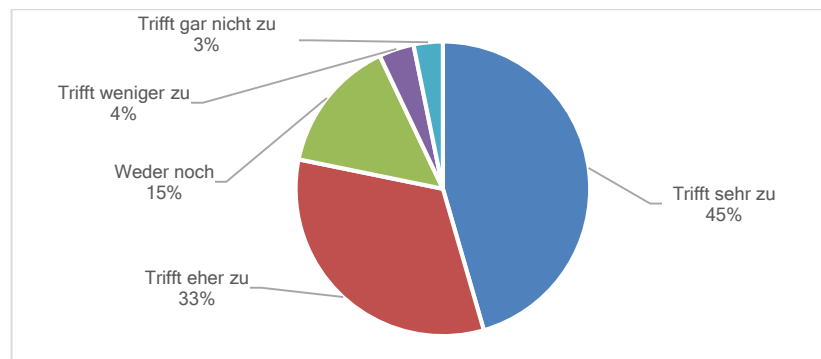


Abbildung 49: Zunahme des Selbstbewusstseins durch den Auslandsaufenthalt

50.) Durch meinen Aufenthalt in Österreich schätze ich meine eigene Kultur viel mehr als zuvor.

☐ Trifft sehr zu
 ☐ Trifft eher zu
 ☐ Weder noch
 ☐ Trifft weniger zu
 ☐ Trifft gar nicht zu
 (n = 156)

Erwartungsgemäß sagte die Mehrheit der Befragten aus, durch den Aufenthalt im Ausland die eigene Kultur viel mehr zu schätzen als zuvor.

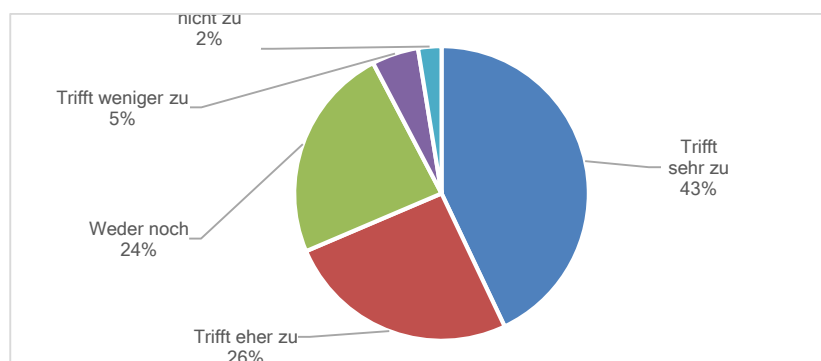


Abbildung 50: Vermehrtes Schätzen der eigenen Kultur

Die vorliegende Aussage wurde von 67 TeilnehmerInnen (43,0 %) als sehr zutreffend, von 40 TeilnehmerInnen (25,6 %) als eher zutreffend, von 37 Personen (23,7 %) als weder zutreffend noch nicht zutreffend, von acht Befragten (5,1 %) als weniger zutreffend und von vier Befragten (2,6 %) als gar nicht zutreffend befunden. Der Mittelwert liegt dadurch bei 2,0.

D) Persönliche Angaben

Geschlecht

☐ männlich

☐ weiblich

(n = 153)

An der im Rahmen dieser Masterarbeit durchgeführten Umfrage nahmen ungefähr gleich viele männliche wie weibliche Personen teil. Unter den insgesamt 153 Befragten, die im letzten Teil des Fragebogens, der zur Erhebung persönlicher Daten diente, Angaben zu ihrem Geschlecht machten, befanden sich 78 Spanier (51,0 %) und 75 Spanierinnen (49,0 %).

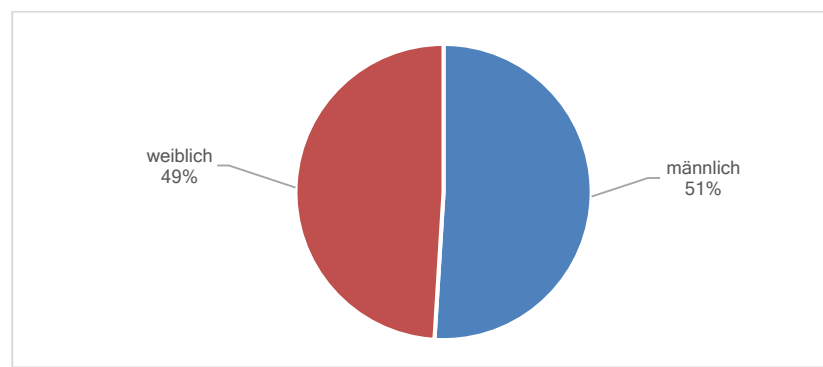


Abbildung 51: Geschlechterverteilung

Alter

☐ <20

☐ 21-25

☐ 26-30

☐ 31-35

☐ 36-40

☐ 41-50

☐ 51-60

☐ >61

(n = 155)

Knapp mehr als die Hälfte aller TeilnehmerInnen war zum Zeitpunkt der Befragung zwischen 21 und 30 Jahren alt und beinahe drei Viertel der befragten SpanierInnen waren jünger als 36. Im Detail setzten sich die einzelnen Altersgruppen folgendermaßen zusammen. Drei Personen (1,9 %) waren jünger als 20 Jahre, 33 Personen (21,3 %) zwischen 21 und 25 und 50 Personen (32,3 %), also fast ein Drittel aller Befragten, zwischen 26 und 30 Jahren alt. Die Gruppe jener TeilnehmerInnen zwischen 31 und 35 Jahren bestand aus 28 Personen (18,1 %), die der 36- bis 40-Jährigen aus 20 Personen (12,9 %) und die der SpanierInnen zwischen 41 und 50 Jahren aus 17 Personen (11,0 %). Lediglich drei Befragte (1,9 %) waren zwischen 51 und 60 Jahren alt und nur eine einzige Person (0,6 %) älter als 60. Es zeigt sich also, dass ältere SpanierInnen deutlich seltener vertreten waren als jüngere. Dies kann zum einen daran liegen, dass jüngere SpanierInnen, die nebenbei bemerkt auch am stärksten von der in Spanien herrschenden hohen Arbeitslosigkeit betroffen sind, eher dazu neigen, das Heimatland zu verlassen als ältere Personen, die ihr gesamtes Leben in Spanien verbracht haben. Zum

anderen werden diverse Social-Media-Seiten im Allgemeinen von jüngeren Personen viel häufiger genutzt als von älteren Menschen, weshalb der hier eingesetzte Fragebogen erstere Gruppe vermehrt erreichte.

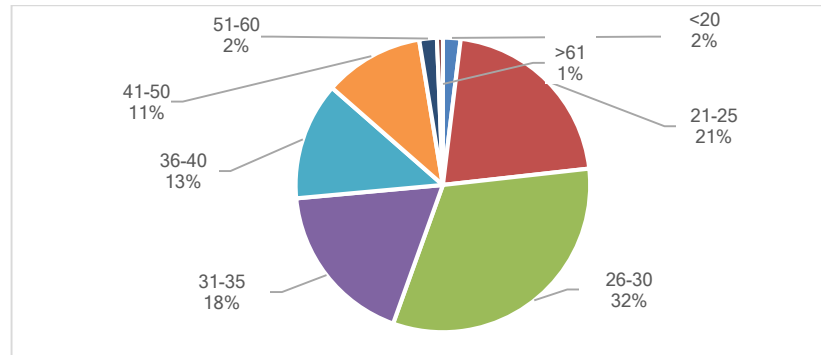


Abbildung 52: Altersverteilung

Nationalität

(n = 155)

Bei 151 (97,4 %) der 155 Befragten, die Angaben zu ihrer Nationalität machten, handelte es sich um spanische StaatsbürgerInnen. Unter diesen befanden sich drei TeilnehmerInnen mit doppelter Staatsbürgerschaft. Eine Person gab an, zusätzlich argentinischer Nationalität zu sein und zwei Personen, neben der spanischen auch die österreichische Staatsbürgerschaft zu besitzen. Die vier übrigen Befragten (2,6 %) waren österreichischer, britischer, rumänischer bzw. ungarischer Nationalität. Jene Person mit britischer Staatsangehörigkeit fügte als Bemerkung hinzu, dass sie ab dem dritten Lebensjahr in Spanien wohnte und somit dort aufwuchs.

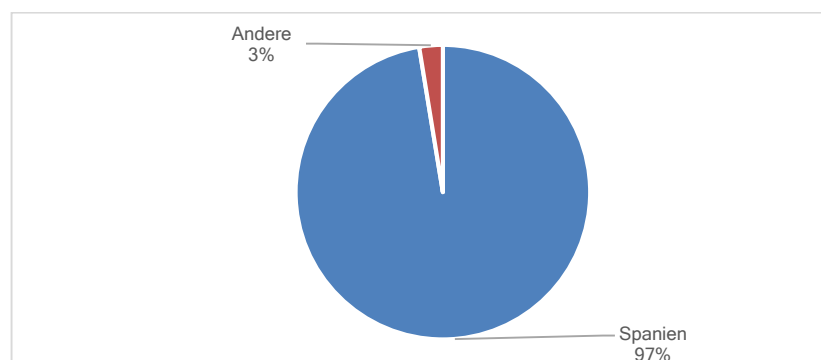


Abbildung 53: Nationalität

Beziehungsstatus

- ☐ Single
- ☐ In einer Beziehung
- ☐ Verheiratet

☐ Geschieden

☐ Verwitwet

(n = 156)

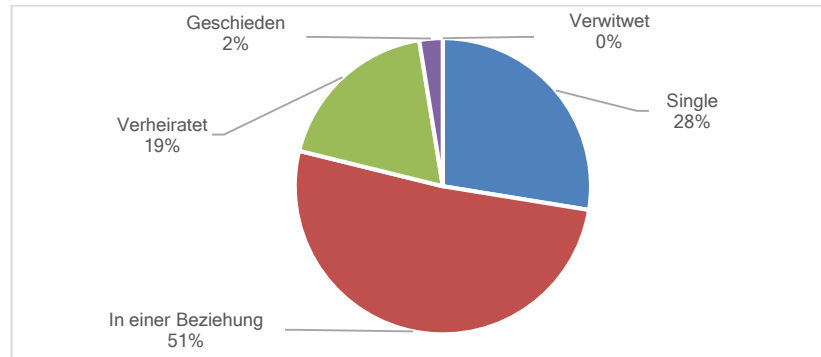


Abbildung 54: Beziehungsstatus

Mit insgesamt 43 Personen (27,6 %) war knapp über ein Viertel der TeilnehmerInnen zum Zeitpunkt der Befragung single, also ohne PartnerIn. Etwas mehr als die Hälfte der befragten SpanierInnen, nämlich 80 Personen (51,3 %), gaben an, sich in einer Beziehung zu befinden und 29 Befragte (18,6 %) waren den Umfrageergebnissen zufolge verheiratet. Vier Personen (2,6 %) waren geschieden und niemand verwitwet.

Haben Sie Kinder?

☐ Ja

☐ Nein

(n = 156)

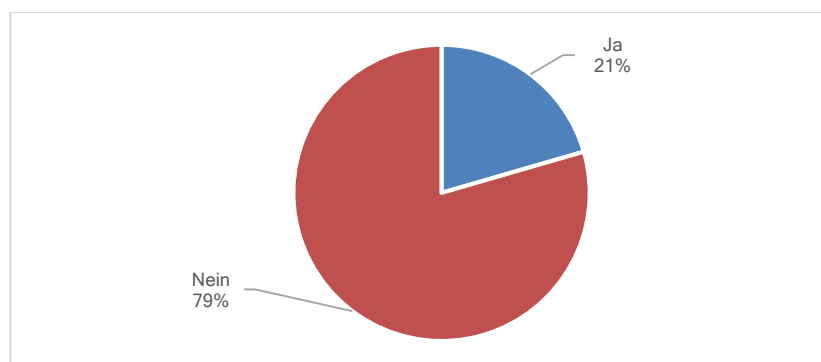


Abbildung 55: "Haben Sie Kinder?"

Von den insgesamt 156 Befragten haben 32 Personen (20,5 %) Kinder und 124 Personen (79,5 %) keine Kinder.

Höchste abgeschlossene Ausbildung

- ☐ Kein Schulabschluss
- ☐ Pflichtschulabschluss
- ☐ Matura
- ☐ BA (oder Äquivalent)
- ☐ MA (oder Äquivalent)
- ☐ PhD (oder Äquivalent)
- ☐ Sonstiges: _____

(n = 155)

Auffällig ist hier, dass über drei Viertel der Befragten über einen Universitätsabschluss verfügen, was bestätigt, dass Expatriates großteils der mittleren bis oberen Bildungsschicht angehören (siehe Kapitel 3.1). Es muss an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, dass hier der Einfachheit und besseren Verständlichkeit halber die in Österreich gebräuchlichen Ausdrücke verwendet werden. 64 Befragte (41,3 %) gaben an, einen Bachelorabschluss (oder anderen äquivalenten Abschluss) und 51 Befragte (32,9 %), einen Masterabschluss (oder anderen äquivalenten Abschluss) zu haben. Zwölf Personen (7,7 %) haben den Ergebnissen der Umfrage zufolge sogar ein Doktorat abgeschlossen. Für ebenso viele, nämlich zwölf Personen (7,7 %), endete die höchste abgeschlossene Ausbildung mit der Matura und nur sieben Personen (4,5 %) verfügen lediglich über einen Pflichtschulabschluss. Eine Person (0,6 %) gab an, keinen Schulabschluss zu haben und acht Befragte (5,2 %) nutzten das Zusatzfeld für alternative Angaben, wovon die angeführten Abschlüsse vierer Personen jedoch einem Universitätsabschluss entsprechen. Die übrigen vier Personen, die vom Zusatzfeld Gebrauch machten, gaben an, über eine mittlere bzw. höhere Berufsausbildung zu verfügen.

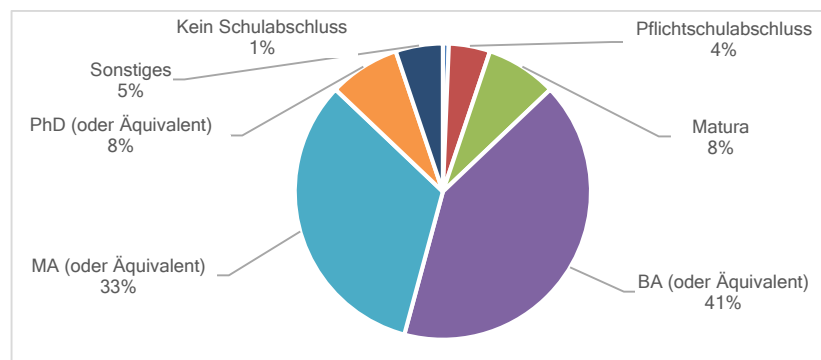


Abbildung 56: Höchste abgeschlossene Ausbildung

In welcher Stadt lebten Sie vor Ihrem Aufenthalt in Österreich?

(n = 153)

Durch diese Frage sollte herausgefunden werden, ob der Großteil der in Österreich lebenden SpanierInnen vor dem aktuellen Auslandsaufenthalt zuhause in Spanien oder bereits anderswo im Ausland lebte. Betrachtet man die Ergebnisse der Umfrage, so zeigt sich, dass sich 130 Personen (85,0 %) vor ihrem Österreich-Aufenthalt in Spanien und 23 Personen (15,0 %) außerhalb ihres Heimatlandes befanden. Als Wohnsitze in Spanien wurden am häufigsten die Städte Barcelona, Madrid, Valencia, Málaga, A Coruña, Sevilla, Granada, Murcia und Saragossa angeführt. Dabei wurden die beiden größten Städte Spaniens, Barcelona und Madrid, von jeweils 19 Personen genannt, Valencia von zehn Personen, Málaga von sieben Personen, A Coruña von sechs Personen, Sevilla, Granada und Murcia von jeweils fünf Personen und Saragossa von vier Personen. Von jenen 23 Befragten, die sich vor ihrer Ankunft in Österreich bereits im Ausland befanden, lebten acht Personen in Deutschland. Von den übrigen 15 TeilnehmerInnen wurden Städte folgender Länder angegeben: USA, Libanon, Belgien, Frankreich, Vereinigte Arabische Emirate, Irland, Vereinigtes Königreich, Ungarn, Slowenien, Luxemburg, Mexiko, Schweiz und China.

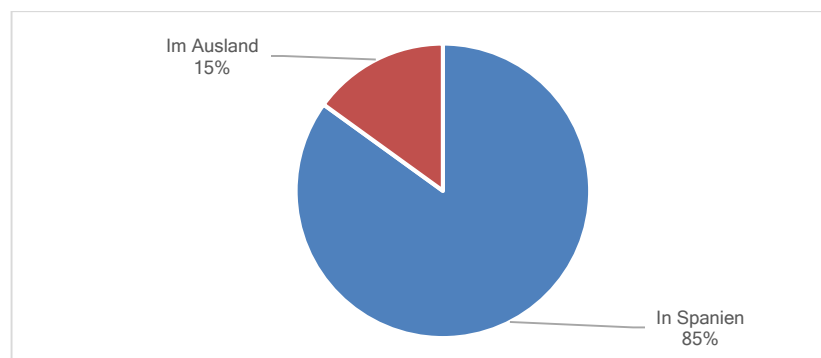


Abbildung 57: Wohnort vor dem Aufenthalt in Österreich

Was ist Ihre derzeitige Beschäftigungssituation?

- ☐ Ich bin zuhause bei den Kindern/in Karenz
- ☐ Angestellte/r
- ☐ UnternehmerIn
- ☐ StudentIn
- ☐ Arbeitslos
- ☐ Sonstiges: _____

(n = 153)

153 SpanierInnen machten Angaben zu ihrer Beschäftigungssituation. Dabei zeigt sich, dass es sich beim Großteil der Befragten, der sich aus 103 Personen (67,3 %) zusammensetzt, um Angestellte handelt. Sieben Personen (4,6 %) waren zum Zeitpunkt der Befragung als

UnternehmerInnen tätig. Weiters befanden sich unter den befragten SpanierInnen 15 StudentInnen (9,8 %), neun Arbeitssuchende (5,9 %) sowie sechs Personen (3,9 %), die gerade in Karenz bzw. zuhause bei den Kindern waren. Von den 13 Befragten (8,5 %), die angaben, sich in einem anderen Beschäftigungsverhältnis zu befinden, waren vier Personen als PraktikantInnen im Einsatz, drei Personen selbstständig, eine Person bereits im Ruhestand, eine Person als DoktorandIn tätig sowie eine Person als Au Pair in Österreich. Die übrigen drei Befragten fallen jeweils in gleichzeitig mehrere der bereits genannten Kategorien.

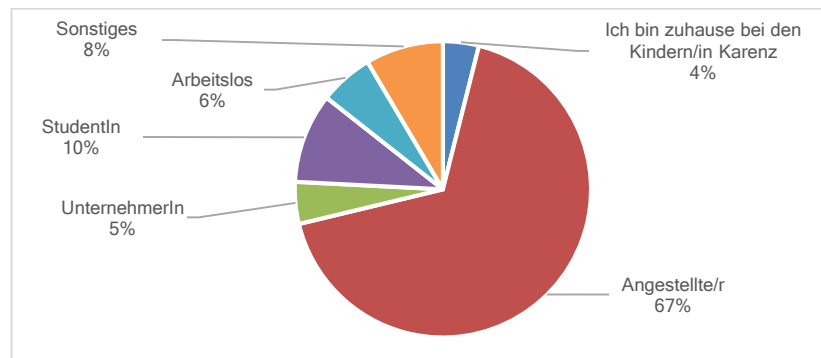


Abbildung 58: Derzeitige Beschäftigungssituation

Möchten Sie nach Ihrem Aufenthalt in Österreich wieder nach Spanien zurückgehen?

- ☐ Ja
- ☐ Nein
- ☐ Ich weiß es nicht

(n = 155)

Die letzte Frage bezog sich auf die Zukunftspläne der UmfrageteilnehmerInnen. Es sollte in Erfahrung gebracht werden, ob die befragten SpanierInnen eher dazu tendierten, nach einem temporären Aufenthalt in Österreich zurück in ihr Heimatland zu gehen oder weiterhin in Österreich bzw. anderswo im Ausland zu bleiben.

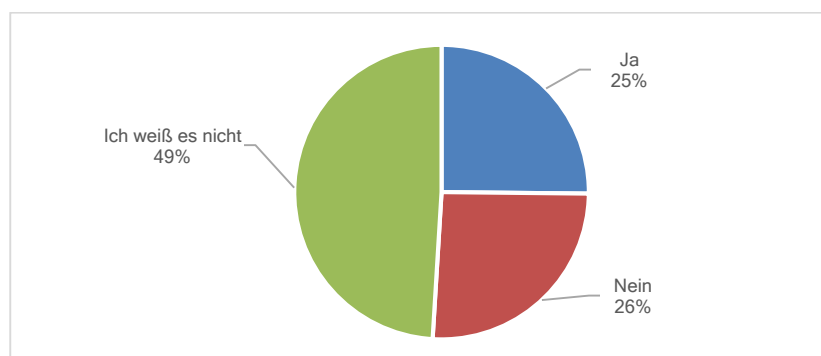


Abbildung 59: „Möchten Sie nach ihrem Österreich-Aufenthalt zurück nach Spanien?“

Ein Viertel der Befragten, nämlich 39 Personen (25,2 %), gab an, nach dem Aufenthalt in Österreich wieder nach Spanien zurückkehren zu wollen. 40 Personen (25,8 %), also fast ebenso viele, haben nicht vor, nach Spanien zurückzugehen. Mit einer Anzahl von 76 Personen (49,0 %) ist sich die Hälfte der TeilnehmerInnen noch nicht im Klaren darüber, ob sich ihr Lebensmittelpunkt einst wieder zurück nach Spanien verlagern wird.

Am Ende der Umfrage hatten alle TeilnehmerInnen, wie bereits in Kapitel 4.2.2 berichtet, die Möglichkeit, ihre E-Mail-Adresse zu hinterlassen, um an der Verlosung zweier Amazon-Gutscheine teilzunehmen.

4.4 Zusammenfassung der Ergebnisse

Abschließend sollen die wichtigsten Ergebnisse der Befragung von in Österreich lebenden SpanierInnen an dieser Stelle zusammengefasst und im Hinblick auf die in der Einleitung dieser Arbeit präsentierten Forschungsfragen kommentiert werden.

Es zeigte sich, dass die SpanierInnen unterschiedliche Beweggründe dafür hatten, einen Auslandsaufenthalt in Österreich anzutreten. Nur rund ein Viertel aller Befragten sah sich aufgrund der in Spanien herrschenden hohen Arbeitslosigkeit im Ausland nach Arbeitsplätzen um und versuchte dadurch bewusst, der schlechten wirtschaftlichen Situation des Heimatlandes zu entfliehen. Die derzeitige wirtschaftliche Situation kann also zwar als Ursache für die vermehrte Abwanderung aus Spanien verantwortlich gemacht werden, sie stellt jedoch grundsätzlich nicht den alleinigen Grund dar, weshalb SpanierInnen beschließen, das Land zu verlassen. Die im Rahmen dieser Arbeit durchgeführte Umfrage hat ergeben, dass zwei Drittel der in Österreich lebenden SpanierInnen den Entschluss zu einem Aufenthalt in Österreich unabhängig von der hohen Arbeitslosenquote in ihrem Heimatland gefasst haben. Laut eigenen Angaben wäre die Mehrheit der Befragten auch nach Österreich gekommen, wenn die wirtschaftliche Situation Spaniens zum Zeitpunkt der Abreise besser ausgesehen hätte. Vielen SpanierInnen, die sich ursprünglich für ein Auslandssemester an einer österreichischen Universität, ein Praktikum oder aber eine neue Arbeitsstelle in Österreich entschieden, ging es hauptsächlich darum, Erfahrungen im Ausland zu sammeln und etwas Neues zu erleben. Andere wiederum verschlug es aufgrund ihrer hierzulande lebenden PartnerInnen nach Österreich. Lediglich ein äußerst geringer Anteil der hier lebenden SpanierInnen wurde von einer Firma nach Österreich entsandt.

Es wurde zu Beginn dieser Arbeit angenommen, dass in Österreich lebende Expatriates einen hohen Bildungsstand aufweisen. Diese Vermutung konnte bestätigt werden, da aus den Ergebnissen der Umfrage hervorgeht, dass 82 % aller hierzulande lebenden SpanierInnen über einen Universitätsabschluss verfügen.

Etwas mehr als die Hälfte aller Befragten gab an, vor dem aktuellen Aufenthalt noch nie in Österreich gewesen zu sein und entschied sich daher für einen Auslandsaufenthalt an einem bis dahin unbekannten Ort. Beinahe zwei Drittel der Befragten waren jedoch vor ihrem aktuellen Aufenthalt in Österreich schon mindestens einmal für längere Zeit im Ausland gewesen, was darauf schließen lässt, dass Menschen, die bereits Erfahrungen fern ihrer Heimat gesammelt haben, vermehrt dazu neigen, sich abermals für einen Auslandsaufenthalt zu entscheiden. Jenen Menschen, die noch nie fern ihres Heimatlandes gelebt haben, scheint es schwerer zu fallen, diesen Schritt zu wagen. Hier spielt jedoch auch die Persönlichkeit der einzelnen Individuen eine Rolle, aufgrund derer Auslandsaufenthalte bestimmten Typen reizvoller erscheinen als anderen und aus deren Sichtweise mehr Potenzial als Gefahren bergen.

Was die Vorbereitung auf den Aufenthalt in Österreich betrifft, so gaben 22 % der Befragten an, dies intensiv durch das Lesen von Büchern, Internetrecherche oder den Besuch von (Sprach)Kursen getan zu haben. 13 % der UmfrageteilnehmerInnen besuchten in Spanien oder in Österreich Kurse für interkulturelles Training oder sonstige vorbereitende Kurse (abgesehen von Deutschkursen) und 4 % bekamen solche Kurse von ihren österreichischen Arbeitgebern organisiert bzw. bezahlt. Über ein Drittel der Befragten besuchte bereits in Spanien Deutschkurse, um für den Auslandsaufenthalt gewappnet zu sein und fast drei Viertel aller befragten SpanierInnen nahmen schließlich in Österreich an Sprachkursen teil, weil es ihnen wichtig war, Deutsch zu sprechen. Jenen drei Personen, die von ihren spanischen Firmen nach Österreich entsandt wurden und vor ihrer Abreise keinerlei Deutschkenntnisse hatten, wurde weder die Möglichkeit des Besuches eines interkulturellen Trainings noch eines Deutschkurses in Spanien oder Österreich geboten, sei es aus finanziellen Gründen oder aufgrund des fehlenden Problembewusstseins hinsichtlich interkultureller Kommunikation.

Exakt die Hälfte der befragten SpanierInnen gab an, in einem Unternehmen bzw. Umfeld mit hauptsächlich österreichischen KollegInnen zu arbeiten und ein weiteres Drittel ist in Firmen mit einer Mischung aus österreichischen und internationalen MitarbeiterInnen tätig. Einige dieser Arbeitgeber sind den Ergebnissen der Umfrage zufolge durchaus bereit, durch das Angebot von Sprachkursen in ihre Mitarbeiter zu investieren und diese zu fördern, anstatt bevorzugt Personen einzustellen, die bereits zum Zeitpunkt des Bewerbungsprozesses über perfekte Deutschkenntnisse verfügen. 11 % der TeilnehmerInnen gaben an, in Österreich Deutschkurse besucht zu haben, die vom Arbeitgeber organisiert bzw. bezahlt wurden.

Ein Blick auf die Deutschkenntnisse der Befragten zeigt, dass mehr als die Hälfte der in Österreich lebenden SpanierInnen bereits vor ihrer Ankunft über Kenntnisse der deutschen Sprache auf grundlegendem, mittlerem oder fortgeschrittenem Niveau verfügten. Zum Zeitpunkt der Befragung hatten 95 % aller TeilnehmerInnen zumindest Grundkenntnisse der

deutschen Sprache, rund drei Viertel jedoch mindestens auf mittlerem und 40 % sogar auf hohem bzw. fortgeschrittenem Niveau. Insgesamt erachten es 98 % der Befragten als wichtig, Kenntnisse der Amtssprache des Landes, in dem man lebt, zu haben.

Um der Frage nach der Wichtigkeit von Kenntnissen der Landessprache für einen erfolgreichen Integrationsprozess nachzugehen, so kann als Annäherung daran die Situation jener befragten SpanierInnen analysiert werden, deren Freundeskreise hauptsächlich aus ÖsterreicherInnen bestehen bzw. die österreichische (Ehe)PartnerInnen haben. Es lässt sich dabei feststellen, dass sich unter den in die Gesellschaft des Gastlandes am besten integrierten Expatriates großteils Personen befinden, die auch gute Kenntnisse der Landessprache haben. Die Beherrschung der Landessprache als wichtiges Kriterium für den Integrationsprozess kann also bestätigt werden.

Was den Kontakt der SpanierInnen zur österreichischen Bevölkerung angeht, so gaben lediglich 11 % der Befragten an, ihr Freundeskreis in Österreich bestehe zum Großteil aus ÖsterreicherInnen. Dies bedeutet jedoch nicht, dass die übrigen Personen überhaupt keinen Kontakt zu Einheimischen haben. 50 % der TeilnehmerInnen beschrieben ihren Freundes- und Bekanntenkreis immerhin aus ebenso vielen ÖsterreicherInnen wie SpanierInnen und internationalen Personen bestehend. Es muss zudem an dieser Stelle die Vermutung angesprochen werden, dass die hierzulande lebenden SpanierInnen nicht alleine für den mangelnden Kontakt zur einheimischen Bevölkerung verantwortlich gemacht werden können. Es stellte sich heraus, dass mehr als die Hälfte der Befragten gerne mehr Kontakt zu ÖsterreicherInnen hätte, es jedoch viele als schwierig bezeichneten, ÖsterreicherInnen kennen zu lernen und Freundschaften mit ihnen zu schließen. Dies mag zum einen daran liegen, dass sich Expatriates im Ausland oftmals unter Gleichgesinnten aufhalten, was die Gelegenheiten zur Kontaktaufnahme mit Einheimischen vermindert. Zum anderen liegt die Ursache dafür sicherlich auch in der im Vergleich zu anderen Kulturen eher reservierten Natur der österreichischen Landsleute. Obwohl die ÖsterreicherInnen von den Befragten im Allgemeinen als freundlich und hilfsbereit eingeschätzt wurden, so war Offenheit eine Eigenschaft, die ihnen von über zwei Drittel der SpanierInnen explizit nicht zugeschrieben wurden.

Über die Hälfte der Befragten bestätigte den großen Unterschied zwischen der österreichischen und der spanischen Kultur sowie den entsprechenden kulturell geprägten Wertvorstellungen und mehr als zwei Drittel sehen einen deutlichen Unterschied in der Mentalität der jeweiligen Kulturangehörigen. Die für einen Auslandsaufenthalt typische anfängliche Phase der Euphorie sowie später auftretende Symptome eines Kulturschocks wurden von jeweils zwei Drittel der befragten SpanierInnen erlebt. Im Laufe ihres Aufenthaltes in Österreich haben schließlich die meisten spanischen Expatriates bestimmte Denk- oder Verhaltensweisen der österreichischen Kultur selbst angenommen. Auch vertreten 90 % aller Befragten die

Meinung, es sei wichtig, sich an die Kultur des Gastlandes, in dem man während eines Auslandsaufenthaltes lebt, anzupassen.

Die Lebensqualität in Österreich wird von mehr als drei Viertel der Befragten im Vergleich zu jener in Spanien als besser empfunden und ebenfalls rund drei Viertel behaupten von sich selbst, gerne in Österreich zu leben. Insgesamt sprechen 75 % der befragten SpanierInnen von ihrem Auslandsaufenthalt in Österreich als einer wertvollen Erfahrung, die sie nicht missen möchten.

5 Schlusswort

Diese Arbeit soll zum einen dazu dienen, das Bewusstsein hinsichtlich kultureller Unterschiede zu schärfen und die LeserInnen durch das Wissen über deren Existenz für die Problematik der interkulturellen Kommunikation zu sensibilisieren. Auch soll das Wissen über kulturelle Prägungen und Kulturunterschiede diesen ermöglichen, die Thematik der Migration und Integration aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten sowie mehr Verständnis für die oftmals eigenartig erscheinenden Verhaltensweisen und Traditionen von Menschen anderer Kulturzugehörigkeit aufzubringen.

Zum anderen beschäftigt sich die Arbeit im Speziellen mit der Situation in Österreich lebender spanischer Expatriates und untersucht bestimmte im Zusammenhang mit deren Auslandsaufenthalt stehende Aspekte. Die Ergebnisse der durchgeführten Umfrage zeigen, dass der Großteil hierzulande lebender SpanierInnen gerne in Österreich lebt, dem Land eine hohe Lebensqualität zuschreibt und Interesse an der österreichischen Kultur und Sprache hat. Was den Kontakt zur einheimischen Bevölkerung betrifft, so macht es die Tendenz der ÖsterreicherInnen zur Reserviertheit nicht immer einfach für Expatriates, deren eigene Kultur von Offenheit geprägt ist, soziale Beziehungen zu diesen aufzubauen. Hinsichtlich erfolgreicher Integration in die Gastkultur lässt sich anhand der Umfrageergebnisse die Vermutung, dass Kenntnisse der Landessprache diesbezüglich eine wichtige Rolle spielen, bestätigen. Es darf jedoch nicht vergessen werden, dass die nötigen Sprachkenntnisse alleine keine Garantie für erfolgreiche Integration darstellen, sondern diese von verschiedensten Faktoren abhängt, die sowohl die MigrantInnen selbst als auch die aufnehmende Gesellschaft betreffen.

Bibliografie

Sekundärliteratur

Adorno, Theodor W./Frenkel-Brunswik, Else/Levinson, Daniel J./Sanford, R. N. 1950. *The authoritarian personality*. New York: Harper & Row

Amman, Margret. 1995³. *Kommunikation und Kultur: Dolmetschen und Übersetzen heute; eine Einführung für Studierende*. Frankfurt am Main: IKO – Verl. für Interkulturelle Kommunikation.

Bartholy, Heike. 1992. Barrieren in der interkulturellen Kommunikation. In: Reimann, Horst. 1992. *Transkulturelle Kommunikation und Weltgesellschaft. Zur Theorie und Pragmatik globaler Interaktion*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 174-191.

Brislin, Richard W. 1981. *Cross-cultural encounters*. New York, NY: Pergamon Press

Bühlig, Kristin. 2006. *Beyond misunderstanding. Linguistic analyses of intercultural communication*. Amsterdam: John Benjamins.

Carling, Jørgen. 2002. Migration in the age of involuntary immobility: theoretical reflections and Cape Verdean experiences. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies* 28: 1, 5-42

de Cillia, Rudolf. 2012. Migration und Sprache/n. Sprachenpolitik – Sprachförderung – Diskursanalyse. In: Fassmann, Heinz/Dahlvik, Julia. 2012². *Migrations- und Integrationsforschung – multidisziplinäre Perspektiven*. Göttingen: V&R unipress, 185-212

Düvell, Franck. 2006. *Europäische und internationale Migration*. Hamburg: LIT VERLAG

Esser, Hartmut. 1980. *Aspekte der Wanderungssoziologie: Assimilation und Integration von Wanderern, ethnischen Gruppen und Minderheiten*. Darmstadt/Neuwied: Luchterhand

Esser, Hartmut. o. J. Sprache und Integration: Konzeptionelle Grundlagen und empirische Zusammenhänge. KMI Working Paper Series. In: http://www.oew.ac.at/kmi/Bilder/kmi_WP7.pdf, Stand: 14.05.2015

European Commission. 2001. *Employment in Europe 2001. Recent Trends and Prospects*. In: ec.europa.eu/social/BlobServlet?docId=1895&langId=en, Stand: 03.05.2015

Fassmann, Heinz. 2006. Der Integrationsbegriff: missverständlich und allgegenwärtig – eine Erläuterung. In: Oberlechner, Manfred. 2006. *Die missglückte Integration? Wege und Irrwege in Europa*. Wien: Braumüller, 225-238

Fassmann, Heinz/Dahlvik, Julia. 2012². *Migrations- und Integrationsforschung – multidisziplinäre Perspektiven*. Göttingen: V&R unipress

Feithen, Rosemarie. 1985. *Arbeitskräftewanderungen in der Europäischen Gemeinschaft*. Frankfurt/New York: Campus Verlag

Framson, Elke A. 2009. *Transkulturelle Marketing- und Unternehmenskommunikation*. Wien: Facultas

Giordano, Christian. 1992. Begegnung ohne Verständigung? Zur Problematik des Mißverständnisses bei Prozessen der interkulturellen Kommunikation. In: Reimann, Horst. 1992. *Transkulturelle Kommunikation und Weltgesellschaft. Zur Theorie und Pragmatik globaler Interaktion*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 192-223.

Global Commission on International Migration. 2005. *Migrations in an interconnected world: new directions for action*. In: <http://www.queensu.ca/samp/migrationresources/reports/gcim-complete-report-2005.pdf>, Stand: 06.05.2015

Göhring, Heinz. 2003². Interkulturelle Kommunikation. In: Snell-Hornby, Mary et al. 2003². *Handbuch Translation*. Tübingen: Stauffenburg, 112-115.

Gratius, Susanne. 2013. Wirtschaftskrise und politischer Wandel in Spanien. In: http://www.swp-berlin.org/fileadmin/contents/products/aktuell/2013A34_grt.pdf, Stand: 30.05.2015

Gullahorn, John T./Gullahorn, Jeanne E. 1963. An Extension of the U-Curve Hypothesis. *Journal of Social Issues*. 19: 3, 33-47

Hall, Edward T. 1959. *The silent language*. New York, NY: Doubleday.

Hall, Edward T. 1990. *Understanding cultural differences*. Yarmouth: Intercultural Press

Hartog, Jennifer. 2006. Beyond 'misunderstandings' and 'cultural stereotypes'. Analysing intercultural communication. In: Bührig, Kristin. 2006. *Beyond misunderstanding. Linguistic analyses of intercultural communication*. Amsterdam: John Benjamins, 175-188.

Heftfleisch, Gerhard. 2006. Integration von Migrantinnen und Migranten am Prüfstand. In: Oberlechner, Manfred. 2006. *Die missglückte Integration? Wege und Irrwege in Europa*. Wien: Braumüller, 57-78

Hoerder, Dirk. 2002. *Cultures in Contact. World Migrations in the Second Millennium*. Durham/London: Duke University Press

Hofstede, Geert. 2001². *Culture's Consequences. Comparing Values, Behaviors, Institutions, and Organizations Across Nations*. Thousand Oaks, California: Sage Publications.

Hofstede, Geert. 2006³. *Lokales Denken, globales Handeln. Interkulturelle Zusammenarbeit und globales Management*. Aus dem Englischen von Petra Mayer und Martina Sondermann. München: dtv.

Jonas, Klaus/Schmid Mast, Marianne. 2007. Stereotyp und Vorurteil. In: Straub, Jürgen/Weidemann, Arne/Weidemann, Doris. 2007. *Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz*. Stuttgart/Weimar: J. B. Metzler, 69-76

Kadrić, Mira/Kaindl, Klaus/Kaiser-Cooke, Michèle. 2007². *Translatorische Methodik*. Wien: Facultas

Kotthoff, Helga. 2009. *Handbook of intercultural communication*. Berlin: Mouton de Gruyter.

Kühlmann, Torsten M. 2007. Fragebögen. In: Straub, Jürgen/Weidemann, Arne/Weidemann, Doris. 2007. *Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz*. Stuttgart/Weimar: J. B. Metzler, 346-352

Kumbier, Dagmar. 2010⁴. *Interkulturelle Kommunikation*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.

Langthaler, Herbert. 2010. *Integration in Österreich*. Innsbruck/Wien/Bozen: StudienVerlag

Lebhart, Gustav/Münz, Rainer. 1999. *Migration und Fremdenfeindlichkeit*. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften

Luger, Kurt/Renger, Rudi. 1994. *Dialog der Kulturen. Die multikulturelle Gesellschaft und die Medien*. Wien/St. Johann im Pongau: Österreichischer Kunst- und Kulturverlag.

Luger, Kurt. 1994. Offene Grenzen in der Kommunikationswissenschaft. Über die Notwendigkeit eines interkulturellen Forschungsansatzes. In: Luger, Kurt/Renger, Rudi. 1994. *Dialog der Kulturen. Die multikulturelle Gesellschaft und die Medien*. Wien/St. Johann im Pongau: Österreichischer Kunst- und Kulturverlag, 23-65.

Maletzke, Gerhard. 1996. *Interkulturelle Kommunikation. Zur Interaktion zwischen Menschen verschiedener Kulturen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Mecheril, Paul. 2007. Migration und Integration. In: Straub, Jürgen/Weidemann, Arne/Weidemann, Doris. 2007. *Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz*. Stuttgart/Weimar: J. B. Metzler, 469-480

Minkov, Michael. 2011. *Cultural Differences in a Globalizing World*. Bingley: Emerald

Moosmüller, Alois. 2007. Lebenswelten von ‚Expatriates‘. In: Straub, Jürgen/Weidemann, Arne/Weidemann, Doris. 2007. *Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz*. Stuttgart/Weimar: J. B. Metzler, 480-488

Müller, Ina. 2004. *Und sie bewegt sich doch... Translationswissenschaft in Ost und West*. Frankfurt am Main: Peter Lang

Oberg, Kalvero. 1960. Culture shock: adjustment to new cultural environments. In: *Practical Anthropology* 7, 177-182

Oberlechner, Manfred. 2006. *Die missglückte Integration? Wege und Irrwege in Europa*. Wien: Braumüller

Plutzar, Verena. 2010. Sprache als „Schlüssel“ zur Integration? Eine kritische Annäherung an die österreichische Sprachenpolitik im Kontext von Migration. In: Langthaler, Herbert. 2010. *Integration in Österreich*. Innsbruck/Wien/Bozen: StudienVerlag, 123-142

Prechtl, Elisabeth/Davidson Lund, Anne. 2009. Intercultural competence and assessment: perspectives from the INCA Project. In: Kotthoff, Helga. 2009. *Handbook of intercultural communication*. Berlin: Mouton de Gruyter, 467-490.

Prunč, Erich. 2004. Zum Objektbereich der Translationswissenschaft. In: Müller, Ina. 2004. *Und sie bewegt sich doch... Translationswissenschaft in Ost und West*. Frankfurt am Main: Peter Lang, 263-285.

Raab-Steiner, Elisabeth/Benesch, Michael. 2012³. *Der Fragebogen. Von der Forschungsidee zur SPSS-Auswertung*. Wien: Facultas

Reimann, Horst. 1992. *Transkulturelle Kommunikation und Weltgesellschaft. Zur Theorie und Pragmatik globaler Interaktion*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Reinprecht, Christoph/Weiss, Hilde. 2012². Migration und Integration: Soziologische Perspektiven und Erklärungsansätze. In: Fassmann, Heinz/Dahlvik, Julia. 2012². *Migrations- und Integrationsforschung – multidisziplinäre Perspektiven*. Göttingen: V&R unipress, 13-33

Renger, Rudi. 1994. Der Kultur auf der Spur. Materialien zur Interkulturellen Forschung. In: Luger, Kurt/Renger, Rudi. 1994. *Dialog der Kulturen. Die multikulturelle Gesellschaft und die Medien*. Wien/St. Johann im Pongau: Österreichischer Kunst- und Kulturverlag, 66-83.

Schreiner, Karin. 2009. *Mit der Familie ins Ausland. Ein Wegweiser für Expatriates*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht

Schubert, Klaus. 2004. Interkulturelle Sprache. In: Müller, Ina. 2004. *Und sie bewegt sich doch... Translationswissenschaft in Ost und West*. Frankfurt am Main: Peter Lang, 319-331.

Schulz von Thun, Friedemann. 1989. *Miteinander reden 2. Stile, Werte und Persönlichkeitsentwicklung*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Schulz von Thun, Friedemann. 2006⁴³. *Miteinander reden 1. Störungen und Klärungen. Psychologie der zwischenmenschlichen Kommunikation*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Sherif, M./Harvey, O. J./White, B. J./Hood, W. R./Sherif, C. W. 1961. *The Robbers Cave experiment: Intergroup conflict and cooperation*. Norman, OK: University of Oklahoma Press

Snell-Hornby, Mary. 1988. *Translation Studies. An Integrated Approach*. Amsterdam: John Benjamins.

Snell-Hornby, Mary/Hönig, Hans G./Kußmaul, Paul/Schmitt, Peter A. 2003². *Handbuch Translation*. Tübingen: Stauffenburg.

Stiglitz, Joseph. 2002. *Die Schatten der Globalisierung*. Berlin: Siedler

Strasser, Michaela. 2006. Des-Integration. In: Oberlechner, Manfred. 2006. *Die missglückte Integration? Wege und Irrwege in Europa*. Wien: Braumüller, 281-294

Straub, Jürgen/Weidemann, Arne/Weidemann, Doris. 2007. *Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz*. Stuttgart/Weimar: J. B. Metzler

Tajfel, H./Turner, J. C. 1979. An integrative theory of intergroup conflict. In: Austin, W. G./Worchel, S. *The social psychology of intergroup relations*. Monterey, CA: Brooks/Cole, 33-47

Tibi, Bassam. 2006. Wie können MigrantInnen integriert werden? In: Oberlechner, Manfred. 2006. *Die missglückte Integration? Wege und Irrwege in Europa*. Wien: Braumüller, 169-181

Treibel, Annette. 1999². *Migration in modernen Gesellschaften*. Weinheim/München: Juventa

Watzlawick, Paul et al. 2000¹⁰. *Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien*. Bern: Huber.

Weidemann, Doris. 2007. Akkulturation und interkulturelles Lernen. In: Straub, Jürgen/Weidemann, Arne/Weidemann, Doris. 2007. *Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz*. Stuttgart/Weimar: J. B. Metzler, 488-498

Internetquellen

DUDEN. www.duden.de, Stand: 30.03.2015.

Gabler Wirtschaftslexikon. <http://wirtschaftslexikon.gabler.de>, Stand: 06.05.2015

ILO. <http://www.ilo.org>, Stand: 06.05.2015

IOM. <https://www.iom.int>, Stand: 18.04.2015

UNRIC. <http://www.unric.org/en/youth-unemployment/27412-spaniards-emigrants-again>, Stand: 03.03.2015

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Gründe für den Aufenthalt in Österreich	83
Abbildung 2: Auslandsaufenthalt unabhängig von wirtschaftlicher Situation Spaniens?	84
Abbildung 3: Bisherige Aufenthaltsdauer in Österreich	85
Abbildung 4: Verteilung der Wohnorte	85
Abbildung 5: Verteilung der Beschäftigungsorte.....	86
Abbildung 6: Österreich-Besuche vor dem derzeitigen Aufenthalt	87
Abbildung 7: Auslandsaufenthalte vor dem derzeitigen Aufenthalt in Österreich	87
Abbildung 8: Besuche von interkulturellen Trainings o. ä. vorbereitenden Kursen.....	88
Abbildung 9: Kulturschock-Erlebnisse der Befragten	89
Abbildung 10: Unter den ArbeitskollegInnen primär vertretene Nationalität	90
Abbildung 11: Im Freundeskreis primär vertretene Nationalität	91
Abbildung 12: Beziehung und Nationalitäten der PartnerInnen	92
Abbildung 13: Lebensqualität in Österreich im Vergleich zu Spanien.....	93
Abbildung 14: „Wo fühlen Sie sich zuhause?“	94
Abbildung 15: "Meinen Aufenthalt in Österreich empfinde ich als..."	95
Abbildung 16: Sprachkenntnisse.....	95
Abbildung 17: Deutschkenntnisse vor der Ankunft in Österreich	96
Abbildung 18: Besuch eines Deutschkurses in Spanien	97
Abbildung 19: Besuch eines Deutschkurses in Österreich.....	98
Abbildung 20: Deutschkenntnisse zum Zeitpunkt der Befragung	100
Abbildung 21: Am Arbeitsplatz gesprochene Sprachen	101
Abbildung 22: In der Freizeit gesprochene Sprachen	102
Abbildung 23: "Sind Kenntnisse der Landessprache wichtig?"	102
Abbildung 24: Notwendigkeit von Deutschkenntnissen in Österreich	103
Abbildung 25: Unsicherheit beim Sprechen der deutschen Sprache	103
Abbildung 26: In das Erlernen der deutschen Sprache investierte Zeit	104
Abbildung 27: Gebrauch deutschsprachiger Medien	105
Abbildung 28: Unwohlsein aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse	105
Abbildung 29: Unwohlsein durch das Fehlen der vertrauten Umgebung.....	106
Abbildung 30: Unwohlsein durch befremdend wirkende Kultur	107
Abbildung 31: Positiv erlebte Anfangsphase	108
Abbildung 32: Unterschied zwischen österreichischer und spanischer Kultur.....	108
Abbildung 33: Unterschied in den Wertvorstellungen.....	109
Abbildung 34: Unterschied in der Lebensweise/Mentalität	110
Abbildung 35: Knüpfen von Kontakten in der Anfangsphase	110
Abbildung 36: Freundschaften mit ÖsterreicherInnen	111
Abbildung 37: Wunsch nach vermehrtem Kontakt zu ÖsterreicherInnen	112
Abbildung 38: ÖsterreicherInnen sind ebenso offen wie SpanierInnen	113

Abbildung 39: ÖsterreicherInnen sind sehr freundlich	113
Abbildung 40: ÖsterreicherInnen sind sehr hilfsbereit	114
Abbildung 41: Vermissen gewohnter Produkte in Österreich.....	114
Abbildung 42: Annahme österreichischer Denk- oder Verhaltensweisen	115
Abbildung 43: Vorbereitung auf den Aufenthalt in Österreich.....	116
Abbildung 44: Wichtigkeit der Anpassung an die fremde Kultur	117
Abbildung 45: Wichtigkeit von Kenntnissen über die fremde Kultur	117
Abbildung 46: Interesse an der österreichischen Kultur	118
Abbildung 47: "Ich lebe gerne in Österreich."	118
Abbildung 48: Steigerung des Interesses an der österr. Kultur und Sprache	119
Abbildung 49: Zunahme des Selbstbewusstseins durch den Auslandsaufenthalt.....	120
Abbildung 50: Vermehrtes Schätzen der eigenen Kultur.....	120
Abbildung 51: Geschlechterverteilung.....	121
Abbildung 52: Altersverteilung.....	122
Abbildung 53: Nationalität.....	122
Abbildung 54: Beziehungsstatus	123
Abbildung 55: "Haben Sie Kinder?"	123
Abbildung 56: Höchste abgeschlossene Ausbildung	124
Abbildung 57: Wohnort vor dem Aufenthalt in Österreich	125
Abbildung 58: Derzeitige Beschäftigungssituation.....	126
Abbildung 59: „Möchten Sie nach ihrem Österreich-Aufenthalt zurück nach Spanien?“	126

Fragebogen in spanischer Sprache

Comunicación intercultural - expatriados españoles en Austria

Estimado participante:

En el marco de mi tesis de máster titulada "Comunicación intercultural - expatriados españoles en Austria", que estoy escribiendo en el Centro de Traducción e Interpretación de la Universidad de Viena, investigo ciertos aspectos de la experiencia en el extranjero de españoles viviendo en Austria. Para recoger los datos necesarios he creado un cuestionario de 50 preguntas que le ruego rellene.

Quisiera señalar que no existen respuestas correctas o incorrectas, sino aquellas basadas en su experiencia y opinión personal. Así que, por favor, conteste con sinceridad. Rellenar el cuestionario le llevará aproximadamente 15 minutos. Por supuesto sus datos serán tratados de forma confidencial.

Entre todos los participantes se sortearán dos vales regalo de Amazon por valor de 10 euros cada uno.

Si tiene alguna pregunta sobre el cuestionario, no dude en contactarme por email: Judith.sch@gmx.at.

Muchas gracias por su participación.

Atentamente

Judith Schiessbiegl

A) Preguntas sobre su estancia en Austria

1.) ¿Cuál fue la razón por la que originalmente vino a Austria?

- ☐ La empresa para la que estaba trabajando en España me envió a Austria
- ☐ Vine a Austria para estudiar/hacer unas prácticas
- ☐ Mi pareja estaba viviendo en Austria en ese momento
- ☐ Decidí buscar trabajo en el extranjero debido al alto nivel de desempleo en España
- ☐ Otras razones (especificar):

2.) ¿Se habría ido al extranjero si la situación económica en España hubiera sido favorable?

- ☐ Sí
- ☐ No

3.) ¿Cuánto tiempo lleva en Austria?

- ☐ < 6 meses
- ☐ 6 meses - 1 año
- ☐ 1-3 años
- ☐ 3-5 años
- ☐ > 5 años

4.) ¿En qué ciudad austríaca vive actualmente?

5.) ¿En qué ciudad austríaca trabaja actualmente?

6.) ¿Antes de su estancia actual, había estado ya alguna vez en Austria (por ej. de vacaciones)?

- ☐ Sí
- ☐ No

7.) ¿Antes de su estancia en Austria, había estado ya alguna vez en el extranjero durante un período de tiempo prolongado (de al menos 3 meses)?

- ☐ Sí, una vez
- ☐ Sí, varias veces
- ☐ No

•

8.) ¿Asistió a un curso de entrenamiento intercultural o a algún otro curso preparativo, aparte de un curso de alemán, en España o Austria?

- ☐ Sí, asistí a un curso organizado/pagado por mi empleador
- ☐ Sí, asistí a un curso por propia iniciativa
- ☐ No asistí a ningún curso preparativo

9.) ¿Ha experimentado algún tipo de choque cultural durante su estancia en Austria?

- ☐ Sí
- ☐ No
- ☐ No sé qué es un choque cultural

10.) Por favor, complete la siguiente declaración: Trabajo en una empresa/en un ambiente con compañeros de trabajo que en su mayoría son...

- ☐ Austríacos
- ☐ Españoles
- ☐ Personas de otras nacionalidades
- ☐ Una mezcla de austríacos, españoles y personas de otras nacionalidades

11.) Por favor, complete la siguiente declaración: La mayoría de mis amigos aquí en Austria son...

- ☐ Austríacos
- ☐ Españoles
- ☐ Personas de otras nacionalidades
- ☐ Una mezcla de austríacos, españoles y personas de otras nacionalidades

12.) ¿Se encuentra actualmente en una relación?

- ☐ No
- ☐ Sí, mi pareja es español/a
- ☐ Sí, mi pareja es austríaco/a
- ☐ Sí, mi pareja es:

13.) ¿Cómo evalúa la calidad de vida en Austria en comparación con la de España?

- ☐ Mucho mejor ☐ Mejor ☐ Igual ☐ Peor ☐ Mucho peor

14.) ¿Dónde se siente en casa? (Puede marcar varias respuestas)

- ☐ En España
- ☐ En Austria
- ☐ En:

15.) Por favor, complete la siguiente declaración: En total considero mi estancia en Austria...

- ☐ Una pérdida de tiempo
- ☐ Un cambio ante la vida cotidiana en España, algo diferente
- ☐ Una valiosa experiencia por la que estoy profundamente agradecido/a

B) Preguntas sobre sus conocimientos de idioma

16.) ¿Qué idiomas habla?

17.) ¿Ya tenía conocimientos de alemán antes de su llegada a Austria?

- ☐ Sí, el alemán es (una de) mi(s) lengua(s) materna(s)
- ☐ Sí, ya tenía un nivel alto de alemán
- ☐ Sí, ya tenía un nivel intermedio de alemán
- ☐ Sí, ya tenía un nivel básico de alemán
- ☐ No sabía nada de alemán

18.) ¿Hizo un curso de alemán en España antes de su viaje a Austria?

- ☐ Sí, porque era importante para mí saber alemán
- ☐ Sí, asistí a un curso organizado/pagado por mi empleador
- ☐ No, porque ya sabía bastante alemán
- ☐ No, porque sabía que haría un curso en Austria
- ☐ No, porque saber alemán no era importante para mí

19.) ¿Hizo un curso de alemán aquí en Austria después de su llegada?

- ☐ Sí, porque era importante para mí saber alemán
- ☐ Sí, asistí a un curso organizado/pagado por mi empleador
- ☐ No, porque ya sabía bastante alemán
- ☐ No, porque ya había hecho un curso en España
- ☐ No, porque saber alemán no era importante para mí

20.) ¿Cómo considera su nivel de alemán en este momento?

- ☐ Avanzado
- ☐ Alto
- ☐ Intermedio
- ☐ Básico
- ☐ No sé nada de alemán

21.) ¿Cuál es la lengua más utilizada en su lugar de trabajo? (Puede marcar varias respuestas)

☐ Alemán

☐ Inglés

☐ Español

☐ Otras lenguas:

▪

22.) ¿Cuál es la lengua más utilizada en su tiempo libre? (Puede marcar varias respuestas)

☐ Alemán

☐ Inglés

☐ Español

☐ Otras lenguas:

23.) ¿Cree que es importante hablar el idioma oficial del país en el que se vive?

☐ Sí

☐ No

☐ No lo sé

24.) ¿En su opinión, es absolutamente necesario saber alemán para la vida cotidiana en Austria?

☐ Sí, totalmente

☐ No es absolutamente necesario pero definitivamente útil

☐ No, saber inglés es suficiente

25.) ¿Se siente incómodo, nervioso o inseguro cuando alguien le habla en alemán y usted tiene que responder en alemán?

☐ Sí, mucho

☐ Sí

☐ Sí, un poco

☐ Muy poco

☐ No

26.) ¿Diría usted que invierte o ha invertido mucho tiempo en aprender alemán?

☐ Sí, mucho

☐ Sí

☐ Sí, un poco

☐ Muy poco

☐ No

27.) ¿Con qué frecuencia lee libros/periódicos en alemán o ve películas/noticias en alemán?

☐ Frecuentemente

☐ De vez en cuando

☐ Raramente

☐ Nunca

C) Por favor, indique su nivel de acuerdo o desacuerdo con las siguientes declaraciones.

Por favor, indique su nivel de acuerdo o desacuerdo con las siguientes declaraciones, siendo 1 = totalmente de acuerdo, 2 = de acuerdo, 3 = ni de acuerdo ni en desacuerdo, 4 = en desacuerdo y 5 = totalmente en desacuerdo

	1	2	3	4	5
28.) Al principio de mi estancia en Austria me sentí incómodo porque sabía muy poco alemán.	☐	☐	☐	☐	☐
29.) Al principio de mi estancia en Austria me sentí incómodo porque echaba de menos mi país, a mi familia y a mis amigos.	☐	☐	☐	☐	☐
30.) Al principio de mi estancia en Austria me sentí incómodo porque la cultura austríaca me pareció muy extraña.	☐	☐	☐	☐	☐
31.) Al principio de mi estancia en Austria me sentí muy positivo y entusiasmado porque todo fue nuevo y excitante.	☐	☐	☐	☐	☐
32.) Hay una gran diferencia entre la cultura austríaca y la española.	☐	☐	☐	☐	☐
33.) Los valores de los austríacos son muy diferentes de los de los españoles.	☐	☐	☐	☐	☐
34.) El modo de vivir/la mentalidad de los austríacos es muy diferente del de/de la de los españoles.	☐	☐	☐	☐	☐
35.) Una vez en Austria, establecí relaciones sociales e hice nuevos amigos muy pronto (por ej. en mi lugar de trabajo, en el curso de alemán etc.).	☐	☐	☐	☐	☐
36.) Es fácil para mi conocer a austríacos y hacer amistad con ellos.	☐	☐	☐	☐	☐
37.) Me gustaría tener más contacto con austríacos del que tengo en este momento.	☐	☐	☐	☐	☐
38.) Por lo general, los austríacos son igual de abiertos que los españoles.	☐	☐	☐	☐	☐

Por favor, indique su nivel de acuerdo o desacuerdo con las siguientes declaraciones, siendo 1 = totalmente de acuerdo, 2 = de acuerdo, 3 = ni de acuerdo ni en desacuerdo, 4 = en desacuerdo y 5 = totalmente en desacuerdo

	1	2	3	4	5
39.) Por lo general, los austríacos son personas muy amables.	☐	☐	☐	☐	☐
40.) Por lo general, los austríacos me parecen muy serviciales.	☐	☐	☐	☐	☐
41.) Echo de menos muchas cosas de España (por ej. alimentos) y me gustaría que también existieran aquí en Austria.	☐	☐	☐	☐	☐
42.) Con el tiempo me doy cuenta de que me estoy adaptando a ciertas conductas y formas de pensar de los austríacos.	☐	☐	☐	☐	☐
43.) Me preparé intensamente para la estancia en Austria leyendo libros, investigando en internet o asistiendo a un curso (de alemán).	☐	☐	☐	☐	☐
44.) Considero importante adaptarse a la cultura en la que se vive durante una estancia en el extranjero.	☐	☐	☐	☐	☐
45.) Considero importante aprender algo sobre la cultura en la que se vive durante una estancia en el extranjero.	☐	☐	☐	☐	☐
46.) Tengo mucho interés en la cultura austríaca.	☐	☐	☐	☐	☐
47.) Me gusta vivir en Austria.	☐	☐	☐	☐	☐
48.) En este momento tengo más interés en la cultura y la lengua austríaca que al principio de mi estancia en Austria.	☐	☐	☐	☐	☐
49.) Debido a mi experiencia en el extranjero me siento más seguro que antes.	☐	☐	☐	☐	☐
50.) Debido a mi estancia en Austria valoro mi propia cultura más que antes.	☐	☐	☐	☐	☐

D) Información personal

Sexo:

- ☐ m
- ☐ f

Edad:

- ☐ < 20 ☐ 21-25 ☐ 26-30 ☐ 31-35 ☐ 36-40 ☐ 41-50 ☐ 51-60 ☐ > 61

Nacionalidad:

Estado civil:

☐ Soltero

☐ En una relación

☐ Casado

☐ Divorciado

☐ Viudo

¿Tiene hijos?

☐ Sí

☐ No

Nivel de formación más alto:

☐ Ningún título escolar

☐ Educación obligatoria

☐ Bachillerato

☐ Licenciatura (o equivalente)

☐ Máster (o equivalente)

☐ PhD (o equivalente)

☐ Otro (especificar):

¿En qué ciudad vivía antes de venir a Austria?

¿Cuál es su situación de empleo en este momento?

☐ En casa con los hijos/Baja por maternidad

☐ Empleado

☐ Empresario

☐ Estudiante

☐ Desempleado

☐ Otra (especificar):

¿Piensa regresar a España después de su estancia en Austria?

☐ Sí

☐ No

☐ No lo sé

Email (si quiere participar en el sorteo):

Ha completado la encuesta. Muchas gracias por su participación.

Abstract

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit der Thematik der interkulturellen Kommunikation im Zusammenhang mit Migration und Integration am Beispiel in Österreich lebender spanischer Expatriates. Dazu wird ausführlich auf die im Laufe der Enkulturation erfahrene kulturelle Prägung und die daraus resultierende Problematik der interkulturellen Kommunikation eingegangen. Es wird aufgezeigt, worin Kulturunterschiede konkret bestehen und wo die Gefahren des Ethnozentrismus liegen. Da der Fokus dieser Arbeit auf Expatriates, einer Sonderform von MigrantInnen, gerichtet ist, werden auch die Herausforderungen von Auslandsaufenthalten sowie die Integration in eine neue, oft unbekannte Gesellschaft thematisiert. Durch eine Befragung von in Österreich lebenden SpanierInnen werden schließlich Informationen hinsichtlich der persönlichen Gründe für den Aufenthalt in Österreich, des Kontaktes zu Einheimischen, der Vorbereitung auf bevorstehende Auslandsaufenthalte, der Bedeutung von Kenntnissen der Landessprache und allgemein des Lebens in Österreich eingeholt und analysiert. Auch wird untersucht, ob ein Zusammenhang zwischen der hohen Arbeitslosigkeit in Spanien und der zunehmenden Abwanderung spanischer StaatsbürgerInnen besteht. Die Ergebnisse der Umfrage zeigen, dass die derzeitige wirtschaftliche Situation Spaniens zwar deutlich zur vermehrten Abwanderung gebildeter SpanierInnen beiträgt, jedoch nicht den alleinigen Grund darstellt, weshalb diese beschließen, ins Ausland zu gehen. Vielen geht es primär um das Sammeln von Erfahrungen fern ihrer Heimat. Weiters stellt sich heraus, dass sich unter den in die Gesellschaft des Gastlandes am besten integrierten Expatriates größtenteils Personen befinden, die gute Kenntnisse der Landessprache haben, weshalb daraus geschlossen werden kann, dass die Beherrschung der Landessprache ein wichtiges Kriterium für den Integrationsprozess darstellt.

Lebenslauf

Persönliche Daten

Name Judith Schießbiegl
Nationalität Österreich
Geburtstag 12.09.1984
Adresse Steinabrunner Str.194,
2002 Großmugl
Tel. +43 676 65 17 230
E-Mail judith.sch@gmx.at



Ausbildung

1995 – 2003 BG/BRG Hollabrunn
Matura mit ausgezeichnetem Erfolg bestanden

2003 – 2005 Studium der Pharmazie an der Universität Wien

2006 – 2011 Bachelorstudium Transkulturelle Kommunikation an der
Universität Wien
Arbeitssprachen: Englisch, Spanisch, Deutsch

2011 – 2015 Masterstudium Übersetzen an der Universität Wien
Arbeitssprachen: Englisch, Spanisch, Deutsch

Berufserfahrung

Juli 2004 Löwenapotheke (Mag. Irmgard Huschka KG)
Eduard Rösch-Straße 48
2000 Stockerau

Okt. – Dez. 2005 Arbeitsmarktservice Wien
Schloßhofer Str. 16-18
1210 Wien

Feb. 2008, Juli 2009 Antenne Österreich Betriebs GmbH
Makartgasse 3
1010 Wien

Apr. – Okt. 2012	Okto. Community TV-GmbH Goldschlagstraße 172 1140 Wien
Apr. – Juli 2013	Österreichische Botschaft (Presse- und Informationsdienst) 3524 International Court, NW Washington, D.C., 20008 USA

Auslandserfahrung

März – Sept. 2007	Spanisch-Intensivkurs, 575 Unterrichtsstunden Proyecto Español, Alicante, Spanien
Apr. – Juli 2013	Praktikum an der Österreichischen Botschaft Washington, D.C., USA

Sprachkenntnisse

Deutsch	Muttersprache
Englisch	Ausgezeichnete Kenntnisse
Spanisch	Sehr gute Kenntnisse